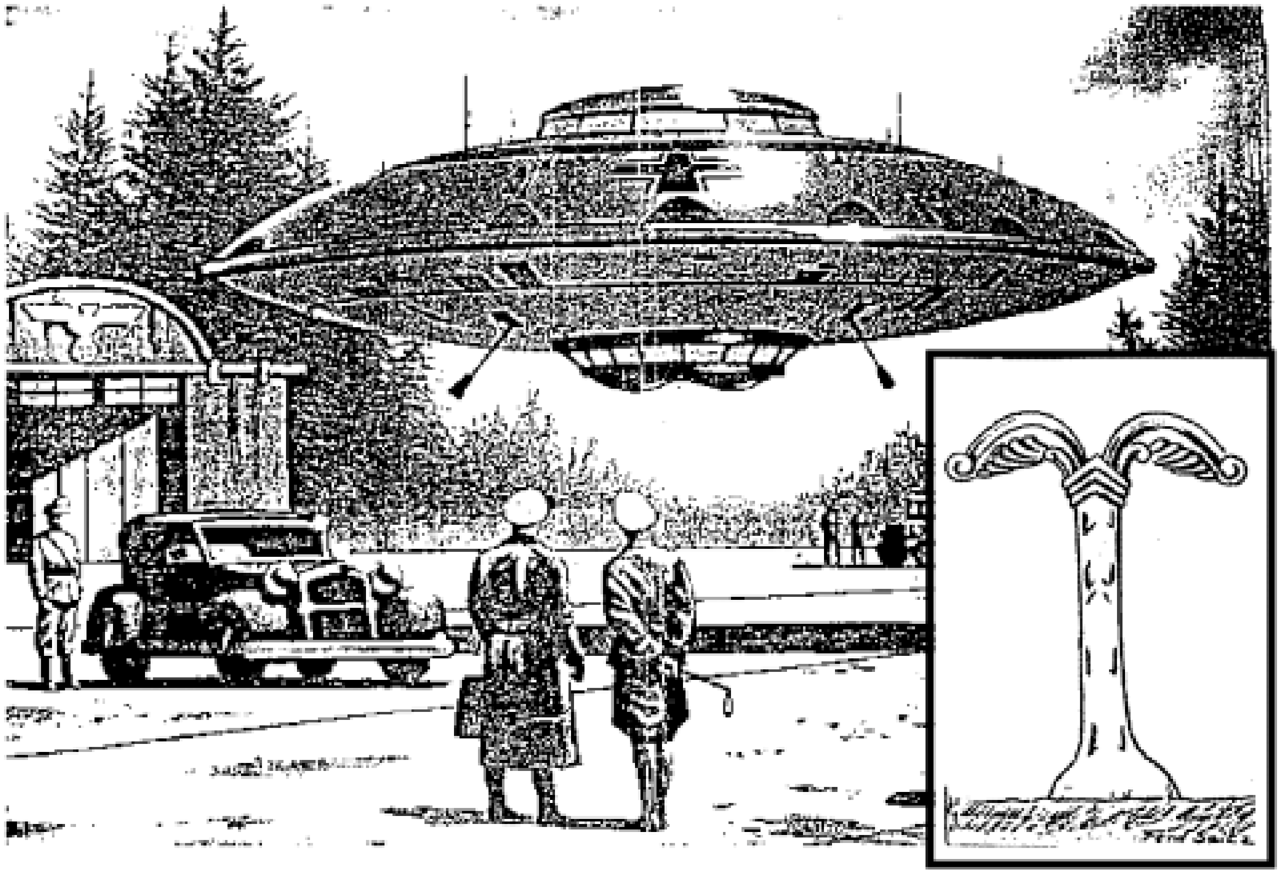
Hans Altmann

EINE DEUTSCHE

LEGENDE



Vorwort

Dieser Roman ist ein Roman voller Realitäten und ist geschrieben im Gedenken an diejenigen Reichsdeutschen, die mir das Wissen zu dessen Inhalt gaben.
Die Namen der darin mitwirkenden Personen, die gelebt haben und teilweise noch leben, sind so weit geändert worden, um nicht erkannt zu werden.
Mein besonderer Dank gilt der Frau, die unter dem Namen Irene in diesem Roman mitwirkte. Ohne ihre Hilfe und ihr Wirken hätte dieser Roman nicht geschrieben werden können, Sollte sich die eine oder andere Person in diesem Roman wieder erkennen, kann es sich nur um einen Zufall handeln und ist nicht beabsichtigt.

Der Verfasser

Eine deutsche Legende

Wenn ich auf mein bisheriges Leben zurückblicke, heute aus der Sicht des endenden Jahres 1999, dann sehe ich auf ein Leben mit allen Höhen und Tiefen, das von der Nachkriegszeit nach dem 2. Weltkrieg überwiegend geprägt wurde, zurück.

Die ersten Jahre meiner Kindheit bis kurz vor das achte Lebensjahr waren trotz Kriegs- und Nachkriegszeit die glücklichsten. Meine Erinnerungen gehen teilweise bis 1943 zurück. Ich bin 1940 geboren. Zu dieser Zeit wohnten wir in einer Kleinstadt in Thüringen. Dort besaßen meine Eltern gemeinsam mit meinen Großeltern einen Holzverarbeitungsbetrieb mit etwa bis zu 60 Mitarbeitern.

Im Jahre 1943 wurde dieser als nicht kriegswichtig von der damaligen Reichsregierung stillgelegt, um Platz für die Lilienthal Gesellschaft, das Amt für Luftfahrtforschung, zu schaffen. Nach was im Einzelnem dort geforscht wurde, war nicht bekannt. Auch durfte kein Zivilist oder eine nicht zu dieser Gesellschaft gehörende Person den Betrieb betreten. Dies galt auch für die näheren Angehörigen dieser Forschungsgruppe. Denn auch die Ehefrau des Leiters der Gruppe einem Dr. Stroh durfte das Gebäude nicht betreten. Auch ihr durfte der eigene Ehemann, der Leiter dieser Gruppe, bei Todesstrafe nicht sagen, woran geforscht und gearbeitet wurde. Sporadische Besuche des Reichsmarschalls Hermann Göring unterstreichen die Wichtigkeit dieser Gesellschaft.

Daß dort an hochbrisanten Geheimobjekten gearbeitet wurde, beweist die Aussage des Gruppenleiters Dr. Stroh im Januar 1945 gegenüber meiner Mutter und meinen Großeltern, daß etwas noch fertiggestellt werden müßte, womit Deutschland den Krieg noch gewinnen könnte. Es wurde fieberhaft am letztem Schliff noch gearbeitet.

Dies war die Aussage eines Wissenschaftlers und keine Propagandalüge aus dem Propagandaministerium des Dr. Göbbels. Auch die V1 und V2 konnten es nicht sein, denn diese Waffen flogen schon seit dem Spätherbst 1944.

Von welcher Geheimwaffe war hier die Rede? Die Atombombe, wie mancher meinen könnte, war es nicht, denn dafür war das Amt für Luftfahrtforschung, wie der Name Luftfahrtforschung aussagt, nicht zuständig. Genaues wissen wir nicht, aber die Vermutung liegt nahe, daß es, wie sich ab dem Jahre 1953 herausstellte, um Flugobjekte handelte, die wir heute als UFOs bezeichnen würden.

Am 13. April 1945 marschierten die Amerikaner auch in unser kleines Städtchen ein und besetzten auch kurzfristig unsere Fabrik Die deutschen Wissenschaftler der Lilienthalgesellschaft haben sich vorher noch absetzen können. Dr. Stroh fuhr mit seiner Frau und seinem kleinen Sohn vorher den Amerikanern entgegen, hatte aber wichtige Dokumente in Gummisäcken verstaut und auf unserem Holzplatz unter einigen Bretterstapeln vergraben, damit die Forschungsarbeit auch für spätere Zeiten dem deutschen Volke wieder zugängig gemacht werden könnte.

Die 3. Panzerdivision der Amerikaner unter General Patton stieß zuerst nach Thüringen vor und überließ die Eroberung Berlins der Roten Armee, obwohl dem amerikanischen

Geheimdienst bekannt war, daß Hitler mit seinem engeren Kreis im Bunker seines Führerhauptquartieres in Berlin sich aufhielt. Den Amerikanern waren die Forschungsergebnisse viel wichtiger als eine Gefangennahme Adolf Hitlers. Wenn sie auch nichts genaueres wußten, so wußten sie doch durch ihren Geheimdienst, daß die Technologiezentren sich im Raume Thüringen, Sachsen und Böhmen befanden.

Nachdem die Amerikaner die wichtigsten Forschungsstätten ausgeplündert hatten und die Wissenschaftler deren sie habhaft wurden nach den USA verschleppt hatten, überließen sie gemäß dem Abkommen von Jalta der Roten Armee diese Gebiete.

Im Jahre 1948 zur beginnenden Sommerzeit mußten wir, meine Mutter, meine Schwester und ich infolge der Enteignung unserer Fabrik durch das kommunistische Regime auch unser Haus verlassen.

Wie gern wären wir, meine Schwester und ich, dort in unserer thüringischen Heimat geblieben. Trotz Engpässen in der Lebensmittelversorgung, war es möglich durch Eigenanbau aus unserem Garten, Gemüse und aus unserem großen Obstgarten, wo fast alle heimischen Obstsorten wuchsen, den Hunger damit zu lindern. Meine Großmutter mütterlicherseits kannte alle Pflanzen, die in unserer heimischen Natur wuchsen, so daß zur entsprechenden Jahreszeit Beeren und Pilze immer vorhanden waren, die eine gesunde zusätzliche Ernährung garantierten. Durch Hühnerhaltung meiner Großeltern väterlicherseits gab es frische Hühnereier und ab und zu wurde auch ein Huhn geschlachtet. So war die Grundernährung bis auf einige Engpässe einigermaßen gesichert.

Rundherum um unseren Ort lagen Wiesen, Felder und Wald. Die herrlichen bunten Wiesen mit einer riesigen Vielfalt an bunten Wiesenblumen waren ab dem Frühjahr eine Augenweide und Balsam für die menschliche Seele. Kein Wunder, daß unsere germanischen Vorfahren in ihrer Phantasie kleine Elfen und Feen darin vermuteten.

Aus dieser für uns Kinder trotz Nachkriegswirren einigermaßen heilen und bunten Welt, wurden wir plötzlich herausgerissen.

Frühmorgens noch bei Dunkelheit fuhren wir nur mit dem Nötigsten bepackt was wir gerade tragen konnten im Zug Richtung Zonengrenze. Meine Schwester sagte mir noch beim Verlassen unserer Heimat, man soll sich neunmal umdrehen, dann kommt man wieder zurück. Es sollte bei mir aber 32 Jahre dauern, bis ich 1980 meinen Heimatort wieder sah.

Die folgenden Jahre erlebten wir in einer westdeutschen Großstadt im westlichen Ruhrgebiet. Wir waren bei Verwandten untergekommen, die uns ein kleines Abstellzimmer von ca. 10 qm Größe zur Verfügung stellten. Mein Vater war erst kurz vor unserer Ankunft aus der englischen Kriegsgefangenschaft aus Afrika zurückgekehrt.

Die Umstellung war für uns Kinder besonders hart. Waren wir doch in unserer thüringischen Heimat an ein freieres Leben in Wald und Feld und auf den Wiesen gewöhnt.

Waren die Wintermonate mit viel Schnee doch recht kalt, so daß wir oft durchgefroren vom Schlitten fahren wieder heim kamen und im Sommer barfuß über die Stoppelfelder liefen, so sahen wir im Ruhrgebiet der damaligen Zeit des Jahres 1948 nur halb zerfallene Häuser, Trümmerlandschaften und dazwischen auch Häuser, die noch ganz geblieben waren.

Mein Vater, der nach meiner Geburt 1940 Soldat wurde und danach noch drei Jahre im englischen Kriegsgefangenenlager in Afrika verbrachte, hatte wohl mit seiner Umstellung zum Familienvater anfangs so seine Schwierigkeiten, da er in den Jahren bis 1945 zu seiner Gefangennahme als Soldat der Wehrmacht überwiegend Befehlsempfänger und danach in der Gefangenschaft, in einem Sonderlager für Parteigenossen der NSDAP fast Sklave war.

Trotzdem gab er nicht auf und hatte ab 1949 das Glück, Arbeit als Schreiner bei Thyssen-Gas zu bekommen. Gleichzeitig baute er mit Hilfe meiner Mutter eine Wohnung in einem vom Bombenkrieg beschädigtem Haus aus. So konnten wir nach neunmonatigem Wohnen auf 10 qm in eine Wohnung mit knapp 60 qm umziehen.

Meine Schwester und ich hatten uns einigermaßen gut eingelebt und gingen jeden Morgen gemeinsam zur Schule. Da meine Schwester drei Jahre älter war, trafen wir uns regelmäßig während der Pausen auf dem Schulhof, wo wir aber verschiedenen Interessen nachgingen. Sie war eine Musterschülerin und brachte auch die besten Zeugnisse nach Hause. Mir fiel das Lernen ebenfalls nicht schwer, nur hatte ich mich oft meiner Haut zu erwehren, da ich als Junge von Mitschülern auch aus anderen Klassen angegriffen wurde, weil diese mit mir ihre Kräfte messen wollten. In der Regel gewann ich die meisten Box- und Ringkämpfe und hatte dadurch etwas mehr Ruhe vor den meisten Rivalen bekommen. Meiner Natur war es auch zuwider, einfach Mitschüler anzugreifen, von denen ich wußte, daß sie mir körperlich nicht gewachsen waren. Auch schloß ich im Laufe der Zeit mit einigen eine gute Freundschaft, und unser Motto war, Ehre und Fairneß gegenüber unseren Gegnern. Unsere Vorbilder waren die Ritter der deutschen Heldensagen des Altertums, die deutschen Soldaten des ersten und zweiten Weltkrieges und die Romanhelden aus den Wildwestromanen. Wir träumten von einer großartigen Zukunft und sahen vieles durch eine rosarote Brille. Wenn ich von der Schule kam, war ich in unserer Wohnung allein, da meine Mutter und mein Vater ab 1950 mit einer Vertretung und einem Auslieferungslager für Polstermaterialien selbständig tätig waren. Meine Schwester, die um einige Klassen in der Schule höher war, kam auch in der Regel ein bis zwei Stunden später nach Hause. So lebten wir auf uns allein gestellt, bis abends unsere Eltern heim kamen, und wir uns ihre Erlebnisse mit ihren Geschäftssorgen anhören mußten. So ging es dahin, bis ich eines Nachts ein umwerfendes Erlebnis hatte.

Meiner Erinnerung nach muß es im Frühjahr 1952 gewesen sein. Etwa nachts zwischen 3 und 5 Uhr wurde ich wach. Ich lag auf meinem Schlafsofa, das Licht der Straßenlaterne schien matt durch das Rollo durch das Fenster herein, so daß ich die Umrisse des Kleiderschrankes in meinem Zimmer gerade noch sehen konnte. Auch der weiße Türrahmen zum Schlafzimmer meiner Eltern mit der ebenfalls weißen Tür war zu sehen. Weshalb ich wach lag, konnte ich mir nicht erklären, bis sich plötzlich vor dem Türrahmen in meinem Blickfeld ein weißer Nebel bildete. Zu keiner Bewegung fähig, sah ich gespannt dorthin. Das Herz schlug mir bis zum Halse. Aus diesem Nebel, der sich allmählich lichtete, trat eine junge blonde Frau in Schwesterntracht des Roten Kreuzes heraus. Deutlich sah ich ihr lächelndes Gesicht, während sie auf mein Schlafsofa zu kam. Unter ihren Schritten knarrten die Holzdielen. Sie trug braune Lederschuhe mit Kreppsohlen.

Zu keiner Bewegung und zu keinem Wort fähig lag ich auf meiner Schlafliege. Ich hatte in meinem bisherigen Leben gehört, daß es so etwas nicht gibt, denn was nicht sein kann, das darf auch nicht sein. Fest drückte ich meine Augen zu, damit ich die unbekannte Frau nicht sah. Ich hörte nur ein Summen über meinem Kopf, das nach einiger Zeit aufhörte. Langsam wagte ich meine Augen zu öffnen. Die Frau war nicht mehr zu sehen. An Einschlafen war nicht mehr zu denken. Meine Schwester, die im gleichen Raum an der anderen Wandseite in ihrem Bett schlief, hatte von all dem nichts mitbekommen.

Mit wem sollte ich über dieses Erlebnis sprechen? Meine Eltern hätten mich nur ausgelacht. Auch meine besten Schulfreunde hätten mich für verrückt gehalten. So schwieg ich darüber aus Angst ausgelacht zu werden. Wenn ich abends gegen zwanzig Uhr schlafen gehen sollte, hatte ich Mühe einzuschlafen. Nach einigen Tagen, als ich gerade aus der Schule nach Hause gekommen war, packte ich meinen Schulranzen aus, denn ich wollte gleich meine Schularbeiten machen, damit ich noch rechtzeitig zu meinen Schulfreunden kam. Das Essen hatte meine Mutter bereits vorbereitet, und ich brauchte es auf dem Ofen nur noch warm zu machen. Zwischen dem Küchenschrank und dem Kühlschrank bestand eine Lücke von etwa 60 cm. Genau aus dieser Lücke heraus hörte ich eine Frauenstimme meinen Namen rufen. Hans, Hans schallte es da heraus. Auf dem Küchentisch lag der von mir selbstgebastelte Bogen mit einigen Pfeilen. Mit diesem Bogen stocherte ich in die Lücke zwischen den beiden Schränken herum. Ein helles Lachen war die Antwort. Ich faßte darauf meinen ganzen Mut zusammen und fragte: „Wer bist du?“ Keine Antwort. Indes schellte es an der Wohnungstür. Ich ging hin und öffnete. Vor mir stand lächelnd die blonde Frau in der Schwesterntracht. Hab keine Angst und laß mich rein, sprach sie. Zögernd trat ich zur Seite und ließ sie herein. Mein Herz schlug mir bis zum Hals, während sie ins Wohnzimmer trat. Sie setzte sich mir gegenüber in den Sessel und sah mich dabei an. Verlegen erwiderte ich ihren Blick. „Hab keine Angst, und vertrau mir,“ sagte sie und legte mir dabei ihre Hand auf meinen Arm. Ich spürte die Wärme ihrer Hand auf meinem Arm und wurde dabei ruhiger. „Du wunderst dich, daß ich ein Wesen aus Fleisch und Blut bin und doch auch unsichtbar sein kann.“ Ich nickte. „Fällt dir an meiner Schwesterntracht nichts auf?“ fragte sie mich. Ich betrachtete sie und erinnerte mich, daß die Schwestern des Roten Kreuzes im 2. Weltkrieg in den Lazaretten so gekleidet waren. Ich hatte dies auf Fotos gesehen. „Aber wo kommst du her?“ fragte ich sie. „Ich gehöre zu den letzten Reichsdeutschen,“ sagte sie. „Wir verfügen über eine Geheimtechnologie, die es mir möglich macht, auch unsichtbar zu sein. Es existieren überall auf der Welt geheime reichsdeutsche Stützpunkte, auch hier in Deutschland gibt es sie. Diese sind aber unterirdisch. Du mußt wissen, als ab 1943 die Niederlage Deutschlands sich an den Fronten sich abzuzeichnen begann, haben eingeweihte Führungskräfte aus den Reihen der Wissenschaft, der SS, der Wehrmacht und der Führung dafür schon Vorsorge getroffen.“ „Aber was kann ich dabei tun?“ fragte ich sie. Sie sah mich mit ihren hellblauen Augen an, daß ich etwas errötete. Sie mochte etwa 25 Jahre alt sein und hatte ein ebenmäßiges schön geschnittenes Gesicht. „Es wird die Zeit kommen,“ sprach sie, „da werden die alten Lehrer, die euch Kinder und Jugendliche heute noch unterrichten, nicht mehr da sein. Dann wird die Zeit kommen wo den Kindern und euch, die ihr dann erwachsen seid, die schlimmsten Lügengeschichten über das deutsche Volk und über die Vätergeneration erzählt werden. Das wird von den Siegermächten angeordnet. Um so weiter die Zeit nach dem 3. Reich fortgeschritten sein wird, um so weniger Zeitzeugen leben werden, um so toller werden die Lügen sein, die man dem deutschen Volk mit Hilfe der Zeitungen, der Rundfunknachrichten, der Spielfilme und über die Schulbücher auftischen wird.

Das Ziel ist, unser Volk wirtschaftlich auszubeuten und danach durch Hereinlassen fremdrassiger Menschen anderer Völker, die vom deutschen Staat wirtschaftlich bevorzugt werden, unser Volk zu vermischen und dadurch auszurotten. Noch sind wir nicht stark genug, da wir unsere Technologie verfeinern und noch weiter ausbauen müssen. Auch ein Volk, das all die Lügen glaubt, kann nicht befreit werden. Es wird noch mehrere Jahrzehnte dauern, bis es so weit ist. An den Zeichen der Zeit wirst du sehen, daß ich recht behalte.“ Dabei stand sie auf, strich mir mit der Hand durch meine Haare und sagte: „Jetzt muß ich mich verabschieden. Schau gleich zum Fenster an der Straße heraus, dann wirst du am Himmel ein Zeichen sehen.“ Kaum hatte sie das letzte Wort gesprochen, löste sie sich vor mir in ein Nichts auf. Direkt ging ich ins Schlafzimmer und sah durchs Fenster zum Himmel hinauf. Der Himmel war wolkenverhangen, aber es regnete nicht. Da, unter der Wolkendecke schwebte eine Flugscheibe auf der Stelle. Leider hatte ich keinen Fotoapparat zur Hand. Ich versuchte irgend ein Zeichen zu erkennen und glaubte ein Balkenkreuz zu sehen. Wie zum Abschied pendelte sie noch auf der Stelle und schoß dann plötzlich durch die geschlossene Wolkendecke himmelwärts davon. Durch dieses Erlebnis hatte ich mein Mittagessen und meine Schularbeiten vergessen. Ich mußte das Geschehnis erst einmal verkraften. Mir war es etwas wehmütig zumute, denn gern hätte ich von dieser schönen Frau noch mehr gewußt. Aber seitdem hatte ich in meinem Leben immer das Gefühl einen Schutz zu haben. Gerade in meinem späteren Leben bin ich einige Male wie durch ein Wunder gefährlichen Situationen entgangen.

Kurz darauf kam meine Schwester nach Hause, sah mich an und meinte, daß ich irgendwie anders sei als sonst. Was hätte ich ihr sagen sollen? Vielleicht hätte sie an meinem Verstand gezweifelt. Aber dieses Erlebnis war so tiefgreifend, daß ich dadurch zu einem unerschütterlich nationalen Deutschen geworden bin.

Es vergingen einige Jahre, ohne daß ich etwas hörte oder sah von dieser blonden Frau in Schwesterntracht. Aber ich hatte stets ein Gefühl der Sicherheit und überwand oft die schwierigsten Situationen in meinem Leben.

Als knapp 14-jähriger Junge wurde ich Pfadfinder. Ich hatte von meinen Eltern ein Fahrrad geschenkt bekommen, denn ohne das Fahrrad hätte ich an vielen Fahrten nicht teilnehmen können. Dort lernten wir so manches kennen, wie man sich nach den Sternen richten kann, Landkartenlesen, sich im Wald nach Naturmerkmalen zu orientieren, den Gesang von Fahrtenliedern, wie ein Zeltlager richtig aufgebaut wird und vieles andere mehr. Die älteren wie z.b. unser Stammesführer, kamen aus der Hitlerjugend. So verbrachte ich gerade im Sommer viele Wochenenden mit dem Zelt im Wald bei Lagerfeuer und Gesang. Der Höhepunkt war eine Großfahrt mit Fahrrad und Zelt vom Ruhrgebiet aus bis in die Schwäbische Alb. Solch eine Fahrt mit dem vollbepackten Fahrrad bei Wind und Wetter stählt den jungen Menschen, härtet ihn ab, und gibt ihm ausreichend Kondition. So ging es auch mir, denn selten war ich so gesund wie zu dieser Zeit. An einem kleinen Seitenfluß des Neckars, der Jagst, durften wir auf einer Klosterwiese unsere Zelte aufschlagen. Vorher waren wir noch durch die schwäbische Stadt Schwäbisch-Hall gekommen. Dort zeigte uns unser Stammesführer die Stelle, wo er als 15-jähriger Hitlerjunge mit der Panzerfaust 1945 drei amerikanische Panzer abgeschossen hatte.

Er war offensichtlich stolz darauf und wir bewunderten ihn für seine mutige Tat.

Mehrere Tage zelteten wir an der Jagst. Mit Sicherheitsnadel, Bindfaden und Regenwurm

gingen wir auf Forellenfang. In einer Alupfanne brieten wir diese und ließen sie uns hinterher gut schmecken. In den kleinen Dörfern hatten die Bauern vor ihren Häusern im Freien selbstgebaute Backöfen aus Stein, wo sie ihr Brot mit Sauerteig backten. Für wenige DM kauften wir oft eines der großen runden Brote. Die mit Butter bestrichenen Schnitten und etwas Salz darauf gestreut, schmeckt wie eine Delikatesse. Unser damals 25-jähriger Stammesführer hatte das Pech, sich eine Kiefervereiterung zu zu ziehen, die dort erst richtig zum Ausbruch kam, so daß er in Schwäbisch-Hall in eine Kieferklinik zur Behandlung mußte.

Es blieb uns anderen fünf Pfadfinderjungen, die wir zwischen 13-und 14 Jahre alt waren, nur übrig, die Heimfahrt alleine anzutreten. Während wir für die Hinfahrt ca. 1 Woche benötigt hatten, ließen wir uns für die Rückfahrt 14 Tage Zeit. Die Kameradschaft in unserer Gruppe war hervorragend. Nie gab es unterwegs Streit. Wir waren einfach füreinander da. Wenn ich zur heutigen Zeit einen Vergleich anstelle, waren wir ohne die Ablenkung durch die zahlreichen Fernsehprogramme wesentlich glücklicher als die heutige Jugend. Auch zwischen uns und den zahlreichen anderen Fahrtengruppen bestand, obwohl wir uns ja nicht kannten, eine gute Hilfsbereitschaft. Wenn wir gemeinsam mit anderen Gruppen während eines Regengusses unter einer der vielen Neckarbrücken Schutz suchten, kam es zu Gesprächen über die Erfahrungen, die wir während unserer Fahrt gemacht hatten. Oft kam es vor, daß wir mit einigen, die wie wir unter einer Brücke vor dem Regen vorübergehend Schutz suchten, einige Runden Karten spielten, bis der Regen vorbei war. Dann kam ein kurzer Abschiedsgruß und weiter ging die Fahrt. Diebstahl oder Streit waren unbekannt. Deutlich wurde dies, als ich auf der Rückfahrt auf der Bergstraße hinter Heidelberg einen Platten im Hinterrad meines Fahrrades bekam. Da ich über eine gute Kondition verfügte, hatten wir ausgemacht, daß ich von unserer 5-Gruppe als letzter fuhr. So merkten die Kameraden nicht sofort, daß ich wegen des Plattens im Hinterrad zurückblieb. Eine uns fremde Radgruppe. die hinter uns in der gleichen Richtung fuhr, hielt sofort an, und noch ehe ich mein Reifenflickzeug herausgesucht hatte, waren die ersten dieser Gruppe schon bei mir und flickten mit ihren Flickzeug meinen Hinterreifen. Nach einem kurzen Dank von mir, setzten wir unsere Fahrt wieder fort. Es war auch für diese jungen Menschen der anderen Radgruppe eine Selbstverständlichkeit zu helfen.

Was besonders bei solch einer längeren Fahrt mit dem Rad auffiel, war die Beobachtung der Landschaft. Es ist ein bedeutender Unterschied ob, der Radfahrer bei einer Geschwindigkeit mit etwa 15 Stundenkilometer durch die Landschaft fährt wie er die Eindrücke in sich aufnimmt, oder der Autofahrer der auf der Autobahn mit 150 Kilometer pro Stunde dahin rast und sich auf den Verkehr intensiv konzentriert. Der Autofahrer wird sein Ziel in sehr kurzer Zeit erreicht haben, wenn er nicht in einem der vielen Staus stecken geblieben ist. Machen wir aber hinterher bei ihm die Testfrage, was er uns von der Schönheit der Landschaft erzählen kann, ob er die vielen denkmalgeschützten Fachwerkhäuser gesehen hat, die es heute noch in unserem Deutschland gibt oder auch Menschen, die ihm im Vorbeifahren freundlich zuwinkten. Der Radfahrer kann uns mit Sicherheit viel erzählen. Der Autofahrer wird uns über vielen aggressiven anderen Verkehrsteilnehmern berichten, die seine Sicherheit gefährdeten und ihm dabei noch den Vogel zeigten. Das soll natürlich nicht das Auto verteufeln, es soll nur eine Anregung für den Autofahrer sein, ab und zu aufs Fahrrad umzusteigen, oder eine Wanderung durch die Natur zu machen. Den älteren Menschen unter uns wird das noch geläufig sein.

Wieviel junge Menschen fahren heute noch mit dem Fahrrad oder wandern durch die Natur? Es sind nicht viele.

Die meisten davon sieht man abends in ihre Disco gehen, wo ihnen nervtötende Musik fremder Unterkulturen vorgespielt wird und eine Unterhaltung untereinander unmöglich macht. Viele von ihnen haben Schwierigkeiten zusammenhängende Sätze zu sprechen, da sie, wenn sie überhaupt etwas sagen wollen, mit kurzen Sprüchen die nervtötende Musik überschreien müssen. Denken ist hier nicht angesagt. Nur wer die „coolsten Sprüche" heraus schreit, glaubt er ist angesehen. Um die Hoffnungslosigkeit ihres Lebens etwas zu heben, lassen sie sich von geschickten Drogendealern teure Drogen verkaufen, um sich aus ihrem seelenlosen Dasein für ein paar Stunden auszuklinken. Anständigkeit wird untereinander schamlos ausgenutzt. Der verbrecherische Abzocker steht heute hoch im Kurs und hat bei der Weiblichkeit auch die größten Chancen. Er fährt meist das dickste Auto und ist stets darauf bedacht, sein Ansehen, das er oft, wenn er keine reichen Eltern hat, durch Verbrechen und meist durch Drogenhandel zu steigern.

Die erste Hälfte der 50-ziger Jahre war die Zeit der offiziellen Besatzungszeit in Deutschland. Die Bevölkerung der westlichen Besatzungszonen konzentrierte sich in erster Linie nur auf den Aufbau der eigenen Existenz und blickte auch positiv in die Zukunft. Auch war die Meinungsfreiheit weniger eingeschränkt als in der heutigen angeblichen souveränen BRD. Wäre es denn heute möglich, daß ca. 500 junge Pfadfinder ein Gaulager am Niederrhein veranstalten und im Gleichschritt bei Marschgesang abends in ein kleines Städtchen einziehen unter dem Applaus der einheimischen Bevölkerung? So war es aber Pfingsten 1955.

Im Frühjahr 1956 wurde ich aus der Volksschule entlassen. Mein Wunsch ein Handwerk zu erlernen, wurde mir von meinen Eltern verboten. Nein Vater schickte mich nach Süddeutschland zu einer Polstermöbelfabrik in die kaufmännische Lehre. Einen Lehrvertrag mit einem anderen Lehrherrn hätte er nicht unterschrieben. Die einzigste Konzession die man mir machte, ich durfte in den ersten drei Monaten im Betrieb vom Sägewerk bis zur Poliererei praktisch dort arbeiten. Dies machte mir Freude. Handwerkliche Höchstleistungen entstehen dadurch, wenn ein Handwerker etwas unter seinen Händen entstehen sieht, was ihm Freude bereitet. Gerade im Kastenmöbelbau entstehen heute noch im Stilmöbelbereich die schönsten Möbelstücke. Der Architekt, der ein Haus auf dem Papier entwirft und die Handwerker die dann dieses Haus danach bauen, erfreuen sich ihrer Arbeit, wenn trotz schwerer körperlicher Anstrengung der Hausbau gut gelingt. Der Büromensch, der Berge von Akten wälzt und eingesperrt im Büroraum stupide eingegangene Korrespondenz abheftet, macht seine Arbeit nur noch schematisch. So erfuhr ich auch den krassen Unterschied, als ich nach meinem Praktikum im Betrieb der Fabrik ins Büro Abteilung Einkauf überwechselte. Der Abteilungsleiter hieß zwar Lang, war aber nur so ca. 160 cm kurz. Er hatte einen verwachsenen Rücken und einen Klumpfuß. Bald merkte ich, daß er keine großen Menschen leiden konnte und besonders, wenn auch diese männlichem Geschlechtes waren. Grundsätzlich packte er mir abends, wenn alle Feierabend machten, riesige Stapel Post auf den Tisch, legte mir den Schlüssel für die Hintertür des Büros hin, und sagte: „Das muß noch fertig werden!" Ich konnte grundsätzlich meine Uhr danach stellen.
Einige von den weiblichen Büroangestellten, die das merkten, sprachen ihn darauf hin an. Er behauptete, daß ich meine Tagesarbeit nicht richtig einteilen würde. Im Gegenteil, wenn Samstags alle frei hatten, befahl er mich zur Arbeit ins Büro und erteilte mir verschiedene Arbeiten, die er in der Woche festgehalten hatte.

Nicht nur, daß ich in der Woche nie vor 21.30 Uhr erst Feierabend hatte, zog sich meine Arbeitszeit Samstags von 8 Uhr früh bis ca. 14 Uhr hin. Aber um darauf noch eins drauf zu setzen, bekam ich von ihm den Auftrag, Sonntags gegen 9 Uhr morgens, die Post für meinen obersten Chef und für dessen Schwager, der Inhaber des Odenwälder - Kunststoffwerkes war, zu holen. Das ging so vor sich:
1. Ca. ein Kilometer Fußweg zur Villa meines obersten Chefs um dessen Postfachschlüssel zu holen.
2. Holen des Postfachschlüssels beim Inhaber des Odenwälder - Kunststoffwerkes, um dessen Postfachschlüssel zu holen, Fußweg dorthin ca. 500m vom Haus meines Chefs.
Der Fußweg zur Post betrug etwa 1,5 Km von dort. Die Post durfte ich im Büro öffnen und die Briefumschläge hinter die Briefe oder Rechnungen mit Briefklammern befestigen, Danach ging der Weg zu den beiden Villen zurück, wo ich Post und Postfachschlüssel abliefern konnte. So hatte ich oft so gegen 12.30 Uhr sonntags erst Feierabend. Der Sonntagnachmittag blieb mir dann frei, um mich auf die Berufsschule vorzubereiten. Nur Donnerstags hatte ich pünktlich gegen 18 Uhr Feierabend, da ich dann mit dem Zug aus dem größerem Nachbarort von der Berufsschule kam.

Anfangs wohnte ich in einem möblierten Zimmer bei zwei älteren ledigen Schwestern, die ihren achtzigjährigen Bruder bei sich wohnen hatten. Dieser lebte früher als Mönch in einem Kloster. Anfangs waren diese älteren Schwestern noch recht freundlich zu mir, bis sie feststellten, daß sie mich Sonntag morgens nie in der katholischen Kirche beim Gottesdienst sahen. So klopften sie an einem Sonntagmorgen an meine Zimmertür und forderten mich auf, mit in die Kirche zu gehen. Da ich nicht lügen wollte, erklärte ich ihnen, daß ich keiner christlichen Kirche angehörte und auch nicht getauft sei, und ich glaubte wohl an Gott, aber nicht an sein Bodenpersonal. Das Entsetzen dieser alten Jungfrauen war groß, und ich bekam noch am gleichem Tag mein Zimmer gekündigt. Mit einem Heiden könnten sie nicht unter einem Dach leben, da ihnen sonst der Herr Jesus und die Jungfrau Maria sehr böse sein würden. Ich hatte Glück und fand kurze Zeit später ein Zimmer bei einem sehr netten älteren Ehepaar, die mir erzählten, daß der Bruder dieser alten Jungfrauen aus dem Kloster geflogen ist, weil er sich an einer Frau vergangen haben soll, und dabei tat dieser immer so heilig und warnte mich vor den Verführungskünsten junger Frauen, die den Teufel in sich tragen. Seine beiden jungfräulichen Schwestern gaben ihm dabei recht. Mir als damals 15-jährigem Jüngling gefielen allerdings viele junge Frauen im passenden Alter. Darüber schwieg ich natürlich. So lernte ich die ersten vier Menschen mit kranken Gehirnen kennen. Die drei Wirtsleute mit ihrem religiösem Wahn und den Einkaufsleiter, der als Mann zu kurz geraten war und außerdem stark körperlich schon von Natur aus behindert war. So war ich gerade diesem Menschen schon durch meine Körpergröße ein Dorn im Auge. Ich bat den obersten Chef und Inhaber des Betriebes um eine Aussprache. Dieser hörte mich an und ordnete darauf hin an, daß eine junge Arbeiterin aus der Polierabteilung ins Büro zu meiner Unterstützung kommen soll. Diese war ein sehr nettes Mädchen und mit mir gleichaltrig. Wir verstanden uns auf Anhieb recht gut. Nur mein Abteilungsleiter packte mir dann immer so kurz vor 18 Uhr um so mehr Arbeit auf den Tisch. Was nützte es wenn ich während der normalen Arbeitszeit entlastet wurde, aber wenn das nette Mädchen um 18 Uhr ging und der Abteilungsleiter mir noch mehr Abheftarbeiten auch von anderen Abteilungen auf den Tisch legte. Er hatte nämlich mitbekommen, daß ich mich mit dem Mädchen abends verabredet hatte. So wurde nichts aus der Verabredung, was sie auch sehr bedauerte.

Meinen Eltern berichtete ich über meine Lage, und nachdem sie von anderer Seite einer weiblichen Angestellten aus dem Büro die Bestätigung meiner Beschwerden bekamen, durfte ich meine Lehre dort abbrechen, um sie zu Hause im Ruhrgebiet fortzusetzen.

Ich habe aber auch gelernt, daß junge Frauen als Arbeitskolleginnen hervorragende Kameradinnen sein können. So finde ich es immer furchtbar, wenn es Männer gibt, die auf Frauen herabsehen, weil sie gewisse Handwerksarbeiten nicht so perfekt beherrschen, und ihnen eine abstrakte Denkweise fehlt, oder die Frauen als ihre Untertanen ansehen. Aber mittlerweile gibt es auch genügend Frauen, die sich für besser halten und auf die Männerwelt herabsehen. Die Erkenntnis, daß wir verschiedene Lebensaufgaben zu erfüllen haben, ganz nach unserer Veranlagung und unserem Können, bedenken viele nicht und führen einen unsinnigen Klassenkampf, der für uns alle nur schädlich sein kann. Fragen wir uns, wem nutzt das? Ich erinnere mich dabei immer wieder an die Voraussagen dieser reichsdeutschen Frau in Schwesterntracht.

Nach meiner Lehre arbeitete ich einige Jahre im elterlichem Geschäft. Obwohl ich nicht viel dabei verdiente, war es mir möglich, einiges Geld zu sparen, da daß Leben für einen jungen Menschen zu Hause immer am billigsten ist. Wir waren innerhalb des Ortsteiles umgezogen, da das Haus, in welchem wir gewohnt hatten, verkauft wurde, und der neue Eigentümer in unsere Wohnung einziehen wollte. Dadurch bekamen wir im gleichen Ortsteil eine neue und auch größere Wohnung.

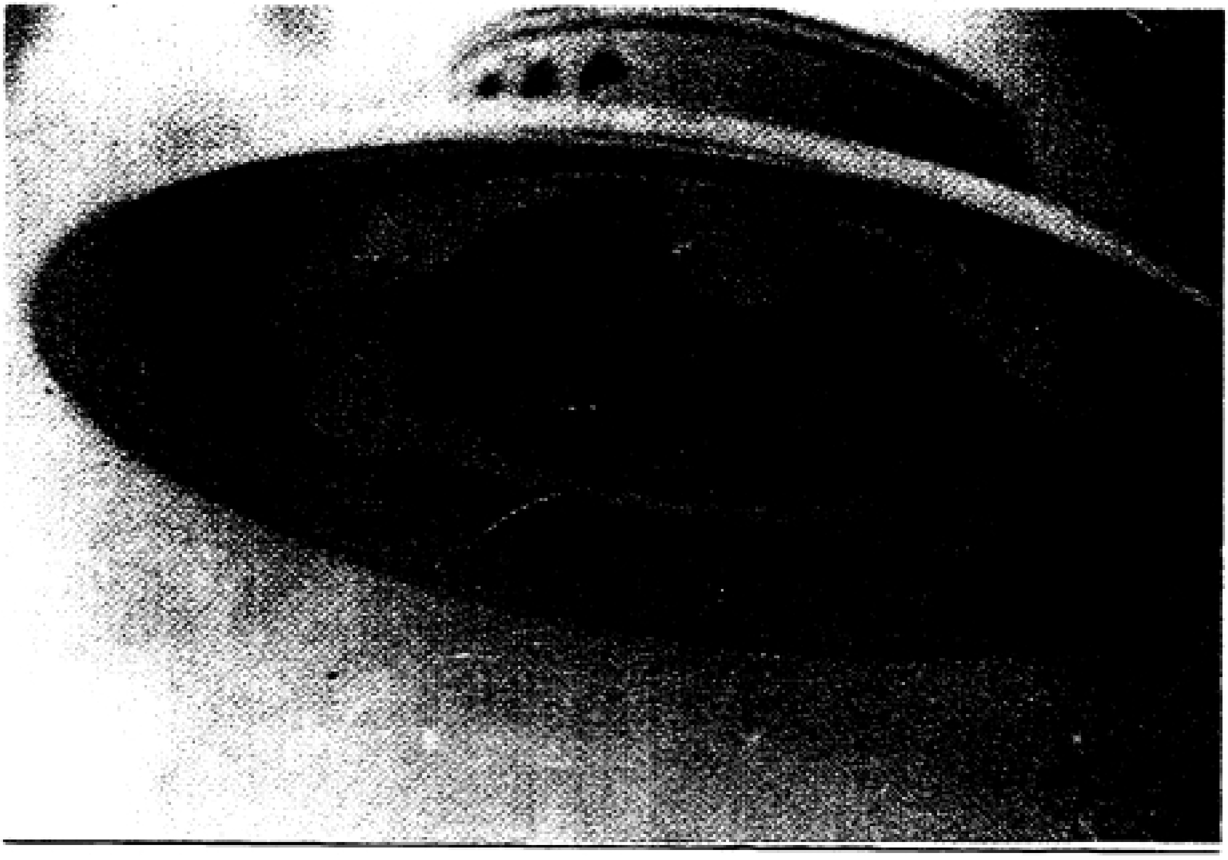
So zogen die Jahre ins Land, und mein damaliges Erlebnis im Jahre 1952 als Schuljunge verblaßte etwas, denn ich hatte nie wieder etwas darüber wahrgenommen. Manchmal grübelte ich darüber nach, aber als knapp zwanzigjähriger junger Mann galten meine Interessen dem Sport. Leichtathletik und Boxen waren meine Freizeitbeschäftigungen. Dadurch wurde mein Körper gestählt und meine Gesundheit gefördert.

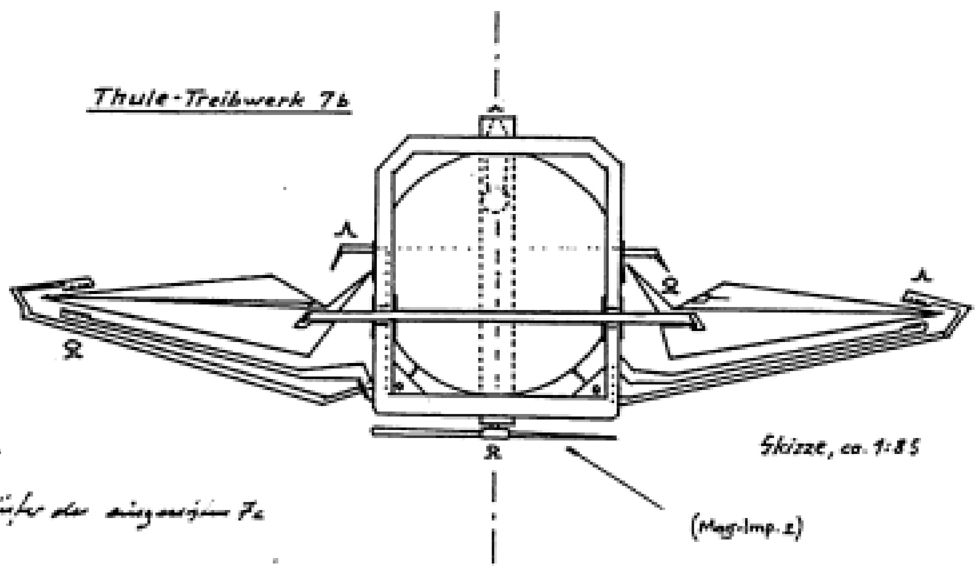
Es geschah an einem Samstagnachmittag, ich war allein in unserer Wohnung, meine Eltern machten einen kurzen Urlaub, und meine Schwester war zu einer Freundin zum Wochenende ins Sauerland gefahren. Ich saß daheim in meinem Zimmer und las in einem Abenteuerroman. Plötzlich hatte ich das Gefühl nicht mehr allein im Raum zu sein. Eiskalt lief es mir den Rücken herunter. Aber trotz meiner Angst straffte ich meine Muskeln und sagte deutlich: „Wenn du kein Feigling bist, dann zeige dich mir!“ ,,Ich bin es doch,“ hörte ich eine mir nicht unbekannte weibliche Stimme. Da, wieder der gleiche Nebel wie damals an der Zimmertür, und aus diesem heraus trat die blonde Frau. Ihr Gesicht strahlte mir entgegen, und ich stellte fest, daß sie in den vergangenen acht Jahren sich nicht verändert hatte und mir sogar noch hübscher erschien. Meine Angst war verflogen. Sie hatte der damaligen Mode entsprechend einen bunten Faltenrock mit einer weißen Bluse mit einem Stehkragen an. Ihr blondes Haar war nicht mehr hochgesteckt, sondern fiel ihr bis über ihre Schultern. Sie hatte alles an Aussehen was man sich an einer schönen Frau wünscht. Sie streckte mir ihre Arme entgegen und kam auf mich zu. „Wenn du jetzt mit mir kommen willst, dann mußt du mich in deine Arme nehmen!“ waren ihre Worte. „Wohin?“ fragte ich. „Keine Angst“, sagte sie, „Montagfrüh bist du zurück.“ Wir schlossen uns gegenseitig in die Arme. Ich spürte, wie ihr Herz schlug und drückte ihren Körper fest an mich heran. Sie ließ es geschehen, und ich merkte, daß der Griff ihrer Arme um meinen Hals auch fester wurde. Ich spürte ihren Atem und sah ihr in ihre hellen klaren blauen Augen. „Damals vor acht Jahren war ich einen Kopf größer als du und jetzt ist es umgekehrt.“ sagte sie zu mir. Dabei kam sie mir mit ihrem Mund meinem Mund näher, und so vereinigten wir uns zu einem intensiven Kuß.

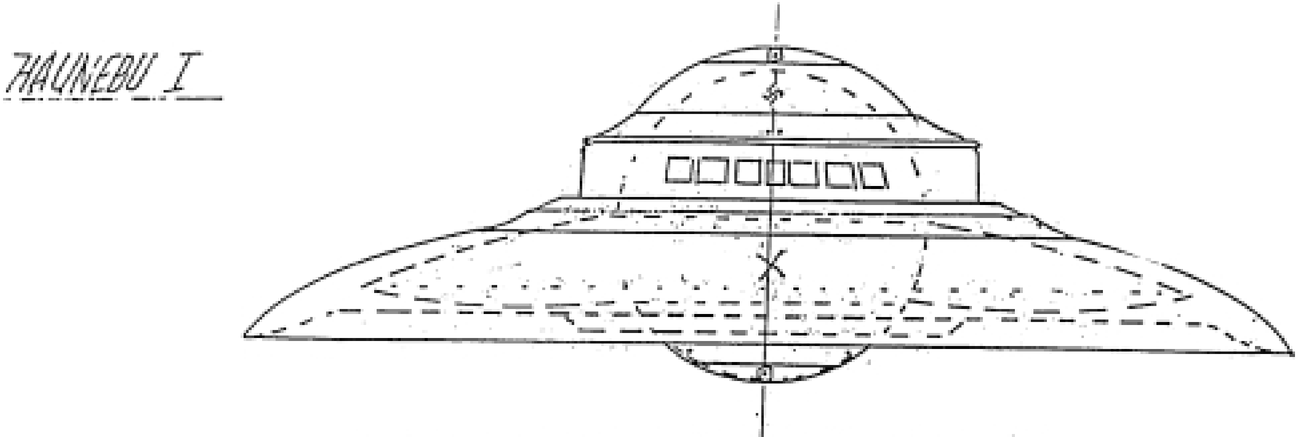
Heiß schoß es mir durch meinen Körper, und ich merkte erst garnicht, daß es um uns herum neblig wurde. Hatte ich meine Besinnung für kurze Zeit verloren? Wo waren wir? Ich ließ meinen Blick durch die Runde gehen und sah uns in einem kleinen Raum auf einer Plattform stehen. ,,Komm," sagte sie, und reichte mir dabei ihre Hand. Automatisch öffnete sich vor uns eine Schiebetür. Hand in Hand gingen wir durch die Tür in einen anderen Raum, dessen Außenwand rund war und auch runde Fenster hatte. Sie zog mich an eines der Fenster heran und ließ mich herausschauen. Hoch über der Erde schwebten wir in einem Raumschiff. Unter uns zeichneten sich die Kontinente ab. Die Wüste Sahara lag unter strahlendem Sonnenschein, von den Azoreninseln im Atlantik zog eine Regenwetterfront in Richtung Frankreich. Bis in die USA zu den großen Seen konnten wir sehen und davon weiter nach Süden glitzerte das silberne Band des großen Mississippi uns entgegen, der sich weiter nach Süden hin ins Karibische Meer ergoß, wo sich gerade ein Hurrikan bildete. So schön hatte ich mir unsere Erde nicht vorgestellt. Blau leuchtete der Atlantik zu uns hoch, und über den Alpen hatte sich eine dunkle Wolkendecke gebildet, die infolge von Blitzen sich an mehreren Stellen sporadisch erhellte. Noch immer blickte ich fasziniert auf unsere alte Erde hinab und merkte dabei nicht, wie sich uns von hinten eine dritte Person näherte, bis eine kräftige männliche Stimme mich ansprach mit: „Sei gegrüßt bei uns an Bord Kamerad!“ Ich blickte in das Gesicht eines mir etwa gleich großen Mannes in Fliegerdress. Er hatte kurzgeschnittene blonde Haare und stahlblaue Augen, mit denen er mich freundlich ansah. In der Kragenöffnung am Hals trug er ein Ritterkreuz mit einem eingravierten Hakenkreuz. „Mein Name ist Leutnant Fritz Krause, ich bin Kommandant dieses Haunebu - Flugkreisels.“ „Leider hatten wir bis 1945 nur wenige Prototypen davon, sonst wäre der Krieg anders ausgegangen. Zur Zeit fliegen wir nur unsere im 2.Weltkrieg erworbenen Orden spazieren und müssen aufpassen, daß uns die Siegermächte durch einen Zufall nicht doch noch erwischen, denn gern hätten sie auch unsere Technik, vor der sie die größte Angst haben. Elektrogravitation ist unsere Antriebstechnik, und diese wurde bereits vor 1941 vom Sonderbüro U 13 entwickelt und basiert auf den Erfindungen eines Nikola Tesla und dem Deutschen Ingenieur Hans Kohler.“ „Wir machen jetzt einen kurzen Abstecher nach Argentinien in unsere Andenkolonie und danach zurück nach Deutschland, ins Jonastal bei Arndstadt in Thüringen, der heutigen DDR zugehörig. In der Zwischenzeit kann dir Irene weiter den Kopf verdrehen, aber behalte dabei deinen klaren Kopf, damit du die vielen Neuigkeiten hier bei uns in dich aufnehmen kannst.“ „Jawohl Leutnant.,“ sagte ich. Er lachte und schlug mir mit der Hand auf die Schulter und sagte: „Irene ist eine prächtige Frau, und ich darf nicht, sonst kriege ich Ärger mit meiner Klara, die im Jonastal auf mich wartet. Jetzt wurde mir erst bewußt, daß ich sie garnicht nach ihrem Namen gefragt hatte. Irene errötete leicht und sah mich dabei an. Ich legte meinen Arm um ihre Schulter und sagte zu ihr: „Wenn du willst, bleibe ich für immer bei dir!“ „Darüber haben wir beide leider nicht zu bestimmen, da wir uns gewissen Notwendigkeiten fügen müssen,“ sagte sie. Inzwischen schossen wir mit dem Flugkreisel durchs nahe Weltall in Richtung Andenstützpunkt dahin, und ich wunderte mich, daß wir die Geschwindigkeit überhaupt nicht spürten. Irene erklärte mir, daß wie bei unserem Planeten Erde, durch den Elektromangnetismus ein eigenes Schwerkraftfeld entsteht und die Beobachter von der Erdoberfläche sich über unsere Flugmanöver wundern Dies ist nur bei Elektrogravitationsantrieben möglich.

Im Dreiländereck in den Anden auf argentinischer Seite liegt ein Talkessel, der von außen nicht zugängig ist. Berge, bis über 6000 Meter hoch, grenzen diesen Talkessel ein. Ein geübter Bergsteiger hätte eventuell bei größter Anstrengung und mit entsprechender Ausrüstung die Möglichkeit, dort hinunter zu steigen, aber dann würde er sofort bemerkt werden und daran gehindert werden. Das Gebiet ist fast menschenleer.

H A U N E B U   I I





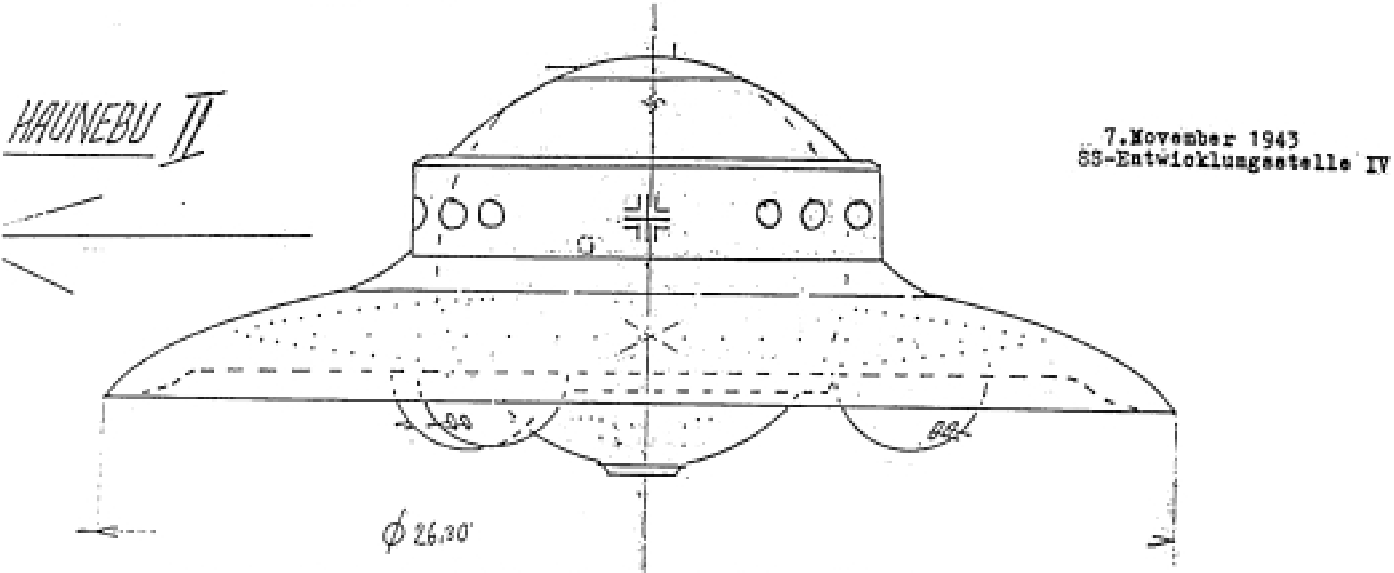


MITTELSCHWERER BEWAFFNETER FLUGKREISEL, TYPE „HAUNEBU I"

Durchmesser: 25 Meter
Antrieb: Thule-Tachyonator 7b
Steuerung: Mag-Feld-Impulser 4
Geschwingigkeit: 4800 Kilom.p.Std. (rechn. bis 17000)
Reichweite in Flugzeit: 18 Stunden
Bewaffnung: 2 x 8cm KSK in Drehtürmen und 4 x Mk 108, starr nach vorn
Außenpanzerung: Doppel-Victalen
Besatzung: 8 Mann
Weltallfähigkeit: 60 %
Stillschwebefähigkeit: 8 Minuten
Allgemeine Flugfähigkeit: Tag wie Nacht
Grundsätzliche Einsatztauglichkeit: 60 %
Frontverfügbarkeit: Nicht vor Jahresende 44

Bemerkung: Die SS-E-IV hält Konzentration auf bereits im Versuch stehende „Haunebu II" für sinnvoller als an beiden Typen parallel weiterzuarbeiten. „Haunebu II" verspricht entscheidende Verbesserungen in nahezu allen Punkten. Höhere Herstellungskosten scheinen gerechtfertigt - besonders mit Blick auf Führer-Sonderbefehl, Flugkreisel betreffend.

7.November 1943
SS-Entwicklungsstelle IV



MITTELSCHWERER BEWAFFNETER FLUGKREISEL, TYPE „HAUNEBU II"

Durchmesser: 26,3 Meter
Antrieb: „Thule"-Tachyonator 7c (gepanzert: Ø TY.-Scheibe: 23,1 Meter)
Steuerung: Mag-Feld-Impulser 4a
Geschwindigkeit: 6000 Kilometer p.Stunde (rechnerisch bis ca. 21000 möglich)
Reichweite (im Flugdauer): ca. 55 Stunden
Bewaffnung: 6 8 cm KSK in drei Drehtürmen, unten, eine 11 cm KSK in einem Drehturm, oben
Außenpanzerung: Dreischott-„Victalen"
Besatzung: 9 Mann (erg. Transportverm. bis zu 20 Mann)
Weltallfähigkeit: 100 %
Stillschwebefähigkeit: 19 Minuten
Allgemeines Flugvermögen: Tag und Nacht, Wetterunabhängig
Grundsätzliche Einsatztauglichkeit (V7): 85 %

Verfügbarkeit „Haunebu II" (bei weiter guten Erprobungsverlauf wie V7) ab Oktober. Dann Serienherstellung ab Jahreswende 1943/44, jedoch noch ohne verbesserte Kraftstrahlkanone „Donar-Ksk IIIV", deren Frontreife nicht vor Frühsommer 1944 angenommen werden kann.
Vom Führer verlangte hundertzehnprozentige Einsatzreife rundum kann allerdings nicht vor Ende nächsten Jahres erwartet werden. Erst ab etwa Serie 9.

Bemerkung zuständige SS-Entwicklungsstelle IV: Die neue deutsche Technik-und damit vor allem Flugkreisel und KSKs-wird wegen der noch zeitraubenden Herstel-

Nur ab und zu kommt ein einsamer Indio mit seinen Lamas in die Nähe des Talkessels und hat sich schon daran gewöhnt, daß seltsame Flugobjekte dort ein- und ausfliegen. Auf die Berge in den ewigen Schnee wagt sich keiner von ihnen, da trotz des aufgezwungenen Christentums viele Teile des Altglaubens in den Köpfen dieser Indios noch vorhanden sind. Die alten Inkapriester hatten dem Volke in vorchristlicher Zeit erzählt, daß dort die Götter wohnen und nur Auserwählte dorthin dürfen. Voller Ehrfurcht sieht dieser Indio, während er seine Lamas weiden läßt, den reichsdeutschen Flugscheiben nach und glaubt, daß die Götter zurückgekehrt sind.

In diesem Talkessel schwebten wir mit unserer Flugscheibe hinein. Durch elektromagnetische Strahlen war dieser Talkessel auch gegen feindliche Flugzeuge abgeschirmt, so daß selbst beim modernsten Düsenjäger die Elektronik ausfällt, falls es eine fremde Macht wagen würde, dieses Gebiet zu überfliegen. Beim Blick aus einem der runden Fenster konnte ich auf dem Talkesselgrund, außer einigen Nadelbäumen und Gras- und Geröllflächen, nichts erkennen. Immerhin liegt der Grund dieses Talkessels noch auf ca. 2500 Meter Höhe.
Gespannt sah ich weiter bei unserem Landeanflug nach unten und konnte absolut nichts entdecken. Doch plötzlich, als wir so etwa 30 Meter im Sinkflug über dem Boden schwebten, tat sich mit einem Mal unter uns die Erde auf, und wir schwebten in einen großen runden Schacht hinunter. Über uns schloß sich die Erde und wir sanken tiefer in diesen Schacht hinunter. Auf einer Plattform in etwa 150 Meter unter dem Erdboden kamen wir zu Stehen und automatisch öffnete sich seitlich davon ein riesiges Tor. Wie auf einem Luftkissen schwebten wir langsam dort hinein. Vor uns tat sich eine große Flughalle auf, in der mehrere Flugscheiben standen. Weiter hinten an der Wand sah ich ein riesiges zigarrenförmiges Raumschiff. Irene, die neben mir stand, sagte: „Komm, nutzen wir den kurzen Ausflug für eine kleine Rundfahrt aus!“ Dann öffnete sich seitlich von uns im Fußboden unserer Flugscheibe eine Bodentür, von welcher automatisch teleskopartig eine Treppe nach unten ausfuhr. Über diese gelangten wir aus unserer Flugscheibe in die große Halle. Unser Pilot Leutnant Krause sagte zu uns: „Ich muß mich beim General melden und bin in anderthalb Stunden zum Abflug zurück. Machen wir jetzt kurz einen Uhrenvergleich, damit wir pünktlich wieder abfliegen können.“ Schon stieg er in eines der Elektroautos, die hier für alle parat standen und fuhr damit in Richtung des Ausganges. Meine Aufmerksamkeit erregte aber immer noch das riesige zigarrenförmige Raumschiff, das am anderen Ende der Halle an der Wand stand. Irene, die mein Interesse daran bemerkte, erzählte mir, daß es sich um das sogenannte Andromedagerät handelte. Die ersten Entwürfe auf dem Papier entstanden bereits kurz vor 1945. Aber wie so vieles, blieben diese Pläne damals in der Schublade liegen. „Komm, sprach sie,“ nahm mich bei der Hand und schob mich in ein Elektroauto hinein, das in der Nähe abgestellt war. So fuhren wir in die gleiche Richtung aus der Halle wie vorher unser Pilot Leutnant Krause. Das Bild, ähnlich unserer An- und Abflughallen unserer Flughäfen, wo unsere Flugscheibe stand, verschwand, und es tat sich vor uns eine ganz andere Ansicht auf. Es ging etwas bergab auf einer asphaltierten Straße. Neben uns plätscherte ein Bach, von dessen Ufer sich eine bunte Wiese ausbreitete, die bis an einen Mischwald heranreichte. Unsere Straße, wie auch der Bachlauf führten in den Mischwald hinein. In etwa hundert bis hundertfünfzig Meter Höhe zogen Wolken an der Höhlendecke hin. Irene erklärte mir, daß das Tageslicht künstlich durch überall an der Höhlendecke angebrachte Lampen erzeugt würde, die gleichzeitig Wärme ausstrahlen. Die Energiequelle ist auch hier die freie Energie, auf dem Tesla- und Kohlerprinzip aufgebaut. Ohne dieses Prinzip wäre ein solcher Ausbau mit dieser Vegetation nicht möglich gewesen.

Die Wolkenbildung entsteht durch die Ausdünstung der Vegetation, der Bäche, der Flüsse und Seen in unserem unterirdischem Reich. Nun tauchten wir in den Wald ein, der sich nach etwa fünfhundert Metern lichtete und den Blick auf einen kristallklaren See frei gab, in dem auch unser Bach mündete. Die Straße führte auf eine kleine Stadt zu, die an eine Kleinstadt mit ihren Fachwerkhäusern in Niedersachsen erinnerte. Alles sehr sauber gehalten mit Blumengärten vor den Häusern, wo Kinder davor spielten. Die Mädchen hatten lange Zöpfe mit bunten Schleifen in den Haaren, und die Jungens trugen alle einen Kurzhaarschnitt. Einige der Kinder waren mit Badesachen bekleidet und badeten im See. Die Gesichter dieser Kinder spiegelten Gesundheit und Lebenskraft wieder, und in ihren Augen sah ich ein Leuchten, was Optimismus und Angstfreiheit verhieß. Irene steuerte unser Fahrzeug in Richtung Markplatz zu einer Gartengaststätte.
„Womit bezahlt man hier?,“ war meine erste Frage. ,,Es gibt, einfach ausgedrückt, eine Art Ringtausch bei uns. Ich erhalte durch meine Arbeit als Krankenschwester einen bestimmten monatlichen Betrag auf einem Konto gutgeschrieben, und dieser Betrag steht mir frei zur Verfügung. Mieten für Wohnraum und Steuern wie bei Euch sind nicht vorhanden. Kredite werden nur in besonderen Fällen gewährt und Zinsen dürfen dafür nicht erhoben werden. Das geht alles über einen Zentralrechner, der alles verbucht. Ich lade dich hiermit ein!“

Eine freundliche, weibliche Bedienung fragte uns nach unseren Wünschen. Ich überließ es Irene, auch für mich etwas auszuwählen. Sie bestellte zwei Kännchen Kakao und drei Stück Mohnkuchen dazu. Sie meinte, daß es mir als geplagten BRD-Untertan gut täte, die Spezialitäten zu probieren. Dann fügte sie noch hinzu: „Auch deiner Seele tut dies gut.“ Wir lachten gemeinsam über ihren kleinen Spaß, und schon brachte uns die Bedienung Kakao und Mohnkuchen. Ein herrlicher Duft strömte mir von meinem Kuchenteller entgegen. Mir lief das Wasser im Munde zusammen. Selten habe ich so einen köstlichen Mohnkuchen gegessen, und ich war Irene dankbar dafür, daß sie für mich gleich zwei Stücke bestellt hatte. Nur meine Großmutter väterlicherseits aus Thüringen konnte solch einen Kuchen backen.
„Na, habe ich zu viel versprochen?“, fragte Irene. „Ich könnte mir ein Leben mit dir hier schon vorstellen. Aber dazu brauchte ich hier auch eine sinnvolle Beschäftigung.“ „Das hängt von einigen Dingen ab,“ meinte Irene. Dieses unterirdische Höhlensystem zieht sich etwa sechshundert Kilometer durch die Anden bis nach Chile und Peru. Natürlich ist nicht alles ausgebaut. Aber die hohen Berge geben uns einen sicheren Schutz vor neugierigen Angreifern. Dieses Höhlensystem ist von einem der besten deutschen Archäologen Deutschlands, Edmund Kiss, vor dem 2. Weltkrieg entdeckt worden. Dieses System war teilweise von einer ausgestorbenen vorindianischen Hochkultur bewohnt worden. Edmund Kiss war Hauptmann bei der Leibstandarte und ist kurz nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges in einem der amerikanischen Kriegsgefangenenlager im Rheinland verhungert.

Die deutschen Kriegsgefangenen sind auf den Wiesen und Äckern zusammen getrieben worden, dann hat man ihnen die Jacken und Mäntel teilweise abgenommen, Zäune um sie durch amerikanische Pioniere herumgezogen und sie ihrem Schicksal überlassen. Diese Lager waren bei Rheinberg am Niederrhein, bei Remagen, bei Idaroberstein und bei Bad Kreuznach. Ihre Notdurft mußten die Soldaten auf der Wiese im Freien verrichten und waren dabei Wind und Wetter ausgesetzt. Im April1945 gab es nachts außerdem noch Bodenfröste. Um sich zu wärmen gruben sie sich mit den Händen in die Erde ein. Regnete es dann, waren sie bis auf die Haut durchnäßt. Die Besatzungsmacht gab pro Mann täglich einen Keks oder einen Zwieback aus. Dadurch waren die Männer nach wenigen Tagen total entkräftet. Die amerikanischen Wachen waren teilweise betrunken und sahen in den gefangenen Deutschen nur böse Nazis, die sie dann als Hunnen beschimpften.

Oft kam es vor, daß einer von den Gefangenen zu nahe an den Stacheldrahtzaun kam und wurde dann von den amerikanischen Wachen einfach erschossen. Die meisten deutschen Gefangenen sind allerdings an Lungenentzündung, an Typhus und an der Ruhr gestorben. Dadurch sind innerhalb von einem Monat über eine Million deutsche Gefangene darin umgekommen. Kein Richter hat diese Amerikaner bisher dafür verurteilt. Es waren ja nur besiegte Deutsche.

Ich war über diesen Bericht erschüttert. Unsere Medien lobten doch immer wieder die Amerikaner wegen ihrer so perfekten Demokratie und Toleranz.

So saßen wir zusammen in der Gartenwirtschaft, und ihre Hand suchte dabei die meinige. Wir sahen uns dabei fest in die Augen, und sie sagte zu mir: „Wie schön wäre es, wenn du bei mir bleiben könntest, aber das können wir beide nicht bestimmen.“ „Wer bestimmt es dann, und wozu hat man mich hierher gelassen?“ „Das wirst du bald erfahren, und außerdem wird es Zeit, wir müssen zurückfahren!“ erwiderte sie. So fuhren wir zurück und kamen gerade rechtzeitig an. Leutnant Krause war auch gerade eingetroffen. Schnell war alles startklar und wir flogen aus dem Talkessel heraus über dem Südamerikanischen Kontinent Richtung Europa.

Innerhalb von einer Stunde schwebten wir in großer Höhe über dem Jonastal bei Arndtstadt in Thüringen. „Wie kommen wir dort in die unterirdische Stadt?“, dachte ich. So nahm mich Irene schon bei der Hand und führte mich in den kleinen Raum auf die kleine runde Plattform. Eng standen wir wieder beieinander. Plötzlich wurde es neblig um uns herum und kurz darauf standen wir in einem Raum ohne Fenster. Matt schimmerte uns ein Licht entgegen, und eine Tür öffnete sich, durch die wir Hand in Hand durch gingen. Wir traten in eine hell erleuchtete Halle ein. Auch hier standen einige Elektroautos dem Ankommenden zur Verfügung. Wir setzten uns gleich in das nächste Auto und fuhren durch ein sich automatisch öffnendes Tor in eine unterirdische Landschaft, die auch hier aus Wiesen und kleinen Waldungen bestand und mit gleicher Technik betrieben wurde, wie der Andenstützpunkt. Nur war alles nicht ganz so groß. Irene meinte, daß das Höhlensystem in den Anden auf natürlicher Basis zum größten Teil schon bestand und hier mit modernster Bergbautechnik nachgeholfen wurde. Zum Glück haben die damaligen Erbauer während des Krieges auch hier ein Höhlensystem entdeckt, das entsprechend mit aus- und umgebaut werden konnte. Seitlich von unserer Straße stürzte ein kleiner Wasserfall an einem Felsen aus fünfzig Metern Höhe herunter und ergoß sich in einem kleinen See. Hier im tiefen Berg unter dem Thüringer Wald erstreckt sich ein Hallen- und Tunnelsystem von etwa 30 Kilometer Länge. So fuhren wir durch die unterirdische Landschaft einem Dorf entgegen. Gemäß der oberirdischen Bauweise waren die sauberen Einfamilienhäuser mit Schiefer bedeckt. Irene steuerte auf eines mit einem Blumengärtchen vor dem Haus zu. „Hier bin ich daheim,“ sagte sie zu mir. „Jetzt sollst du erfahren, warum du hier bist.“ Nun traten wir durch die Tür in einen sauberen Flur, von dem eine Tür ins Wohnzimmer führte. „Setz dich“, forderte sie mich im Wohnzimmer auf. In einem gemütlichen Sessel nahm ich Platz. Das Wohnzimmer war im altdeutschen Stil eingerichtet. Wegen der Abgase wurde nur mit elektrischem Strom geheizt, der aus der freien Energie kam. Sie setzt sich zu mir auf die gepolsterte Sessellehne, legte ihren Arm um meine Schulter und sah mir tief in die Augen. Mir tat ihre Nähe gut und ich schmiegte mich an sie heran. „Du mußt wissen," sagte sie, daß wir Reichsdeutschen einen großen Frauenüberschuß haben, bedingt durch die vielen deutschen Soldaten die im Krieg und besonders zum Ende des Krieges noch gefallen sind. Dazu kam für viele die lange Gefangenschaft.

Von meinem Jahrgang 1927 sind in den letzten Monaten des Krieges die meisten gestorben. Als junge Krankenschwester habe ich viele im Lazarett sterben sehen. Mein Vater war Hauptmann der Wehrmacht und ist im Kampf um Breslau gefallen, und meine Mutter ist mit meiner kleinen Schwester im Bombenhagel von Dresden umgekommen. Da habe ich mich entschlossen, als ich das Angebot bekam, mit den letzten Reichsdeutschen zu gehen. Bestärkt wurde ich auch durch die Berichte über die Greueltaten der Roten Armee in Nemersdorf, wo deutsche Frau und Mädchen an die Scheunen- und Hoftore durch die Soldaten der Roten Armee genagelt wurden. Man hat diesen armen Mädchen und Frauen die Brüste abgeschnitten und die Bäuche aufgeschlitzt, und das bei lebendigem Leibe. Die Engländer und Amerikaner waren nicht besser. Zwar sind solche Grausamkeiten, wie in Nemersdorf nicht vorgekommen, aber beim Angriff auf Dresden, wo mehrere hunderttausend deutsche Opfer zu beklagen sind, haben Engländer und Amerikaner Phosphorbomben gegen die Zivilbevölkerung eingesetzt. Phosphorbrände sind mit Wasser nicht zu löschen. Zivilisten, die sich aus ihren brennenden Häusern auf die Elbwiesen retten wollten, sind dann von den amerikanischen und englischen Tieffliegern erschossen worden. Mit Entsetzen hörte ich ihren Bericht und sagte, daß es doch auch unter den Russen, Amerikanern und Engländern viele anständige Menschen gab. ,,Du hast Recht, aber zur Zeit sind die Verlogenen und Verbrecher von diesen Völkern noch an der Macht. In beiden Teilen Deutschlands sitzen ihre Vasallen. Es sind aber nur die sichtbaren Volksführer in all diesen Ländern. Hinter diesen sitzen die eigentlich Mächtigen und diesen haben alle bedingungslos zu gehorchen Das deutsche Volk ist mit seinem Fleiß und seiner Tüchtigkeit für diese Hintergrundmächte ein großer Hemmschuh auf ihrem Weg zum Weltsklavenstaat, und deshalb ist auch dessen Vernichtung auf längere Sicht geplant. Mit dem ersten und zweiten Weltkrieg haben es diese Verbrecher nicht geschafft. Deshalb wird Deutschland in der Zukunft von vielen fremdrassigen Menschen aus aller Welt überschwemmt werden. Man wird die Fremden fördern und vor den Deutschen in allen Dingen vorziehen und dies auch gesetzlich untermauern. Die fremden Familien werden viel mehr Kinder haben als deutsche Familien, und dadurch werden sie sich in Deutschland immer mehr ausbreiten mit dem Ziel, die Deutschen zu verdrängen, und wenn das nicht geht, in einem Bürgerkrieg auszurotten. Viele der deutschen jungen Frauen, die entwurzelt sind, werden sich mit fremdrassigen Männern verbinden und mit diesen Kinder zeugen, die vom Gefühl und von ihrer Art keine Deutschen mehr sind. Damit sind nicht die europäischen Gastarbeiter gemeint, die es in Deutschland jetzt schon gibt, sondern diejenigen Ausländer, die außerhalb von Europa mit einer fremden Kultur und Religion einströmen. Wir wissen das genau, da es uns technisch möglich ist, geheime Versammlungen der Freimaurerlogen abzuhören. Dort sind hohe Politiker und Wirtschaftsführer versammelt, die ihre Befehle von der Wall-Street, aus Tel Aviv und von der Lombard-Street aus London bekommen. Wir bekommen aber auch unsere Informationen von hohen Beamten und Sekretärinnen aus Bonn und Ost-Berlin, da diese gemerkt haben, wohin die Reise geht. Diese müssen ihr Gesicht nach außen hin wahren, aber in ihrem Inneren kocht es. Es wird noch eine ganze Zeit dauern, bis das deutsche Volk merkt, wie es verschaukelt wird. Auch das belgische, das niederländische, das dänische, das spanische, das italienische und selbst das englische Volk werden belogen und betrogen. Ich könnte die Aufzählung der Völker fortsetzen, aber das würde uns nicht weiter bringen. Wir brauchen gesunde Kinder, und in meiner Altersgruppe gibt es hier unter uns Reichsdeutschen viel weniger Männer als Frauen, und ich habe den Eindruck, du magst mich.“ Dabei errötete sie wie ein kleines Schulmädchen und sah mir dabei fest in die Augen. Ich hatte verstanden. Bei ihren letzten Worten ging es mir heiß durch meinen Körper. Ich stand auf, nahm sie auf meine Arme, und sie sagte: „Dort geht es zum Schlafzimmer!“ Während sie sich an mich schmiegte, trug ich sie durch die Tür in ihr Schlafzimmer, wo wir beide auf ihrem Bett landeten.

Wir vergaßen die Zeit um uns herum und schwebten auf einer Welle des Glücks.

Wieviel Zeit darüber vergangen war, kann ich heute nicht mehr sagen. Einige Zeit lagen wir noch beisammen, wobei sie mein Gesicht sanft streichelte. Wir spürten, daß wir uns liebten, obwohl sie 13 Jahre älter war. Langsam erhob sie sich und zog ihre Kleidung wieder an. Ich tat das Gleiche und zog mich auch an. „Langsam wird es dunkel," sagte sie. „Automatisch wird die Beleuchtung hier unten gegen Abend dunkler, damit der Lebensrythmus der Menschen, der Tiere und Pflanzen nicht aus dem Gleichgewicht kommt." So spazierten wir beim Dunkelwerden durch den kleinen Ort mit seien hübschen Häusern und den kleinen Vorgärten da vor. „Wir haben bis zu drei Ernten im Jahr, da wir immer ein gleichbleibendes Klima hier unten haben. Seit einiger Zeit gibt es hier auch große Gewächshäuser mit tropischen Früchten. Es wird alles getan, um auch die Lebensfreude der hier lebenden Reichsdeutschen zu fördern. Du wirst, wenn du wieder kommst, noch viel zu sehen bekommen. Nur mußt du aufpassen, daß du keinem etwas von hier erzählst, so schwer es dir auch fallen wird. Deine Freunde und Bekannten werden sich oft wundern, wenn du zeitweise verschwunden bist. Der Staatsschutz in Westdeutschland sowie der Staatssicherheitsdienst der DDR wissen in ihrer Führung, daß das geheime Reichsdeutschland existiert. Jeder von uns Reichsdeutschen hat, wenn er sich längere Zeit außerhalb von unseren Stützpunkten aufhält, im Backenzahn eine Zyankalikapsel, denn keiner kann gegen die Folterungen auf die Dauer standhalten. Am Schlimmsten und brutalsten sind die Agenten vom CIA und vom israelischen Mossad."

Während wir so durch den kleinen Ort spazierten, wurde es langsam dunkel. Es gingen aber die Straßenlaternen an, so daß wir unseren Weg genau sehen konnten. Einige von den Bewohnern des Ortes saßen in ihren Vorgärten auf ihren Bänken und hatten auf ihren Gartentischen Getränke vor sich stehen. Überall wo wir vorbei kamen, grüßten die Leute freundlich. Plötzlich rief eine männliche Stimme aus einem der kleinen Vorgärten: „Hallo, ihr beiden Hübschen, setzt euch zu uns und leistet uns etwas Gesellschaft!" Und schon kam uns in der Dämmerung eine kräftige Gestalt aus einem Vorgarten entgegen, die sich als unser Pilot Leutnant Krause entpuppte. Gern nahmen wir die Einladung an und folgten ihn in seinen Vorgarten. Von dort kam uns eine etwas vollschlanke Frau mittleren Alters mit hübschem Gesicht und sanftblickenden hellbraunen Augen entgegen. „Das ist mein guter Geist, meine Klara," sagte Leutnant Krause. Ich stellte mich ihr vor, und sie meinte, daß es gut ist, mal wieder ein neues Gesicht zu sehen. „Hoffentlich machen wir ihnen keine Umstände," sagte ich zu ihr. „Keine Widerrede junger Mann! Wenn sie ein guter Deutscher sein wollen, dann müssen sie auch meine Hausmannskost nach unserer mitteldeutschen Art probieren!" lachend nahmen wir vor dem Hause auf der Bankgruppe Platz. Leutnant Krause ging ins Haus und kam mit einigen Flaschen Bier zurück. Meine Frau holte aus der Küche eine Schüssel voll heißer Thüringer Rostbratwürste und stellte sie vor uns auf dem Tisch. „Hier sind Messer und Gabel und Senf dazu, Brot haben wir noch frisch aus unserem Steinofen hinter dem Haus. Leider dürfen wir hier keine Holzkohle verwenden, weil die Kohlendyoxidstoffe, wenn jeder damit heizt, nicht ausreichend abziehen würden." Wir ließen uns die Würste mit dem frischen Brot gut schmecken und tranken das kühle Bier dazu. Obwohl keine Holzkohle zum Grillen verwendet wurde, schmeckten sie erstklassig. Frau Krause strahlte übers ganze Gesicht, als Irene und ich sie wegen ihrer Würste lobten.

Fast hatte ich das Gefühl, als würden wir uns auf der Erdoberfläche unter freiem Himmel befinden. Es fehlten nur die Sterne am Himmel.

Leutnant Krause, der meine Gedanken erriet, sagte, daß man in einigen Teilbereichen unserer Unterwelt wie bei einem Planetarium einen Sternenhimmel an die halbkugelförmige Decke projiziert hat. Dazu benötigt man aber eine perfekt ausgearbeitete Decke, die nicht zu hoch sein darf. Das ist logisch, warf ich ein. Was ich allerdings noch nicht begriffen habe ist, wie wir von der Flugscheibe durch das Gebirge hierher in die Unterwelt gekommen sind. Leutnant Krause nickte und sagte: „Das war ein langes Problem, bis unsere Wissenschaftler das ab 1951 gelöst hatten. Der Mensch oder auch der Gegenstand wird entmaterialisiert, also in einzelne Atome mittels einer Strahlung zerlegt und fügt sich hinterher wieder zusammen. Deshalb sieht man beim Materialisieren auch den weißen Nebel. Genau kann ich das natürlich nicht beschreiben, da unsere Wissenschaftler ihre Kenntnisse darüber geheim halten. Es war für viele von uns eine schwere Entscheidung am 1. bis 2. April 1945 gewesen, sich für ein Leben im tiefen Berg zu entscheiden. Aber die Entscheidung wurde uns abgenommen, nachdem wir die Grausamkeiten des Feindes erfahren hatten.“ Ich nickte zu seinen Ausführungen und sagte: „Vieles habe ich aus Berichten nach dem Kriege und auch durch einige persönliche Erlebnisse mitbekommen, auch hat Irene mir viel davon schon erzählt.“

So verging die Zeit wie im Fluge. Gern hätten wir von Leutnant Krause noch mehr gehört. Aber er schaute auf die Uhr und sagte:
„Wir müssen langsam aufbrechen, sonst wird man dich daheim vermissen!“ Er umarmte seine Frau und sagte zu ihr: „Bis bald!“ Sie schüttelte mir und Irene die Hand und sagte zu uns: „Wann kommt ihr beiden denn wieder, ich habe noch einige Kochkünste auf Lager ?“ Fragend sah ich Irene an und sie sagte: „Ich denke, daß wir in einer Woche wieder hier sein können.“ Danach gingen wir alle drei auf die Straße zu unserem Elektroauto und fuhren damit los. Frau Krause stand an ihrem Gartentor und winkte uns hinter her.

Mittels der Scheinwerfer unseres Elektrofahrzeuges fanden wir den Ort unserer Ankunft wieder. Irene betrat gemeinsam mit mir den kleinen Raum mit der Plattform, während Leutnant Krause einen gleichen Nebenraum betrat. „Gleich sehen wir uns wieder,“ sagte er. Gern wäre ich noch länger geblieben, aber es half nichts. Die Tür schloß sich hinter uns, und nah bei einander stehend erwarteten wir die Entmaterialisierung. Um uns herum wurde es dunkel, und gleich darauf fanden wir uns im Flugkreisel wieder. Es war schon dunkel, und wir sahen die Lichter der Stadt Eisenach unter uns. Leutnant Krause flog etwas tiefer, da hier im Zonengrenzbereich der Flugverkehr recht selten war. Außerdem wollte er mir im Vorbeiflug die Wartburg zeigen, wo Dr. Martin Luther die Bibel ins Deutsche übersetzt hat. Hell leuchtete der Grenzstreifen zu uns hoch, als der Flug von Thüringen aus weiter über Hessen ging. Hinter Kassel ging es dann in Richtung Ruhrgebiet bis nahe an den Rhein. In etwa zweitausend Meter Höhe blieb der Flugkreisel stehen, wo wir uns auf die Plattform begaben. Leutnant Krause legte mir seine Hand kameradschaftlich auf die Schulter und sagte: „Mach es gut bis zu nächsten Mal!“ Wieder wurde es dunkel um uns herum, und kurz darauf standen wir in meinem Zimmer. Eine kurze Umarmung mit Irene, und sie löste sich vor mir in ein Nichts auf. Nebenan lief im Wohnzimmer noch der Fernseher, vor dem meine Eltern und meine Schwester saßen. Meine Schwester, die sich die meisten Sorgen um mich gemacht hatte, da ich keine Nachricht hinterlassen hatte, kam zur Tür in mein Zimmer herein und sah mich erstaunt an. „Wie bist du unbemerkt hier herein gekommen?“ fragte sie mich. „Habt ihr mich nicht gesehen?“ Ungläubig schüttelte meine Schwester den Kopf und sagte: „Wenn du noch etwas essen willst, dann hol dir den Kartoffelsalat aus dem Kühlschrank.“

Ich schüttelte den Kopf und sagte: „Gegessen habe ich schon und bin nur müde und möchte schlafen.“ „Dann bis Morgen früh,“ sagte sie. Ich ging ins Bad um mich zu waschen und ging dann gleich wieder in mein Zimmer. Leider konnte ich so schnell nicht einschlafen, denn das Erlebte ging mir, durch den Kopf. Später schlief ich dann doch noch ein. Da ich im elterlichem Geschäft arbeitete, suchte ich mir Arbeiten, um nicht neugierigen Fragen ausgesetzt zu sein. Gefragt wurde ich dann doch nicht mehr, da meine Eltern mich nicht herein kommen sahen und sich sagen mußten, daß sie mich übersehen hatten. Am Abend stand ein alter Schulfreund vor der Tür und fragte mich, warum ich am Wochenende nicht da war, und ob ich denn am nächsten Wochenende mit auf eine kleine Party käme, wo auch ein paar nette Mädchen wären. Ich zuckte mit den Schultern, denn insgeheim hoffte ich, von Irene abgeholt zu werden. Deshalb erzählte ich meinem Freund, daß ich eine tolle alleinstehende Frau mit eigener Wohnung kennengelernt habe, bei der ich übernachtet hätte und sie mir so einiges beigebracht hätte. Verständnisvoll nickte er und nannte mich einen Glückspilz. So hatte ich mir ein Alibi verschafft, das glaubwürdig klang. Am Dienstag und am Donnerstag hatte ich abends Boxtraining, und ab Freitag sehnte ich ungeduldig den Samstag herbei. Da meine Eltern am Samstag keine Anstalten machten weg zu fahren, überlegte ich mir, wie ich es anstellen könnte, daß sie mich aus dem Haus kommen und gehen sehen, denn wie hätten sie reagiert, wenn meine Mutter oder mein Vater gerade ins Zimmer kämen und ich mich gerade vor ihren Augen in Luft auflöste? Der Zufall kam mir zu Hilfe. Sie wurden von unserem Nachbarn einem Ehepaar, das eine Etage tiefer im gleichen Haus wohnte für den Abend eingeladen. So konnte ich am Samstag Mittag in meinem Zimmer auf Irene warten. So gegen 14 Uhr mittags, ich hatte meinen Eltern gesagt, daß ich Mittagsschlaf halten würde und sie ruhig zu den Nachbarn gehen könnten und mein Schulfreund mich eingeladen hätte. Damit hatte ich sie beruhigt und ich wußte, daß ich auch nicht mehr von ihnen gestört würde. Erwartungsvoll saß ich in meinem Sessel, bis plötzlich neben mir der weiße Nebel erschien und Irene aus diesem heraustrat. Freudig fielen wir uns in die Arme, und wieder wurde es kurze Zeit dunkel um uns herum, und schon fanden wir uns an Bord unserer Flugscheibe wieder. „Willkommen an Bord Kamerad,“ tönte die Stimme von Leutnant Krause hinter mir. „Tag Herr Leutnant,“ erwiderte ich. „Den Herrn Leutnant lassen wir weg, sag einfach Fritz zu mir!“ „Jawohl Fritz, und ich heiße Hans“, sagte ich. „Heute steht dir eine große Überraschung bevor, wir fliegen direkt zum Andenstützpunkt.“ Wir setzten uns direkt in zwei hinter den Pilotensitzen im Boden verankerten gepolsterten Hochlehnsessel, und schon ging es los. Hoch schoß die Flugscheibe über die Stratosphäre hinaus in den nahen Weltraum. Keine Stunde war vergangen, und wir schwebten in das einsame Tal herab, und wieder öffnete sich das Erdreich, wie von Geisterhand bewegt, unter uns. Es ging hinab durch den senkrechten Schacht, und wieder kamen wir in der großen Halle an. Gemeinsam bestiegen wir zu dritt eines der Elektroautos, und Fritz Krause steuerte uns dieses Mal durch ein anderes Tor eine unterirdische Straße entlang bis wir vor einer Halle stehen blieben. Irene sagte mir, daß ich mit etwa hundert anderen jungen Europäern, darunter die meisten Deutschen, eine Art Einweihung bekäme. Gespannt betraten wir, durch eine automatisch sich öffnende Tür, die Halle. Wie in einem Theater waren Stuhlreihen zu sehen, in welchem überwiegend junge Menschen vor uns schon saßen. In der mittleren Reihe waren noch genügend Plätze frei, wo wir uns hinsetzten. Voller Spannung schaute ich in Richtung Bühne, in deren Mitte ein Rednerpult stand. Hinter dem Pult hingen von der Decke 5 große Hakenkreuzfahnen herab. Aber an der Vorderseite des Pultes war das Zeichen der schwarzen Sonne zu sehen. Wie vor einer großen Galaveranstaltung ging plötzlich das Licht aus. Ich versuchte durch die Dunkelheit auf der Bühne etwas zu entdecken. Es war so ruhig im Raum, daß man eine Stecknadel hätte fallen hören. Jetzt gingen die Scheinwerfer an und beleuchteten die Bühne. Mir stockte der Atem.

Am Rednerpult stand der auf der Welt am meisten verehrteste und gehasste Deutsche, A D O L F H I T L E R. Ein Raunen ging durch die Menge. Der Führer genoß wohl das Erstaunen der Zuschauer. Er trug einen dunklen Anzug, und am linken Jackenärmel hatte er eine Hakenkreuzarmbinde. Mit beiden Hände strich er sich durch die an den Schläfen leicht angegrauten Haare. Seine Augen strahlten Energie und Zuversicht aus. Kraftvoll erschallte seine Stimme:
„Meine deutschen Volksgenossen! Heute vor 16 Jahren haben die 3 Wehrmachtsteile Marine, Luftwaffe und Heer die Kapitulation unterschrieben. 16 Jahre sind eine lange Zeit im Leben eines Menschen, doch nur der Bruchteil einer Sekunde im Leben eines Volkes. Ihr, meine Volksgenossen, die ihr hier versammelt seid, habt trotz eurer Jugend der Gehirnwäsche alliierter Meinungsdiktatoren widerstanden und seid unserm deutschen Volk treu geblieben. Ihr habt die große Aufgabe aufklärend in unserem Volke zu wirken. Seid aber vorsichtig und rennt nicht ins offene Messer unserer Volksfeinde. Auch guten Freunden gegenüber sagt nicht alles was ihr wißt, da viele von ihnen Opfer der Meinungsindustrie geworden sind und die Wahrheit von der Lüge nicht mehr unterscheiden können. Das geht heute schon quer durch die Familien. Die Menschen sind geblendet von einem zur Zeit steigenden Wohlstand, der wie schleichendes Gift die Gehirne lähmt. Urlaub, Auto und zweifelhafte Vergnügungen werden höher bewertet als Anständigkeit, Treue und Mut. Die Hintergrundmächte, geführt von den internationalen Bankjuden der Wallstreet, der Lombardstreet und dem Oberrabbiner Zadik in Bat Yam bei Tel Aviv, wissen das genau. Dieser sogenannte materielle Wohlstand ist das süße Gift, das in die Gehirne unserer Volksgenossen eindringt und diese willenlos macht. Treue und Kameradschaft werden durch Habgier und gegenseitige Bespitzelung abgelöst werden. Dann kommt die Welle der Beschuldigungen und der Lügen über meine Person und die Zeit des 3.Reiches. Eure Eltern werden mundtot gemacht. Es werden als nächste Maßnahme Fremde ins Land geschleust, zuerst aus Südeuropa. Mit diesen Menschen kann man auskommen, da Kultur und Lebensauffassung uns Deutschen ähnlich sind. Aber diese sind erst die Einstiegsdroge. Danach werden die Türken mit ihrer Islamischen Kultur unser Land überschwemmen. Selbst Schwarzafrikaner wird man ins Land holen. Das deutsche Volk wird mit dem Komplex der Judenverfolgung während des 3.Reiches gefügig gemacht. Der Durchschnittsbürger wird dann schuldbewußt alle erdulden. Gleichzeitig werden dem deutschen Volk Endloszahlungen an das internationale Judentum und an das übrige Ausland abverlangt. Die deutschen scheindemokratischen Politiker werden kräftig mit an der Ausbeutung unseres Volkes wirken, denn diese sind hoch bezahlte Sklaven des internationalen Finanzjudentums. Der Deutsche Bundestag wird immer mehr zur Schaubühne der Lüge und der Selbstbesudelung unseres Volkes degradiert. Meine Politik war immer ein Aufbäumen gegen diese verbrecherischen Machenschaften, die nicht nur gegen unser deutsches Volk, sondern auch gegen die übrigen Völker Europas vom internationalen Finanzjudentum und ihrer Hochgradfreimaurerei geführt wurden. Dafür haben drei Millionen deutsche Soldaten allein im 2.Weltkrieg im heldenhaften Kampf Seite an Seite mit ihren europäischen freiwilligen Kameraden ihr Leben gelassen. Ihr, die ihr jetzt hier versammelt seid, werden jetzt sagen: Warum greift das geheime Deutschland mit seiner Flugscheibenmacht jetzt nicht ein und beendet diesen Spuk? Jetzt frage ich euch, sollen wir ein Volk, das zu fast achtzig Prozent degeneriert ist aus seinem goldenen Käfig befreien?
Ja, so hart es auch klingen mag, sie werden es nicht wollen, und bei einem Angriff auf seine Unterdrücker werden sie uns Widerstand leisten. Diese zur Zeit Gehimgewaschenen unter dem Einfluß der jüdischen Presse stehenden Deutschen müssen erst in Not und Elend geraten und von den fremden Eindringlingen mit dem Tod bedroht werden, dann besteht die Chance, daß das Volk wieder zu sich findet.

Nur aus der größten Not heraus wird das deutsche Volk seine wahren Werte wieder erkennen und den Überlebenskampf aus der Verzweiflung heraus beginnen. Ja, erst dann wird unser Volk zu seiner Hochkultur zurückfinden."

Er endete mit dem letzten Satz seine hinreißende Rede. Wie auf ein Kommando standen wir alle auf und hoben unsere rechte Hand zum Deutschem Gruß unter lauten „Sieg Heil" rufen. Dieser Mann faszinierte uns alle im Saale Anwesenden, wie er vor mehr als 25 Jahren auch unsere Eltern und Großeltern fasziniert hatte. Durch den Mittelgang unserer Stuhlreihen schritt er, die rechte Hand zu Gruß erhoben, und wie es seine Art war, dabei den Arm etwas angewinkelt, dem Ausgang zu. An seiner linken Seite schritt ein Mann in schwarzer SS-Uniform, der um einen halben Kopf größer als Adolf Hitler war. Trotz seiner ungefähr 60 Jahre machte dieser einen drahtigen und sportlichen Eindruck. Fritz flüsterte mir zu:
„Das ist General Dr. Ing. Hans Kammler. Der wird von den alliierten Siegermächten auf der ganzen Welt gesucht. Er ist der Baumeister und Architekt der gesamten unterirdischen Systeme von uns Reichsdeutschen und gleichzeitig seit Ende des Krieges die rechte Hand Hitlers."
Keiner von den Neulingen hätte gedacht, daß Hitler noch lebte, geschweige, ihn hier zu Gesicht zu bekommen. Man sah das an den aufgeregten Gesichtern. Was mir allerdings besonders auffiel war, daß unter den Neulingen sich verhältnismäßig wenige Frauen befanden. Ich teilte meine Beobachtung Irene mit, und sie erwiderte darauf: „Frauen handeln überwiegend gefühlsmäßig in vielen Dingen und unterliegen dadurch der Beeinflussung der Presse, des Fernsehens und der übrigen Medien. So negativ das jetzt auch im Moment für uns Frauen klingt, so sind wir um so beständiger, wenn wir von einer Sache erst einmal überzeugt sind. Aber sag mal, hast du damit gerechnet, Adolf Hitler lebendig zu sehen und zu hören?"
„Die Überraschung war perfekt," sagte ich. „Komm," sagte sie. „Jetzt kommt der gemütliche Teil." Fritz sagte zu uns:
„Verliebte sollte man alleine lassen, und ich werde mich mit einigen Kameraden treffen. So in drei Stunden treffen wir uns wieder an der Flugscheibe." Mit einem kurzen Klaps auf meine Schulter verabschiedete er sich von uns und bestieg eines der Elektroautos, die für jedermann zur Verfügung standen. Irene nahm mich bei der Hand, und wir bestiegen ebenfalls eines dieser Autos und fuhren damit einem Schild nach, wo drauf stand, zum See. Es war der gleiche See wie in der letzten Woche, nur steuerte Irene unser Elektroauto zur anderen Seite des Sees, auf eine Wohnanlage zu. Sie hielt vor einem kleinen Ferienhaus und sagte: „Jetzt kannst du mich wieder über die Schwelle tragen." Mir wurde ganz heiß, da ich die Stunden mit ihr unter dem Jonastal am letzten Wochenende in Erinnerung hatte. Mit ihr auf den Armen betrat ich das kleine Ferienhaus, und wir riegelten hinter uns die Haustür zu, und ich trug sie direkt ins Schlafzimmer, wo wir uns ganz unseren Gefühlen hingaben. Nach etwa 1,5 Stunden standen wir wieder auf und zogen uns an. „Etwas Zeit haben wir noch, dann können wir noch etwas Essen gehen. Vorher müssen wir das Bett neu beziehen, falls neue Besucher kommen."

Ich dachte ernsthaft darüber nach, Irene zu heiraten. Sie hatte alles, was ich mir von einer Frau erträumte, und die 13 Jahre, die sie älter als ich war, was soll das schon! Ich liebte diese Frau und, alle anderen Frauen verblaßten neben ihr. Ich sagte es ihr und sah sie dabei fest und erwartungsvoll an. Sie lächelte mich glücklich an, und es kamen ihr dabei Tränen in die Augen. „Ja, ich liebe dich auch mit ganzer Seele! Aber du bist von unserer Führung dafür ausersehen, Aufklärungsarbeit im deutschen Volk zu leisten. Die Informationen und Argumente bekommst du hier während deiner Besuche. Du mußt wissen, daß ich immer auf dich hier warten werde. Die Wochenenden und den Urlaub kannst du hier verbringen.

Wir müssen uns der großen Aufgabe, die wir haben, beugen. Ich denke, daß ich auch ein Kind von dir bekommen werde, obwohl nach einer Woche noch nichts sicher ist.“ Während sie so sprach, kam sie mir noch schöner vor, so daß ich sie einfach zärtlich in meine Arme nahm und sie liebkoste. „Knurrt dein Magen?“ fragte sie mich. „Ja“, erwiderte ich, aber mir war das wichtig, dir das zu sagen. „Mich machen deine Worte glücklich, aber laß uns zu dem Gartenrestaurant fahren, wo wir letzte Woche waren.“ So stiegen wir in das Elektroauto und fuhren um den halben See herum, dorthin. Sie bestellte mir meinen Lieblingskuchen mit Tee und sagte zu mir: „Ich habe im Jonastal einen Gänsebraten mit Thüringer Klößen für uns vorbereitet, damit du auch meine hausfrauliche Seite kennen lernst.“ „Wann kann ich dich denn mal einladen?“ fragte ich sie. „Das wird schon mal möglich sein, aber die Sicherheitsvorkehrungen müssen gegeben sein. Was sagst du deinen Bekannten und Freunden wer ich bin und wo ich herkomme? Denen kannst du ja noch etwas vormachen, aber was sagst du deinen Eltern über mich, wenn sie mich sehen sollten? Bei einer Polizeikontrolle könnten wir auffallen. Falls meine Adresse auf dem gefälschtem Ausweis überprüft wird, kann ich mich vor den Beamten nur in Luft auflösen, und dann würdest du dem Geheimdienst übergeben werden, die mit Hilfe von Drogen und Folterungen alles aus dir herausholen würden. Denke auch, daß du deinem alten Schulfreund die Geschichte mit der tollen alleinstehenden Frau erzählt hast, und dabei hast du noch nicht einmal gelogen. Deine Freunde hast du neugierig gemacht, denn sie wollen, daß du mich ihnen vorstellst, so wie sie dir ihre Freundinnen auch vorgestellt haben.“ „Du machst mich nachdenklich“, sagte ich. „An deinen Argumenten sieht man, daß du ein kluges Köpfchen hast, aber wäre es nicht schön, wenn unser zukünftiges Kind bei seinen Eltern auch in der Woche ist und wenn es abends nach mir, seinem Vater fragt, der höchstens am Wochenende kommen kann?“ „Da hast du Recht,“ sagte sie und machte dabei ein nachdenkliches Gesicht. ,,Denken wir gemeinsam darüber nach, vielleicht fällt uns dann was vernüftiges ein,“ sagte ich. Während unseres Gespräches verging die Zeit und wir mußten uns sputen, um rechtzeitig zum Abflug zu kommen. Fritz wartete schon und sagte: „Als Klara und ich zusammen gekommen sind haben wir auch die Welt teilweise um uns herum vergessen. Das war nach dem Krieg. Da ich wenig Lust hatte als Jagdflieger der Luftwaffe in die alliierte Gefangenschaft zu gehen, habe ich meine Klara genommen, die als Nachrichtenhelferin bei unserer Staffel war und hab sie einfach mitgenommen. Unser Staffelführer hat das voll akzeptiert und hat lachend gesagt, unter drei Kinder kommt ihr mir nicht weg! Wir waren voll einverstanden und haben heute drei prächtige Kinder.“ Zu Irene gewandt, sagte ich zu ihr: ,,Da müssen wir beide uns noch anstrengen, und bei drei Kindern muß ich einfach für immer hier bleiben!“ „Das wäre eine raffnierte Lösung,“ sagte Irene. Schon ging der Flug über den südamerikanischen Kontinent und über den Atlantik zurück nach Europa.
Nach dem wir auf unserer Plattform in der unterirdischen Anlage im Jonastal angekommen waren, fuhren Irene und ich direkt zu ihrem Haus. Fritz hatte einen Auftrag in der Antarktis zu erledigen. Dort, so erklärte er mir, befindet sich der reichsdeutsche Stützpunkt 211, zum größten Teil unter dem Eis von Neuschwabenland.

Irene war eine hervorragende Köchin. Der Gänsebraten mit den Thüringer Klößen war erstklassig. Hinterher half ich ihr beim Spülen, und da wir noch mehrere Stunden Zeit hatten, gingen wir der schönsten Freizeitbeschäftigung der Welt nach und landeten beide wieder in ihrem Bett. So vergaßen wir für einige Stunden die Welt um uns herum und berauschten uns aneinander. Wie so oft vergehen schöne Stunden viel zu schnell, denn bald kam der Abschied, und Fritz holte mich diesmal schon früher ab, da er wieder einen Sonderauftrag zu erfüllen hatte. So landete ich am frühen Abend schon daheim in meinem Zimmer. Ich hatte Glück, da niemand in der Wohnung anwesend war.

Es war 18 Uhr, und ich hatte keine Lust allein in der Wohnung zu bleiben. Ein paar Straßen weiter saßen noch einige meiner Freunde und Bekannten zusammen in einer Gaststätte beim Bier. Mit, sieht man dich auch mal wieder, wurde ich begrüßt, als ich an die Theke trat. Aber die nächsten Worte sprudelten bei einigen fast gleichzeitig heraus. „Hast du das UFO auch gesehen?“ Um eine Gedankenpause zu gewinnen, sagte ich: „Bitte nicht alle auf einmal!“ „Hör mal, du bekommst gar nichts mehr mit, wenn du nur deine neue Freundin im Kopf hast. Ab und zu solltest du mal zum Himmel sehen,“ sagte mein alter Schulfreund Horst zu mir. Egon, der Gastwirt meinte, während er mir ein Pils zapfte: „Die kommen vom Mars. Das sind Außerirdische.“ Wenn die wüßten, dachte ich! „Müssen das Außerirdische sein? Es könnten sich um Geheimwaffen der Russen oder Amerikaner handeln,“ meinte Dieter. Ein Fremder, der etwa zwei Meter weg von uns auf seinem Barhocker auch an der Theke saß, mischte sich in unser Gespräch ein. „In der Illustrierten Kristall habe ich vor Jahren einen Artikel gelesen, daß vor 1945 die Deutschen so etwas entwickelt hatten. Das hatte ein Ing. Richard Miethe behauptet, der mit seiner Familie in Bremen wohnte. Kurz nach dem Interview mit der Zeitung war er mit seiner Familie spurlos verschwunden. Ob er entweder von den Amerikanern oder den Russen mit seiner Familie entführt wurde, kann niemand sagen.“ „Und warum haben wir dann den Krieg verloren?“ fragte Egon der Gastwirt. „Nun, es sind viele Geheimwaffen durch Sabotage nicht mehr eingesetzt worden. Die Verräter saßen teilweise an den richtigen Schalthebeln,“ erwiderte der Fremde. „„Was ich davon halten soll, kann ich wirklich nicht sagen, da ich bisher an diese Dinge noch nicht geglaubt habe,“ meinte Horst. „Was hältst du davon?“ fragte mich Dieter. Verlegen zuckte ich mit den Schultern und sagte: „Wenn ihr alle das gesehen habt, muß es wohl stimmen.“ Mit einem Blick auf den Fremden, der mich aufmerksam musterte, sagte ich: „Ich werde ab jetzt öfter zum Himmel schauen, vielleicht habe ich dann auch mal das Glück, ein UFO zu sehen.“ Der Fremde, der immer noch am gleichen Platz auf seinem Barhocker an der Theke saß, räusperte sich, und meinte: „Am Samstag Mittag vor einer Woche war am Himmel über diesem Stadtviertel das gleiche UFO beobachtet worden und schwebte ca.20 Minuten am Himmel, bis es blitzschnell in Richtung Weltall verschwand. Am Sonntag Abend danach habe ich es mit meinem Nachtglas an der gleichen Himmelsstelle wieder beobachtet, und es ist danach in südöstliche Richtung wieder weggeflogen. Und dieses Wochenende wiederholte sich das gleiche Spiel, und wie ich aus der Unterhaltung mitbekam, waren sie um die gleiche Zeit mit dem Abflug UF0`s verschwunden zu einer unbekannten Freundin, und kurze Zeit nachdem das UFO heute wieder weggeflogen ist, kamen sie hier zur Tür herein. Was sagen sie dazu?“ Mir wurde bei der Scharfsinnigkeit des Fremden etwas mulmig, aber ruhig erwiderte ich: „Sie hätten Krimiautor werden sollen, und außerdem habe ich sie hier noch nie gesehen, obwohl ich in diesem Stadtviertel schon dreizehn Jahre wohne. Da ist es doch seltsam, daß sie zusammen mit der UFO-Sichtung hier auftauchen.“ „Das kann ich ihnen genau sagen, ich arbeite für eine Zeitung und bin Reporter, und für eine gute Story läßt mein Auftraggeber so einiges springen,“ sagte der Fremde. „Für welche Zeitung arbeiten sie?“ fragte unser Gastwirt Egon, während er seine Gläser spülte. „Für den Axel Spranger Verlag,“ antwortete der Fremde. Ich war froh, daß ich im Augenblick durch die Frage von Egon aus der Schußbahn war und die Aufmerksamkeit des Fremden von mir abgelenkt wurde. Bis Horst, ich hätte ihn dafür verfluchen können, scherzhaft mich fragte:

„Hör mal, deine neue Freundin, die so toll ist, hast du uns deshalb noch nicht vorgestellt, weil sie vielleicht vom Mars oder von der Venus kommt.“ Er glaubte, damit einen guten Witz gemacht zu haben. Ich fand dies jedoch gar nicht witzig, und während meine Freunde und der Wirt darüber lachten, beobachtete mich der Fremde scharf. „Wie soll ich an eine außerirdische Freundin kommen, das soll man mir mal erklären,“ erwiderte ich.

Zu uns allen gerichtet sagte der Fremde: „An Außerirdische glaube ich auch nicht, aber wie ist es denn mit Reichsdeutschen?“ Dabei beobachtete er mich genau. „Wie? Das Deutsche Reich hat am 8.Mai 1945 aufgehört zu existieren,“ sagte ich, obwohl ich es besser wußte. Ich dachte dabei an die drei Affen, nichts sehen, nichts hören, nichts wissen. Sarkastisch lächelte darauf der Fremde und erwiderte: „Das Deutsche Reich hat mit dem 8.Mai 1945 nicht aufgehört zu existieren, es ist nur offiziell handlungsunfähig.“ „Wieso offiziell ?“ fragte ich. „Es existieren auf der ganzen Welt noch geheime Stützpunkte, und dort hat man die Hochtechnologie hingebracht, die die alliierten Siegermächte auch gern hätten. Ich zuckte mit den Schultern und fragte: „Wieso sollen die Reichsdeutschen gegenüber den Amerikanern und Russen heute noch einen solchen technischen Vorsprung haben, da doch die meisten Wissenschaftler von den Amerikanern und Russen aus Deutschland, auch teilweise gewaltsam weggeholt wurden?“ „Das ist nicht ganz richtig, man hat den Siegermächten die zweite Garnitur von den Wissenschaftlern überlassen und damit auch die Raketentechnik. Die wirkliche Hochtechnologie haben die Reichsdeutschen zu ihren geheimen Stützpunkten mitgenommen. Die Amerikaner sind erst 1,5 Jahre später dahinter gekommen und haben eine ganze Kriegsflotte nach Neuschwabenland in die Antarktis geschickt. Mit viertausend ausgesuchten Marineinfanteristen und Panzern sind sie über das Eis gefahren. Auch mit Luftunterstützung hat man versucht den reichsdeutschen Stützpunkt dort anzugreifen, ist aber kläglich gescheitert. Obwohl auch Engländer sich mit Panzern und Flugzeugen daran beteiligt hatten, mußten die Amerikaner und Engländer nach etwa 6 Wochen fluchtartig das Gebiet verlassen, nachdem Flugzeuge spurlos vom Himmel verschwanden und die Motoren der Panzer plötzlich ab einem bestimmten Punkt stehen blieben. Einer argentinischen Zeitung gestand Admiral Byrd, der das Oberkommando über diese militärische Aktion hatte, ein, daß wir es in der Zukunft mit einem Gegner zutun hätten, der mit seinen Fliegern von Pol zu Pol ohne Zwischentanken fliegen könne. Die Aktion lief von Ende 1946 bis Februar 1947 und hatte die Bezeichnung Highjump.“

Mit offenem Interesse hörten alle den Worten des Fremden zu. Meine Freunde und der Gastwirt waren sichtlich von dem Wissen des Fremden beeindruckt und suchten das weitere Gespräch mit diesem. Mir hingegen schien dies zu gefährlich, da nur eingeweihte Agenten darüber wissen können. Er gab uns allen eine Runde nach der anderen aus und wandte sein Interesse wieder mir zu, indem er mich fragte: „Sie verhalten sich wie ein Wissender und sind über meinen Bericht gar nicht so erstaunt wie ihre Freunde.“ Blitzschnell schoß es mir durch den Kopf, daß Irene und Fritz mich vor zu neugierigen Fremden gewarnt hatten, und auch der Führer in seiner Rede. Meinen Freunden hätte ich leicht etwas vormachen können, aber dieser Fremde war nicht nur wissend, sondern auch hochintelligent, und das machte ihn gefährlich. In solchen Fällen sollte man zum Gegenangriff übergehen, und so erwiderte ich: „Das sind ja alles interessante Geschichten, wer sagt uns, daß dieses alles so stimmt, und aus welchen Quellen schöpfen sie ihr Wissen? Sind diese Quellen auch zitierfähig, oder sind das Zeitungsenten, die sich ein fantasiereicher Reporter so ausgedacht hat?“ Ich merkte, daß ihn meine Argumentation nachdenklich machte und er mit dieser Antwort nicht gerechnet hatte, und so nutzte ich die kurze Gesprächspause und ging zur Toilette. Beim Händewaschen auf der Toilette stand er plötzlich neben mir und sagte: „Junger Mann, mir können sie nichts vormachen wie ihren Freunden da draußen. Ich arbeite für eine bedeutende Macht, die ihnen ihr Wissen gern abkaufen würde, und sie wären ein gemachter Mann. Denken sie, daß sie nie mehr für ihr Geld arbeiten brauchten. Sie könnten sich auf den Kanarischen Inseln eine Villa mit eigenem Jachthafen und Hochseesegeljacht leisten und bekämen auf Grund ihres Geldes und ihrer Jugend die schönsten Frauen. Was wollen sie noch mehr?“

„Für welche Organisation arbeiten sie, die so viel Geld für nicht Überprüfbares ausgeben will?“ antwortete ich. Da lachte er und sagte: „Wir wissen so manches und würden sofort feststellen, wenn wir gelinkt werden. Ich möchte ihnen gleich am Tisch etwas zeigen, was sie überzeugen wird.“ Damit betraten wir den Schankraum der Gaststätte, und er steuerte an der Theke vorbei an einen der hinteren Tische. Dieter und Horst saßen noch auf ihren Barhockern an der Theke und knobelten mit der weiblichen Thekenbedienung, die zwischenzeitlich hinzu gekommen war, und ließen sich von dieser ablenken, da Anneliese, so hieß sie, eine etwas dralle blonde Schönheit mit dicken Busen und tiefem Ausschnitt war. Die beiden hofften vergebens mit dieser Schönheit mit dem leicht ordinärem Augenaufschlag im Bett zu landen. Anneliese gehörte zu jenen Frauen, die sich einen Sport daraus machten, möglichst vielen Männern den Kopf zu verdrehen, und wenn dann der betreffende glaubte, kurz vor dem Ziel seiner geheimen Wünsche zu sein, so zog sie sich schnell wieder zurück. Auf diese Art florierte Egons Gaststätte gut, und die Theke war fast jeden Abend voll besetzt, wenn Anneliese dahinter sich in ihren tiefen Ausschnitt schauen ließ. Diese Situation hatte der Fremde erkannt, so daß er sich mit mir weiter unterhalten konnte, ohne daß ein Dritter zuhörte. Gespannt sah ich ihn an und wartete, was nun kommen würde.
Da zog er eine Ein-Dollarnote aus der Tasche und fragte mich: „Wissen sie was das ist?“ „Eine 1-Dollarnote,“ antwortete ich. „Das ist Gott!“ antwortete er. Ungläubig sah ich ihn an. „Wer das Geld hat, hat die Macht! Wer viel Geld hat, hat noch mehr Macht. Und meine Organisation hat das meiste Geld und fast alle Macht!“ „Das man mit viel Geld Macht hat, ist mir nicht neu,“ erwiderte ich. „Sehen sie sich die Note doch einmal genauer an. Und dann werden sie verstehen. Hier auf der linken Seite sehen sie die Dollarpyramide mit dem allsehenden Auge Satans an der Spitze. Das bedeutet den gläsernen Menschen. Es ist wichtig für uns, über jeden möglichst alles zu wissen. Über den Geldverkehr wissen wir fast alles. Zum Beispiel, welche Zeitungen er liest und welche Bücher er sich schicken läßt. Daraus erkennen wir seine politische Einstellung und seinen Bildungsstand. Läßt er sich pornographische Bücher schicken, kennen wir seine Neigung. Gibt er, obwohl er verheiratet ist, Bekanntschaftsanzeigen auf, wissen wir, daß er ein Fremdgeher ist. Hat dieser Fremdgeher eine hohe politische oder wirtschaftliche Position, ist er leicht erpressbar, und wir können ihn für unsere Ziele und Interessen einspannen. Darüber gibt es noch eine Anzahl von vielen Beispielen. Diese Pyramide hat 13 Stufen.
Die Zahl 13 ist in der Freimaurerei und in der jüdischen Zahlenmystik eine Glückszahl. Deshalb sind am 16.Oktober 1946 die deutschen, zum Tode verurteilten Politiker und Soldaten des 3. Reiches über 13 Stufen zum Galgen gegangen. Im Fuß der Pyramide sehen sie die römische Zahl 1776. Diese hat zwei Bedeutungen. Ein mal sind im Jahre 1776 die Vereinigten Staaten von Amerika gegründet worden. Aber die wichtigere Bedeutung ist die Gründung des höchsten Freimaurerordens der Illuminaten durch Adam Weißhaupt in diesem Jahr. Adam Weißhaupt war ein Jesuit und Jude und hat den Fahrplan zur Weltherrschaft geplant und erdacht. Die oberste Spitze im Rat der 13 wird durch den Orden der Illuminaten gestellt, es ist die geheime Weltregierung. Diese bestimmt, wann und wo Kriege und Wirtschaftsrezessionen auf dieser Welt eintreten und welche Völker, weil sie sich dieser Macht nicht beugen wollen, ausgelöscht werden. Auch der letzte Weltkrieg war ihr Werk, und da das Deutsche Reich dieser sich nicht beugen wollte, wurde es in den Krieg getrieben. Der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika ist nicht der mächtigste Mann auf dieser Welt. Er hat auch dieser Macht zu gehorchen, sonst ist er schnell erledigt. Die zwei an den Enden gespaltenen Bänder links und rechts der Pyramide bedeuten, mit gespalteter Zunge, also mit der Lüge zur Weltmacht zu kommen. Auf der rechten Seite sehen wir den Weißkopfadler. Dieser hat in der rechten Kralle einen Mistelzweig mit 13 Blättern und 13 Früchten, in seiner linken Kralle trägt er 13 Speere.

Diese bedeuten die militärische Macht Satans. Über seinem Kopf hat er ein Pentagramm mit 13 Davidsternen. Es gibt noch mehr darauf zu sehen, aber das ist erstmal das Wichtigste. Bis zum Jahr 2000 wollen wir die absolute Weltherrschaft erreicht haben. Dann werden wir einen Weltsklavenstaat errichten mit einer bunten Völkermischkultur, und sie werden diesen Ort hier nicht wieder erkennen. Durch ethnische Konflikte werden die Volksgruppen so beschäftigt werden, daß sie ihre waren Feinde nicht erkennen. Sie werden bei den sogenannten demokratischen Wahlen versuchen immer das vermeintlich kleinere Übel zu wählen und merken dabei nicht, daß alle Parteien, die in den Parlamenten sitzen, uns verpflichtet sind. Es ist egal wen der Wähler wählt, er wählt immer nur uns.“ Erschüttert hatte ich seinen Ausführungen zugehört. Der Fremde sah mir meine Erschütterung an, die ich nicht verbergen konnte. Deshalb sagte er zu mir: „Versuchen sie mal ihre Freunde oder die dralle Blonde aufzuklären. Sie werden auf Ungläubigkeit stoßen, und sie werden für einen Spinner gehalten. Die meisten Deutschen sind viel zu naiv, um die Hintergründe zu erkennen, denn die Dummheit der breiten Bevölkerung ist ein sicheres Fundament unserer Macht. Gegen diese Dummheit können selbst ihre Freunde von der reichsdeutschen Flugscheibenmacht nichts ausrichten. Wen wollen sie denn befreien? Etwa die Dummen die nicht merken, daß sie auf dem Weg in die Sklaverei sind ? Und wenn sie es merken, wird es viel zu spät für sie sein, denn dann sind sie schon Sklaven. Mit fortschreitender Technik werden unsere Methoden immer perfekter. Die Reichsdeutschen brauchen ihre Anhänger, da es ihnen an Bodentruppen fehlt. Und sollten sie trotzdem angreifen, dann werden sämtliche deutschen Städte in die Luft fliegen, da wir überall Atombomben unter den U-Bahnschächten und Hochhäusern haben, die wir von außerhalb Deutschlands fernzünden können, sollte es einem deutschen Bundeskanzler einfallen, sich mit seiner Regierungsmannschaft gegen uns zu stellen. Außerdem hat der Staat Israel auch die Atombombe entwickelt und wird von den USA immer mit modernster Militärtechnik versorgt, weil unsere Leute in den höchsten Spitzen der Weltwirtschaft und der Weltpolitik sitzen. In Kürze werden wir so weit sein, daß wir Fernraketen mit Atomsprengköpfen bis nach Deutschland schießen können, und die Deutschen bezahlen das auch noch mit ihrer Wiedergutmachung an uns. Die Idee mit dem Holocaust war das Genialste, was sich jüdische Gehirne bisher ausgedacht haben. Damit läßt sich das deutsche Volk bis ins nächste Jahrhundert erpressen, und danach wird die weiße Rasse in Europa so degeneriert sein, daß sie nicht mehr fähig sein wird zur Gegenwehr, und danach ist es eine Frage von wenigen Jahrzehnten, bis sie nur noch der Vergangenheit angehört.“ Fassungslos sah ich diesen Mann an. Was dieser Fremde mir sagte, konnten nur kranke Gehirne erdachte haben. Kein normaler Europäer ist in der Lage solche Gedanken zu hegen und diese dann auch in die Wirklichkeit umzusetzen. Selbst bei den Juden ist es nur möglich, wenn diese von Kind an einer dauernden Gehirnwäsche durch ihre fanatischen Rabbiner unterzogen werden. Deshalb fragte ich den Fremden: „Was halten sie selbst von diesem Wahsinn?“ Darauf grinste er und erwiderte: „Was ich denke und fühle ist doch völlig egal. Sache ist, daß wir alle gegen die Hintergrundmächte machtlos sind, und deshalb wäre es dumm von mir, da nicht mit zu machen, um wenigstens ein paar Krumen von dem großen Kuchen mit zu bekommen. Ihre Reichsdeutschen haben absolut keine Chance, da ihr größter Gegner die Dummheit der Gojimvölker ist. Zugegeben, wir kommen in ihre Stützpunkt nicht rein, und auf dem Mond besitzen sie auch schon Stützpunkte. Auf diesem Gebiet haben sie noch ihren Vorspring. Seien sie Realist und machen sie bei uns mit! Wie wollen sie das deutsche Volk aufklären, wenn sie das bei ihren eigenen Freunden noch nicht einmal schaffen können?“

„Ich gehöre nicht zum auserwählten Volk, und einem Gojim gegenüber, wie man uns Nichtjuden nennt, braucht laut Talmud kein Vertrag oder Versprechen eingehalten werden.

Das lernt ihr doch von Kind an bei euren Rabbinern in den Talmudschulen,“ entgegnete ich ihm. „Wie kommen sie darauf, daß ich zum auserwählten Volk gehöre?“, fragte er mich. „Würde ein Uneingeweihter über dieses Wissen verfügen wie sie?“, erwiderte ich ihm. „Dann unterstelle ich ihnen den Reichsdeutschen,“ war seine Antwort. „Ich glaube, daß wir so nicht weiterreden können, da ich ziemlich belesen bin und Bücher besitze, die es heute nicht mehr offiziell gibt.“ Ungläubig sah mich der Fremde an und sagte: „Ich melde mich bei ihnen, und seien sie schlau, es ist in ihrem eigenem Interesse.“ Damit stand er auf, ging zur Theke und zahlte. Ich ging ebenfalls zur Theke und gesellte mich zu meinen Freunden, die mit Anneliese knobelten. Mir war klar, daß ich mich ab jetzt in großer Gefahr befand, denn ein harmloser Zeitungsreporter benimmt sich niemals so wie dieser Fremde. Gedankenversunken stand ich neben meinen Freunden, bis plötzlich Anneliese mir einen Kuß auf die Stirne hauchte und mich fragte, was mir fehlte. „Kennst du die Bedeutung der Dollarpyramide?“, fragte ich sie. „Nein, darüber habe ich mir noch keine Gedanken gemacht, und wie sieht denn eigentlich solch eine Dollarnote aus?“ fragte sie. Egon, der mit halben Ohr dies mithörte, griff in seine Geldbörse und legte eine Dollarnote auf die Theke. Ich wiederholte die Aufklärung des Fremden und sah in die erstaunten Gesichter von Anneliese, Egon dem Gastwirt und meinen Freunden. Anneliese war die erste, die mich fragte: „Hat das dir der Fremde erzählt?“ „Ja,“ sagte ich. „Solange ich hier beschäftigt bin, habe ich diesen Fremden noch nie hier gesehen. Übrigens deinen Deckel hat er ganz bezahlt. Der wollte doch bestimmt noch mehr und hat dir die Erklärung mit der Dollarpyramide nur als Köder hingelegt,“ sagte Anneliese. Ich zuckte mit den Schultern und sagte: „Mir ist es ein Rätsel, was der Fremde von mir wollte.“ „Der muß dich doch nach etwas gefragt haben, bezahlt deinen Deckel, unterhält sich die ganze Zeit mit dir. Ich glaube, daß da viel mehr ist, als du uns und dem Fremden verraten willst.“ Dabei sah sie mich verführerisch an und beugte sich nach vorne, damit ich in ihren Ausschnitt tiefer hinein sehen konnte. Dieter, der neben mir auf seinem Barhocker saß, sagte: „Ich würde ihr erst was sagen, wenn sie dafür mit dir ins Bett geht.!“ „Stell dir vor, ich tu es!“, sagte Anneliese zu Dieter und zwinkerte mir dabei mit ihren Augen zu. „Es wird alles heißer gekocht als gegessen,“ sagte ich darauf, schaute auf meine Uhr und sagte: „Es wird langsam Zeit, nach Hause zu gehen.“ Zu Anneliese gewandt, fragte ich: „Was habe ich noch zu bezahlen?“ „Nein, das letzte Bier ging auf mich,“ sagte sie. Ich bedankte mich bei ihr, und sie gab mir einen leichten Kuß auf die Wange. Horst meinte, daß meine außerirdische Freundin bestimmt darüber eifersüchtig wäre. Im Gehen sagte ich: „Bis jetzt hat sie dazu keinen Grund und Tschüß!“

Auf dem Weg nach Hause achtete ich auf dunkle Toreinfahrten, aber ich kam ohne Hindernisse daheim an. Am nächstem Morgen fuhr ich wie gewöhnlich mit unserem Lieferwagen zur Arbeit und harrte der Dinge. Am Abend schellten Horst und Dieter an unserer Tür und sagten, daß sie sich Sorgen machen würden und als meine langjährigen Freunde hätten sie ein Recht auf Aufklärung, denn ohne den Sachverhalt zu kennen, könnten sie mir nicht beistehen, was ihre Freundespflicht ist. „Ich verstehe das, aber ich muß mich erst rückversichern. Ich halte den Fremden für einen Mossad-Agenten, und wenn ich euch da mit hineinziehe, wird es für euch lebensgefährlich.“ Um in Ruhe unsere Unterhaltung fortzusetzen, gingen wir in unsere Stammkneipe und setzten uns dort an den Tisch. Anneliese stand hinter der Theke und zapfte uns Dreien je ein Pils. Sie kam mit dem Tablett und brachte für sich selbst noch eine Limo mit. „Du weist mehr, als du uns verraten willst,“ sagte sie zu mir. „Ich kann das nicht allein entscheiden und muß mich erst rückversichern,“ antwortete ich ihr. Zu allen Dreien gewandt sagte ich: „Laßt mir etwas Zeit. Der Fremde hat da etwas aufgewirbelt, worüber ich nicht reden kann, da es für euch Drei lebensgefährlich wäre. Ich denke, daß ich erst mal ein paar Wochen Urlaub mache, damit ich aus der Schußlinie bin.“

Da legte Anneliese ihre Hand auf meinen Arm und sagte: „Wir lassen dich nicht im Stich!“ Ich war gerührt über ihr Angebot, da ich sie bisher für eine nette Person gehalten hatte, die ihre Nettigkeit in erster Linie zur Umsatzanhebung des Alkoholkonsums eingesetzt hatte. Darauf erwiderte ich: „Ich wußte bis heute nicht, was du für ein guter Kumpel sein kannst.“ „Da weist du es jetzt!“, war ihre prompte Antwort.

Trotz des Drängens meiner Freunde und Anneliese blieb ich schweigsam. So hielt ich mich in der Gaststätte auch nicht länger auf, ging nach Hause und legte mich so gegen 21 Uhr schon ins Bett. Schlafen konnte ich nicht, da mir die Ereignisse durch den Kopf schossen. Eine Einweihung von Anneliese und meinen beiden Freunden hätte unseren Reichsdeutschen gegenüber Verrat bedeutet, und das Wissen darüber hätte außerdem ihr Leben gefährden können. So lag ich im Bett und dachte angestrengt an Irene, von der ich einen guten Rat erwartete. So gegen 23 Uhr, meine Eltern und meine Schwester waren ebenfalls schlafen gegangen, trat Irene aus dem weißen Nebel, der sich an der Tür meines Zimmers gebildet hatte, heraus. „Ich habe gespürt, daß du mich brauchst!“ sagte sie. Gleichzeitig setzte sie sich zu mir auf mein Schlafsofa, und wir umarmten uns erst einmal. Ich erzählte ihr von meiner Begegnung mit den Fremden und dessen Angebot. „Das ist ein Fall für unsere Spezialtruppe, und du mußt für ein paar Wochen von hier verschwinden. Hol dir am besten Urlaub für ca. 3 Wochen bis, das hier bereinigt ist!“ „Morgen werde ich mit meinen Eltern sprechen. Da meine Schwester erst in vier Wochen in den Urlaub fliegt. Da dürfte die Zeit reichen,“ sagte ich. „Gut, wir müssen jetzt die Flucht nach vorne wagen. Hol mich gegen 18 Uhr Morgen Abend am Bebel-Platz ab, damit du mich deinen Freunden als die alleinstehende Frau Irene Schmitz vorstellen kannst.“ Pünktlich am anderen Abend gegen 18 Uhr stand Irene am Bebel-Platz neben der Telefonzelle. Sie sah hinreißend aus. Ihre blonden Haare fielen in leichten Wellen bis auf ihre Schultern, und ein modisches Wildlederkostüm betonte ihre frauliche Figur. Mit meinem Lieferwagen fuhren wir zu Egons Gaststätte ganz in der Nähe von meinem Zuhause. Irene meinte, daß ich sie meinen Eltern kurz vorstellen sollte, da diese ruhig wissen sollten, mit wem ich meinen Urlaub verbringen würde. So fuhren wir zuerst bei meinen Eltern vorbei, die gerade noch beim Essen waren. Mein Vater lachte und sagte gleich: „Warum hast du uns so ein nettes Wesen bisher vorenthalten?“ Meiner Schwester war Irene ebenfalls sofort sympathisch, und meine Mutter sagte zu mir: „Warum hast du mir nicht gesagt, daß wir noch einen Gast bekommen?, dann hätte ich ein Schnitzel mehr in die Pfanne getan.“ „Ich habe schon gegessen!“, sagte darauf Irene. Kurz darauf fragte mein Vater zu Irene und mir gewandt, wo soll die Urlaubsreise denn hingehen?“ „Nach Mexiko!“, sagte Irene. „Das kostet doch einen Haufen Geld, und wie willst du das bezahlen?“, fragte mein Vater zu mir gewandt. „Ich habe ihren Sohn eingeladen, er braucht dafür keinen Pfennig,“ sagte Irene. Erstaunt sahen meine Eltern Irene an, und mein Vater sagte: „So viel Glück hätte ich in meiner Jugend auch gern einmal gehabt. Außerdem ist unser Sohn alt genug um zu wissen, was er will.“ So war das Gespräch beendet, und Irene und ich machten uns auf den Weg. Auf der Straße kamen uns Horst und Dieter entgegen. Dieter platzte gleich heraus und sagte: „Wenn alle außerirdischen Frauen so schön sind wie deine Freundin, dann nimm mich mal mit ins Weltall.“ Irene lachte und fragte: „Warum nehmen sie an, daß ich aus dem Weltall komme?“ Verlegen meinte Dieter: „Wir haben Hans wegen der UFO-Sichtung damit nur aufgezogen.“ In Egons Gaststätte war nicht viel los, es war ja Dienstag, und in der Regel kommt immer erst ab Freitag so richtig Betrieb auf, da viele die 5-Tagewoche haben und am Samstag ausschlafen können. Dadurch war es möglich, daß Anneliese sich zu uns an den Tisch setzen konnte, während Egon hinter seiner Theke stand. Anneliese, die immer für einen Spaß gut war, sagte: „Jetzt verstehe ich, warum du immer Frauen gegenüber so zurückhaltend warst.“

Irene schien das zu gefallen, denn sie warf mir daraufhin einen liebevollen Seitenblick zu. Sie kam aber schnell zur Sache, und erwartete von uns einen genauen Bericht. Ich überließ Anneliese und meinen beiden Freunden die Berichterstattung über das Ereignis.

Zuerst ließ sich Irene eine genaue Beschreibung von dem Fremden von uns geben. Nachdenklich sagte sie: „Ich sehe ein, daß ihr ein Recht darauf habt einiges zu erfahren. Hans hat sich völlig richtig verhalten, daß er geschwiegen hat. Auch ich mußte mir zuerst eine Rückversicherung holen, bevor ich euch hier einiges erzählen darf. Bevor ich damit anfange, sollten wir hier nach Abhörwanzen alles absuchen!“ „Ob Egon das gefällt, daß wir hinter seine Theke kriechen, bezweifle ich,“ sagte Anneliese. „Hinter die Theke brauchen wir nicht, und außerdem gibt es dafür ein elektronisches Wanzensuchgerät.“ Während sie darüber sprach, holte sie aus ihrer Handtasche ein handteller großes Gerät heraus, zog eine Antenne daraus hervor und begann die Wände damit abzusuchen. Unter der Fensterbank, neben dem Tisch, wo ich mit dem Fremden saß, wurde sie fündig und ebenso unter dem Barhocker, auf welchem der Fremde zuerst an der Theke saß. An diesen beiden Stellen piepste das kleine Suchgerät, und Irene entdeckte dort die beiden Wanzen. Nachdem sie diese unschädlich gemacht hatte, sagte sie:
„Jetzt kann man uns so leicht nicht mehr abhören, aber wir müssen damit rechnen, daß ein paar Straßen weiter unser Feind in einem Auto sitzt und über sein Autoradio hier alles mithören möchte.“
Sie holte, während sie sprach, aus ihrer Handtasche einige Fotos heraus und legte sie uns vor. Es waren einige Männer darauf zu sehen, die leicht orientalisch aussahen. Beim dritten Foto sagten wir alle vier übereinstimmend, „das ist er!“ Irene sagte: „Das ist Samuel Dogan, Mitarbeiter des israelischen Mossad. Die Zentrale des Mossad für Europa befindet sich in Frankfurt. Von dort aus werden diese Leute eingesetzt und operieren oft getarnt als freie Journalisten mit originalen Presseausweisen von der westdeutschen Lizenzpresse, die jüdisch kontrolliert wird. Diese Agenten haben Zugang zu staatlichen Einrichtungen und dürfen unter den Augen der Bonner Regierung straflos morden. Wie ihr richtig vermutet, bin ich Reichsdeutsche und Hans ist mittlerweile auch Reichsdeutscher. Wenn der Mossadagent hier nicht aufgetaucht wäre, hättet ihr das niemals erfahren. Ich mußte euch das jetzt mitteilen, sonst wäret ihr arglos in die Gefahr hineingetappt. Ich kann euch aber nur so viel jetzt sagen, was der Mossad auch schon weiß.“ So erzählte Irene ihre Geschichte vom Kriegsende, und über die reichsdeutschen Stützpunkte auf dieser Welt, und auf dem Mond und auf dem Mars. Anneliese, Horst und Dieter kamen aus dem Staunen nicht mehr heraus. Horst meinte, daß er die politischen Zusammenhänge jetzt auch besser verstehen könnte, und wenn er dort gebraucht würde, dann würde er auch sofort mitkommen. Anneliese war auch der Meinung, daß sie sich in einem der Stützpunkte nützlich machen könnte, und Dieter fragte, ob vielleicht doch noch eine ebenso ledige schöne Frau wie Irene einen Mann suchte. Dafür würde er sogar heiraten. Irene lachte und sagte: „Wenn alle aufrichtigen und anständigen Deutschen zu uns kämen, wen sollen wir hier dann noch befreien? Wir brauchen Menschen wie euch auch hier.“ Die drei nickten, und Anneliese meinte, daß Irene doch bei ihrem obersten Chef ein Wort für sie einlegen sollte. „Ich will es versuchen,“ versprach Irene. Alle drei schüttelten Irene beim Abschied die Hand, und auch Egon kam hinter der Theke vor, um sich von Irene zu verabschieden. Er konnte sich an unserem Gespräch nicht beteiligen, sagte aber, daß die Getränke auf das Haus gingen. Irene und ich stiegen in unseren Lieferwagen, den ich auch von meinen Eltern aus privat nutzen durfte und fuhren in Richtung Bebel-Platz, wo ich Irene abgeholt hatte. Während der Fahrt über eine Eisenbahnbrücke stellte ich fest, daß wir verfolgt wurden. Hinter uns fuhr in der Dunkelheit eine größere schwarze Limousine. Während uns alle anderen Fahrzeuge überholten, fuhr diese Limousine in gleichem Abstand hinter uns her.

Ich hatte dieses Auto schon bei der Abfahrt bemerkt, aber um sicher zu gehen, ob es sich um einen Verfolger handelt, fuhr ich mit Absicht langsam, so daß jedes andere Auto überholt hätte. Irene hatte das auch bemerkt und sagte: „Laß uns auf eine der belebten Einkaufsstraßen fahren!“ Indem kamen wir an einer Plakatsäule vorbei, da rief Irene plötzlich: „Stop!“ Schon sprang Irene und ich aus dem Auto und suchten hinter der Plakatsäule Deckung. Ein schwarzer Mercedes 220 S mit Frankfurter Kennzeichen fuhr an uns vorbei. Es saß nur eine männliche Person im Auto. Offensichtlich der Mossad-Agent Dogan. In etwa hundert Meter Entfernung wendete der schwarze Mercedes mitten auf der Straße und kam mit aufheulenden Motor auf uns zu gerast. Irene und ich warfen uns flach auf den Boden, denn schon schimmerte der Lauf einer Pistole aus dem Seitenfenster des fahrenden Autos. Am Mündungsfeuer der Pistole konnten wir erkennen, daß in unsere Richtung kurz hintereinander aus dem fahrenden Auto vier Schüsse abgegeben wurden, die über uns hinweg in eine Schaufensterscheibe einschlugen, Gleich darauf sprangen wir auf, und Irene zog aus ihrer Jackentasche einen schwarzen flachen Gegenstand in der Größe eines Pistolengriffs, den sie in Richtung des schwarzen Mercedes 220S richtete, als dieser mit quietschenden Reifen auf der Straße wendete, um wieder in unsere Richtung zurück zu fahren. Ein gebündelter greller Lichtstrahl schoß aus dem pistolenartigen Gegenstand auf die Windschutzscheibe des schwarzen Mercedes zu. Deutlich erkannten wir das Gesicht des Mossad-Agenten Dogan daß sich zu einer Fratze unter der Einwirkung des gebündelten Lichtstrahles verzerrte. Er verlor die Gewalt über das Steuer, und die Pistole, die er in der rechten Hand hielt. Er wollte uns erneut unter Feuer nehmen, kam aber nicht mehr dazu. Mit voller Wucht prallte der Wagen gegen eine Straßenlaterne, und der Agent schlug mit seinem Kopf voll gegen die Windschutzscheibe seines Wagens. „Weg hier!“, rief ich Irene zu, und schon fuhren wir mit dem Lieferwagen aus der Gefahrenzone. Im Rückspiegel sahen wir wie ein Menschenauflauf sich entwickelte. Es entspricht leider der menschlichen Schwäche, daß es unter den Menschen zu viele Gaffer gibt, die sich an der Not und am Elend der anderen weiden. Das gab es schon im Mittelalter, wenn der Bischof mit dem Kreuz in der Hand vor dem Scheiterhaufen stand und diesen auch noch segnete, während eine angebliche Hexe bei lebendigem Leibe darauf verbrannt wurde. In diesem Fall war es aber unser Glück, da die Menschenmenge von uns ablenkte und keiner auf den beigen Lieferwagen, der plötzlich davon fuhr, geachtet hatte. So kamen wir unbehelligt mit dem Wagen aus dem Stadtzentrum heraus und fuhren auf den Parkplatz eines kleinen Wäldchens, wo sich um diese Zeit keiner mehr aufhielt. Irene, die ich nicht nur liebte, sondern wegen ihres Mutes und ihrer Entschlossenheit jetzt auch bewunderte, griff in ihre Handtasche und steckte mir einen Bündel Geldscheine zu und sagte: „Das müssen fünftausend DM sein! Damit kannst du beim Reisebüro für uns zwei einen Flug nach Mexiko buchen. Einen Reisepaß bringe ich dir am Freitag mit. Der ist von einem echten nicht zu unterscheiden. Nachdem wir den Agenten Dogan zumindest vorübergehend ausgeschaltet haben, werden sie uns jetzt eine ganze Truppe auf den Hals hetzen. Das sind brutale und rücksichtslose Kerle. Du mußt wissen, daß die Mossad-Leute nicht nur eine gute Ausbildung haben, sondern auch fanatische Überzeugungstäter sind. Das macht diese so gefährlich. Direktflüge nach Mexiko gibt es meistens ab Frankfurt. Du wirst mit Sicherheit vom Mossad ab jetzt beschattet werden, und sie werden auch herausbekommen, daß du für uns zwei den Flug gebucht hast. Wenn sie uns auf der Fahrt nach Frankfurt nicht kriegen, dann sitzen sie mit Sicherheit mit im Flugzeug, und deshalb muß das Flugzeug ohne uns fliegen. Wir müssen davon ausgehen, das sie von dir ein Foto besitzen und damit in der Abflughalle auf uns warten. Damit gewinnen wir einen Vorsprung, und sie sind von Anneliese und deinen Freunden erst einmal abgelenkt. Unterwegs müssen wir mit dem Zug ein paar mal umsteigen, dann können wir besser feststellen, ob wir da schon verfolgt werden.

Deshalb fahren wir nicht mit einem der Schnellzüge, sondern wir nehmen einen sogenannten Bummelzug. Das macht normalerweise heutzutage kein Mensch, und wenn uns dies so einige Personen bis Frankfurt nachmachen, dann haben wir sie schon enttarnt. Allerdings müssen sie dann ab Flughafen neue Leute wieder auf uns ansetzen, und wenn wir dann dort nicht ankommen, dann haben wir sie zumindest beschäftigt und für die Zeit von anderen Schandtaten abgelenkt. Und wenn du denkst, daß sie kein Foto von dir haben, dann ist dies für diese Leute kein Problem, denn der BND ist dem Mossad verpflichtet und wird untertänigst schnell eins vom Einwohnermeldeamt, wo über alle BRD-Bürger Paßfotos vorliegen, besorgen. Damit ich es nicht vergesse, nimm hier diesen kleinen Transmitter, der ist auf deinen Fingerabdruck programmiert. Damit kannst du zu jeder Zeit eine Flugscheibe von uns herbei rufen. Du mußt nur den kleinen Schalter an der Kante auf An stellen, und mit dem Daumen auf diese Taste drücken, dann bist du innerhalb von spätestens einer halben Stunde im ungünstigsten Falle vor den Augen deiner Verfolger in Luft aufgelöst und befindest dich in einer unserer Flugscheiben.“ Ich hatte Irene die ganze Zeit aufmerksam zugehört, und mußte immer wieder feststellen, was für einen scharfen Verstand sie hatte. Verglichen mit vielen jungen Frauen in unserer so freien BRD die, wenn sie von Natur aus hübsch waren, ihre natürliche Schönheit mit Puder, Lippenstift, Lidschatten und Schminke zukleistern. Irenes Gesicht braucht diese Hilfsmittel nicht, denn sie ist eine natürliche Schönheit. Das hatte sie durch Sport, vitaminreicher Ernährung und Bewegung an frischer Luft, aber vor allen Dingen durch innere Zufrieden- und Ausgeglichenheit geschafft. Natürliche Schönheit eines Menschen kommt von Innen heraus. Sie erriet meine Gedanken, küsste mich innig und sagte zu mir:
„Das wir uns nahestehen habe ich gespürt, sonst hätte ich nicht gemerkt, daß dein Unterbewußtsein nach mir rief. Du mußt wissen, daß Menschen die sich nahestehen, oft spüren, wenn der andere in Gefahr ist. So ist es mir am Dienstag gegangen, aber jetzt muß ich los, und vergiß nicht, was ich dir alles gesagt habe!“ So stellte sie sich auf den Parkplatz neben den Lieferwagen und löste sich innerhalb von Sekunden in ein Nichts auf.

Ich fühlte in der Innentasche meiner Jacke das Geldbündel und in der Hosentasche den kleinen Transmitter, der ab jetzt so eine Art Lebensversicherung für mich darstellte. So fuhr ich mit meinem Lieferwagen nach Hause, den Tatort umfahrend, und kam sicher an.

Am anderen Morgen telefonierte ich mit verschiedenen Reisebüros wegen eines Fluges nach Mexiko. Mit der Mexiko-Airlines bekam ich einen Flug für zwei Personen, Hin- und Rückflug DM 3400,--. Gleichzeitig suchte ich in der Zeitung nach einem Artikel über den Tatvorgang am gestrigen Abend. In der Tageszeitung stand auf Seite 2 ein Artikel mit der Überschrift: Die Polizei steht vor einem Rätsel. Gesucht werden eine oder mehrere Personen, die einen Autofahrer im Vorbeifahren mit einer starken Lampe geblendet haben und dadurch den Unfall verursachten. Der Fahrer des Wagens liegt schwer verletzt im Krankenhaus. Kein Wort über die Schüsse, die die Schaufensterscheibe des Buchladens durchschlagen hatten. Vermutlich konnte sich Dogan trotz seiner schweren Verletzung bei der Polizei als Mossad-Agent ausweisen, was unsere Behörden zu Kniefällen veranlaßte. Am Abend riefen mich Dieter und Horst kurz vor Feierabend im Geschäft an, ob wir uns nicht wieder in unserer Stammwirtschaft bei Egon treffen könnten. Ich sagte ihnen, daß das zu gefährlich sei, da die Wirtschaft mit Sicherheit überwacht würde. Anneliese sollten sie auch benachrichtigen, und sie sollten mich direkt am Geschäft meiner Eltern möglichst mit Anneliese abholen, da es sehr wichtig sei. Pünktlich um 18 Uhr standen Anneliese, Horst und Dieter vor unserem Geschäft.

An ihren Gesichtern sah ich, daß sie voller Spannung auf Neuigkeiten warteten. Kurz berichtete ich die Vorkommnisse des gestrigen Abends und sagte ihnen, daß ich wahrscheinlich telefonisch abgehört werde. Wir müßten deshalb einen Verständigungscode aus machen. Das ging mit Hilfe eines Buches, von dem jeder von uns das gleiche Exemplar haben muß. Kurzinformationen können wir uns damit übermitteln, indem wir bestimmte Seiten, Abschnitte und Worte aus dem Buch ansagen. Zum Beispiel: Seite 33, 2. Abschnitt, 3. Wort, 2. Buchstabe usw.. So können die Geheimdienste unser Telefongespräch mithören und trotzdem nicht wissen, was wir uns gegenseitig mitteilen. Vorausgesetzt, sie wissen nicht, mit was für einem Buch wir arbeiten. Irene und ich sind zur Zeit am meisten gefährdet. Wenn man unsereins allerdings nicht habhaft wird, dann könnte es sein, daß man hinter euch her ist. Anneliese sagte:
„Wir haben gewollt, daß du uns einweihst, deshalb ist es jetzt Ehrensache, daß wir nicht aussteigen.“ Horst und Dieter stimmten den Worten Anneliese voll zu. Anneliese sah auf ihre Uhr und sagte: „Ich habe Egon versprochen, heute Abend ihm hinter der Theke zu helfen.“ So stiegen Anneliese und Horst zu Dieter ins Auto und fuhren in Richtung, mit mir im Lieferwagen im Gefolge, zu Egons Gaststätte. Gerade als wir mit unseren Autos um die Ecke in die Wilhelmstraße einbogen, in welcher sich Egons Gaststätte befand, sahen wir von weitem einen Krankenwagen, Polizeiauto und einen Menschenauflauf vor der Tür. In meinem Hinterkopf gingen alle Alarmleuchten an, aber die Drei steuerten mit ihrem Pkw unentwegt weiter auf die Gaststätte zu. Meine innere Stimme sagte mir, fahr weiter, aber es wäre jetzt von mir unkameradschaftlich gewesen, die Drei alleine dort hin fahren zu lassen. So parkten wir unsere Autos auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Gerade als wir über die Straße gingen, trugen Zwei Sanitäter eine übel zugerichtete Person auf einer Krankentrage aus der Gaststätte zum Krankenwagen. Ein Arzt lief neben der Krankentrage her und versorgte die Person mittels eines Sauerstoffgerätes. Was war geschehen? Egon machte doch immer einen gesunden Eindruck und war nie krank gewesen. Mit entsetzten Gesichtern bahnten wir uns einen Weg durch die gaffende Menschenmenge hin zur Gaststättentür, uns Dreien voran Anneliese. Das Betreten der Gaststätte wurde uns von einem Polizisten, der in der Tür stand, untersagt. Anneliese informierte ihn darüber, daß sie hier Angestellte ist und ein Recht auf Information hätte. Nun trat ein Mann mittleren Alters im grauen Straßenanzug uns entgegen und sagte zu Anneliese:
„Kommen sie herein, und wer sind ihre drei Begleiter?“ „Das sind Freunde von mir, mit denen ich unterwegs war.“ „Dann habe ich auch an ihre drei Freunde einige Fragen.“ Als wir die Gaststätte betraten, konnte man sehen, daß hier ein einzelner Mensch verzweifelt um sein Leben gekämpft haben muß. Tische und Stühle waren durcheinandergewirbelt, und die Gläser auf der Theke, wie auch im Regal dahinter, waren zum größten Teil zu Bruch gegangen. Ein Polizeireporter packte gerade noch seine Kamera ein, mit der er gerade alles aufgenommen hatte. „Ich bin Kommissar Müller,“ stellte sich der Mann im grauen Anzug vor. Bitte zeigen sie mir alle vier ihre Personalausweise. Um die Arbeit seiner Assistenten nicht zu behindern, die nach Fingerabdrücken suchten, setzten wir uns in die hintere Ecke an einen Tisch der noch stehen geblieben war. Kommissar Müller fragte zuerst Anneliese, warum, wenn sie Angestellte hier ist, sie nicht rechtzeitig hier war. Anneliese antwortete prompt, daß sie mit uns verabredet gewesen war und ihren Dienst deshalb etwas später antreten wollte. Egon, ihr Chef war darüber informiert. „Den können wir wohl nicht mehr fragen,“ antwortete Kommissar Müller. „Was ist mit ihm?“ wollte Anneliese wissen. „Ob die Ärzte ihn durchkriegen, wissen wir nicht. Die Täter müssen in die Gaststätte gekommen sein, als noch kein Gast da war und haben direkt die Tür verriegelt, damit lästige Zeugen draußen bleiben. Das waren Profis, die ganze Arbeit geleistet haben.“ Mir ging es blitzschnell durch den Kopf.

Da Dogan nicht weiter gekommen war, hat der Mossad seine Spezialisten geschickt, um aus Egon etwas raus zu holen. Wir Vier hatten das Glück, daß wir auf offener Straße standen und es um 18 Uhr noch taghell um diese Jahreszeit war. Anneliese machte die Flucht geschickt nach vorne und fragte den Kommissar: „Was für ein Motiv hatten die Täter? Wissen sie schon etwas darüber?“ „Das möchten wir gern von ihnen wissen, und was haben sie für die Zeit für ein Alibi?“ „Meine drei Freunde können bezeugen, wo ich in der fraglichen Zeit war,“ antwortete Anneliese. „Die sind genauso verdächtig,“ antwortete Kommissar Müller. „Das Beste ist, ich nehme sie alle vier mit ins Präsidium, damit wir sie einzeln vernehmen können, da ich den Eindruck habe, daß sie uns einiges verschweigen wollen. Da widersprachen wir vier, da der Kommissar uns bis jetzt noch garnicht, außer Anneliese, befragt hatte. Wahrscheinlich wußte die Kripo mehr und durfte in einer bestimmten Richtung auf höhere Weisung nicht weiter ermitteln, aber brauchte zumindest einige Ersatztäter. Horst, Dieter, Anneliese und ich mußten wohl oder übel mit zur Vernehmung ins Präsidium fahren. Da Anneliese und ich für den Kommissar als Haupttäter in Frage kamen, legten uns zwei Polizisten Handschellen an, während Horst und Dieter ohne diese mitgehen konnten. Es war abzusehen, daß nach Lage der Dinge Anneliese und ich zu den Tätern gemacht werden sollten. Ich flüsterte deshalb Anneliese zu, daß sie sich ganz nah an mich heran stellen soll, so daß wir uns berühren. Den Kommissar fragte ich, ob ich aus meiner Tasche mein Taschentuch holen dürfe, da ich niesen müßte. Er nickte. So kam ich an meinen kleinen Transmitter in der Hosentasche heran, den ich mit der rechten Hand herausziehen und in dieser verbergen konnte. Mir war klar, wenn die Kripo in meiner Jacke die zwei Flugkarten nach Mexiko entdeckte und die Tausendsechshundert Mark, die nach dem Bezahlen der Flugkarten noch übrig waren, würde man Anneliese und mir den Prozeß machen. So führte man uns beide in Handschellen gefesselt auf die Straße hinaus. Die Menge der Gaffer schrie: „Hängt die Verbrecher auf!“ „Das haben die beiden geplant, riefen einige anderen unter ihnen.“ Das waren die gleichen Männer, die an der Theke Anneliese gern in den Busenausschnitt geguckt haben, und von ihr eins auf die Finger bekommen hatten, wenn sie nach ihren Busen grabschten. Mir gelang es den kleinen Transmitter in meiner Hand zu verbergen und Anneliese mit der Schulter zu berühren. So legte ich den kleinen Sicherungshebel des Transmitters um und drückte mit dem Daumen auf den Startknopf. Ich sagte: „Anneliese, drück dich gegen meine Schulter,“ und schon wurde es dunkel um uns herum. Ich bemerkte gerade noch wie die Schreie in der Menge der Gaffer verstummten, und sich in den Gesichtern der Menschen ein ungläubiges Staunen breit machte. Dem Kommissar Müller fiel die Kinnlade herunter, so daß er wohl eine Maulsperre bekam, und schon hatten Anneliese und ich uns vor den Augen der gaffenden Menge in ein Nichts aufgelöst.

Mit, „das ging ja gerade noch einmal gut“, wurden wir hoch über dem Geschehen von Fritz Krause empfangen. Irene fiel mir direkt um den Hals, da sie direkt hinter Leutnant Fritz Krause hervor trat. „Jetzt macht mal unsere Handschellen ab!“ sagte ich zu Fritz und Irene.

Anneliese kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. Sie stand da und brachte kein Wort über die Lippen. Dann kam Fritz mit einem Seitenschneider und befreite uns von den Handschellen. Anneliese konnte es einfach nicht fassen, da sie mit mir gerade noch in Handschellen aus der Gaststätte abgeführte wurde und sich jetzt plötzlich an einem ihr völlig fremden Ort befand. Die ersten Worte, die sie herausbrachte waren: „Träume ich, oder ist das hier Zauberei?“ Ich konnte ihr es nachfühlen, da ich mich erst vor ein paar Wochen in der gleichen Situation befand. Deshalb nahm ich sie bei der Hand und führte sie an eines der runden Fenster in der Flugscheibe, die auf mittlerweile 100 Kilometer über der Erde aufgestiegen war und sich den Blicken der Menschen auf der Erde entzogen hatte.

Anneliese staunte nicht schlecht über die wundervolle Aussicht von hier oben, und konnte ihren Blick von dieser faszinierenden Aussicht einfach nicht lösen. Irene stellte sich neben uns hin und sagte: „Wir sollten uns das weitere Geschehen vor der Gaststätte ansehen, da wir ja auch wissen wollen, was mit Horst und Dieter geschieht.“ Sie führte uns in einen Nebenraum, und wir sahen dort auf einem Bildschirm die momentane Situation vor Egons Gaststätte. Während der Kriminalkommissar Müller wie ein aufgeregter Gockel hin und her stolzierte und einigen Polizeibeamten sinnlose Anweisungen gab, was man an den ratlosen Gesichtern der Beamten erkennen konnte, standen auf der anderen Straßenseite etwas abseits vier südländisch aussehende Typen, die den Geschehensablauf genau beobachteten. An ihren auf den linken Brustseiten ausgebeulten Jacken konnte man erkennen, daß alle vier Pistolen im Schulterhalfter trugen. Fritz sagte: „Mir zuckt es in den Fingern, diese Verbrecher mit einem Schuß aus der Strahlenwaffe auszulöschen, bevor sie noch mehr Unheil anrichten können. Wie blind doch die deutsche Polizei ist, daß sie die wahren Täter nicht erkennt oder nicht erkennen will. Da braucht nur der Mossad aufzukreuzen und schon macht die deutsche Kripo Kotau! Was ist nur aus unserem Vaterland geworden?“ Anneliese, die neben mir und Irene stand, zeigte auf den rechten Bildschirmrand und sagte: „Da seht mal, da sind Horst und Dieter. Die haben sich die Verwirrung zu Nutze gemacht und haben sich kurz entschlossen abgesetzt und beobachten das Geschehen aus der Deckung eines Trinkhallenhäuschens. Hoffentlich sind sie auch aus dem Blickfeld der Mossadagenten .
Zu Anneliese gewandt, sagte ich: „Ich glaube, daß unser Kommissar Müller ganz schön das Fracksausen bekommt, denn wie will er seinem Vorgesetzten klar machen, daß wir trotz Handschellen ihm entkommen sind. Wer wird ihm denn außerhalb des Geschehens schon glauben, daß wir uns in Luft aufgelöst haben.“

Unsere Aufmerksamkeit richtete sich nun wieder auf die vier Mossadagenten, da einer von diesen sich Dieters Auto näherte und einen kleinen Gegenstand, den er vorher aus der Tasche seiner Jacke genommen hatte, unter die Karosserie von Dieters Auto befestigte, ohne daß einer der Passanten dies bemerkte. Fritz sagte: „Oh, diese Halunken, jetzt haben sie euren Freund einen Peilsender unter die Karosserie geheftet. Dieser ist magnetisch und zeigt den Agenten zu jeder Zeit, wo sich euer Freund gerade mit seinem Auto befindet. Wenigstens ist es ein Zeichen, daß sich eure Freunde zur Zeit noch nicht in Lebensgefahr befinden und der Mossad über eure Freunde an uns heran kommen will, sowie Kommissar Müller diese auch nicht mitnehmen wird, damit der Mossad freie Hand hat. Dann allerdings wird es für die beiden gefährlich. Zuerst muß der Sender am Auto verschwinden!“ „Können wir von hier aus telefonieren?“ fragte ich Fritz. „Wir sind mit aller Technik ausgerüstet, deshalb ist auch dieses möglich,“ sagte Fritz. „Warten wir, bis Dieter zu Hause ist, dann rufen wir ihn an!“ war meine Antwort. Er nickte zustimmend, und wir wandten unsere Aufmerksamkeit wieder dem Bildschirm zu und sahen wie sich die Menschenmenge der Gaffer langsam auflöste, da es nichts besonderes mehr zu sehen gab. Auch die vier Mossadagenten verließen den Tatort. Da wagten Horst und Dieter sich auch aus ihrer Deckung hervor und gingen vorsichtig zu Dieters Auto und fuhren damit los.

Unsere Bordkameras verfolgten die Fahrt unserer beiden Freunde, und an der Fahrtroute stellten wir fest, daß die beiden zu Dieters Wohnung fuhren. In einem Abstand von etwa 150 Metern folgte ihnen eine schwarze Mercedes- Limousine. Zu Irene gewandt, sagte ich: „Der Mossad ist von der Daimler-Benz AG aus Stuttgart mit Spezialfahrzeugen reichlich bedacht worden. Wir wissen, daß die Autos vom Bonner Finanzministerium bezahlt werden,“ sagte Fritz. „Jetzt erkenne ich langsam, wie unser Volk betrogen und belogen wird," sagte Anneliese.

Während unserer Unterhaltung sahen wir, daß Horst und Dieter in Dieters Wohnung angekommen waren, und der Wagen mit den vier Mossadagenten parkte in etwa 300 Meter Entfernung, um das Wohnhaus, in welchem Dieter und Horst verschwunden waren, genau zu beobachten. Fritz gab mir ein tragbares Telefon, und damit rief ich bei Dieter an. Prompt meldete er sich mit: „Hier ist Wennemann!“ Ich meldete mich und hörte am anderen Ende der Leitung Dieters Stimme: „Mensch, Gott sei Dank, daß ihr noch lebt!“ Ich unterbrach ihn und sagte ihm, daß er sein Auto hinters Haus fahren sollte, da er von vier Mossadagenten in einem schwarzen Mercedes, der in dreihundert Metern Entfernung von seiner Wohnung parkt, beobachtet wird. Dann soll er unter sein Auto sehen, da die Agenten einen Peilsender unter sein Auto angebracht hätten. „Wie ist es möglich, daß du alles beobachten kannst, und wie Anneliese und du euch plötzlich in Luft aufgelöst habt. Da haben die Gaffer alle ganz schön dumm geglotzt, und am meisten der Kommissar, der in euch schon die Täter sah. Der hat sein Maul vor Staunen so weit aufgesperrt, daß er einige Zeit danach Mühe hatte, es wieder zu zukriegen. Übrigens wie geht es Anneliese?“ „Die steht neben mir, ich geb sie dir mal!“ sagte ich zu Dieter. „Hallo Dieter,“ meldete sich Anneliese. „Wir schweben in großer Höhe über der Erde in einem UFO und konnten alles beobachten und können sogar bis nach Amerika sehen.“ „Phantastisch,“ rief darauf Dieter ins Telefon. „Horst hat vor Staunen die Sprache bis jetzt noch nicht wieder gefunden und er denkt, er ist im falschen Zukunftsfilm.“ Jetzt meldete sich Horst aus dem Hintergrund und fragte: „Ich begreife nicht, wie ihr euch in Luft auflösen konntet, das ist doch glatte Zauberei.“ „Das ist technischer Fortschritt!“ war meine Antwort. „Mit dieser Technik haben wir berechtigte Hoffnung unser Volk und die unterdrückten Völker auf unserer Erde von dem zionistischen Joch zu befreien.“

Jetzt übernahm Irene den Telefonhörer und sagte zu Horst: „Ich glaube, wir müssen uns überlegen, wie wir euch in Sicherheit bringen, da ihr sonst den Weg vom Gastwirt Egon geht. Wir melden uns in Kürze deshalb wieder.“ Damit war das Telefongespräch beendet, da Dieter sein Auto hinter das Haus fahren mußte um unbemerkt den Peilsender zu entfernen. Fritz schlug vor, zuerst zum Andenstützpunkt zu fliegen um von der obersten Führung Anweisungen für die Errettung von Dieter und Horst zu bekommen. Ohne Genehmigung ist es aus Sicherheitsgründen nicht möglich in einem der reichsdeutschen Stützpunkte aufgenommen zu werden. Im Falle Anneliese war es ein Sonderfall, da ganz schnell eine Entscheidung herbeigeführt werden mußte, deshalb konnte Fritz in seiner Eigenschaft als Kommandant des Flugkreisels spontan entscheiden. Die Konsequenz für Anneliese war, daß sie für immer bei den Reichsdeutschen bleiben muß. Die Feinde von uns Reichsdeutschen mit ihren Helfern in aller Welt würden dann versuchen ihrer habhaft zu werden. Ob sie dann wie diejenigen von den Reichsdeutschen, die sich zeitweise unerkannt außerhalb der Stützpunkte unter das Volk mischen, bei Entdeckung den Mut hat, auf eine Zyankali-Kapsel in ihrem Mund zu beißen, war bei ihr noch ungewiß. Fritz sagte ihr das. Sie war einverstanden und sagte: „Ich möchte gern für immer bei euch bleiben und wünsche mir nur einen netten und treuen Ehemann dazu.“ Dabei wurde sie verlegen und sagte zu mir: „Dieter ist doch dein bester Freund und eine treue Seele. Könntest du bei ihm für mich ein Wort einlegen?“ Ich war platt! Dieter hatte mir heimlich gestanden, daß er schon lange Zeit in Anneliese verliebt war und sich nur nicht getraut hätte, ihr was zu sagen, da sie mit vielen Gästen an der Theke geflirtet hatte. Niemand konnte ihr aber nachsagen, daß sie sich mit einem davon eingelassen hätte. Deshalb glaubte auch Dieter, daß es hoffnungslos wäre sich um sie zu bemühen. Deshalb sagte ich zu ihr: „Hörmal Anneliese, du rennst da offene Türen ein, der Dieter träumt schon lange von dir!“ „Glaubst du das wirklich?" fragte sie mich. In dem liefen ihr Freudentränen über ihre Wangen herunter, und spontan umarmte sie mich.

Irene und Fritz lachten, und Irene nahm Anneliese in den Arm und drückte sie kameradschaftlich. Darauf sagte Fritz: „Das ist für Anneliese und Dieter eine gute Problemlösung. Jetzt mußt du Hans, zu Dieter zurück und für Anneliese nicht den Brautwerber, sondern den Bräutigamwerber spielen.“ „Anneliese machte bei alldem ein glückliches Gesicht, und Fritz sagte: „Jetzt haben wir noch einen Sonderfall!“ So ging ich zum Raum mit der Plattform mit dem kleinen Transmitter in der Hand und sagte zu Anneliese: „Jetzt hol ich dir den Dieter hoch!“

Fritz brachte die Flugscheibe in die richtige Position, und ich wurde entmaterialisiert, nur noch aus Atomen bestehend, auf einem Richtstrahl in Dieters Wohnung geleitet wurde. In Dieters Wohnküche fügten sich meine Atome wieder zu meiner Person zusammen, so daß ich meinen beiden Freunden zuerst als weißer Nebel erschien. Horst und Dieter starrten mich zuerst erschreckt an, fanden aber schnell wieder die Fassung, als sie mich aus dem Nebel heraustreten sahen. „Wo ist Anneliese?“, fragte Dieter als erster besorgt. Mit feierlicher Stimme sagte ich zu ihm:
„Setz dich mein Freund! Ich habe dir etwas Wichtiges mitzuteilen!“ Gespannt sahen mich beide an, und zu Dieter gewandt sprach ich mit feierlicher Stimme: „Dieter Wennemann, bist du gewillt mit deinem Schwarm Anneliese Koss in den Stand der Ehe zu treten ? Dann antworte mit einem deutlichen „Ja!“ Ungläubig sah Dieter mich an. „Stimmt das wirklich?“ fragte er. „Dann komm mit, und laß es dir von ihr selbst sagen!“, sagte ich zu ihm. Horst saß still daneben, bis er tief Luft holte und sagte:
„Wenn meine Luzi nicht wär, würde ich auch mitkommen.“ Dieter klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Hier nimm meine Autoschlüssel mit den Papieren. Ich habe seit zwei Jahren von Anneliese geträumt und habe noch vor zwei Stunden gedacht, der Hans hat sie entführt. Dann kamen mir Zweifel an meinem Verdacht, da du ja deine Irene hast. Damit hast du sie für mich gerettet. Dafür danke ich dir.“ Ich ging auch zu Horst, griff in meine Tasche und gab ihm die Flugscheine nach Mexiko und dazu die tausendsechshundert Mark und sagte zu ihm: „Flieg mit deiner Luzi nach Mexiko und mach mit ihr dort drei Wochen Urlaub. Das ist ein Geschenk von Irene und mir!“ Die Mossadagenten, werden wir eliminieren. Das haben sie schon wegen Egon verdient, dann droht dir von diesen keine Gefahr mehr.“

So nahm ich Dieter an die Hand, stellte den Sicherungshebel meines Transmitters auf an und drückte auf die Daumentaste, und schon lösten wir uns auf und landeten kurze Zeit später auf der Plattform des Flugkreisels. Anneliese kam uns entgegen gelaufen und fiel Dieter um den Hals. Fritz, Irene und ich freuten uns über das glückliche Paar. Ich sagte Irene, daß ich in ihrem Namen Horst die Flugscheine nach Mexiko gegeben habe und dazu die restlichen DM 1600,-. Sie hielt das für richtig und meinte: „Wenn wir Geld brauchen, ist dies kein Problem. Unsere Fälscherwerkstatt im Andenstützpunkt ist erstklassig, denn was die Illuminaten in ihren Banken können, nämlich Gelddrucken, das können unsere Spezialisten schon lange.“
„Bevor wir ans Gelddrucken denken, müssen wir euren Freund Horst erst von den Mossadagenten befreien!“, sagte Fritz und schon saß er am Steuerpult des Flugkreisels Haunebu II. Wir schossen durch die Wolkendecke auf dreihundert Meter herunter. Auf dem Bildschirm sahen wir den Mercedes mit den vier Mossadagenten, die immer noch beharrlich Dieters Wohnung im Auge behielten.

Da es mittlerweile dunkel geworden war, waren die Mossadagenten näher an das Haus mit Dieters Wohnung herangefahren. Fritz sagte: „Jetzt werden sie mit einem Richtmikrophon arbeiten, um Gespräche in der Wohnung abzuhören.

Falls Horst keine Selbstgespräche führt, werden sie Pech haben und ihre Berichte können sie ihrem Gott Jahwe in ihrem privaten Jenseits abliefern. Indem richtete Fritz die an der unteren Seite des Flugkreisels befindliche Donarkraftstrahlkanone auf das Auto mit den vier Agenten und ein heller Blitzstrahl schoß aus der selbigen. In einem Bruchteil von einer Sekunde schmolz das Agentenauto zu einem Ascheklumpen zusammen. Mit einem „Hurra", begrüßten wir den Abschuß und klopften Fritz anerkennend auf die Schultern.

Etwa eine Stunde später befanden wir uns im Andenstützpunkt. Dieter und Anneliese staunten nicht schlecht. Dieter sagte: „Wenn mir darüber einer vor ein paar Tagen was erzählt hätte, dem hätte ich den nächstem Nervenarzt empfohlen." Zuerst fuhren wir zur Gartenwirtschaft am See. Fritz, der unsere Ankunft schon vorher über Bordfunk angemeldet hatte, meldete uns, daß die Bedienung der Gartenwirtschaft mit der Stützpunktverwaltung abrechnen kann. Wir sollten nur ordentlich essen und trinken. Man sah Dieter und Anneliese an, daß sie glücklich waren, und Dieter klopfte mir immer wieder auf die Schulter und sagte, was ich doch für ein prima Kumpel wäre. Irene nahm mich dabei in den Arm und sagte zu Dieter: „Deshalb habe ich mir den Hans auch ausgesucht."

Nach dem Essen fuhr uns Fritz in die Ferienwohnanlage, wo Dieter und Anneliese direkt in das erste Häuschen einzogen. Irene und ich nahmen das Nachbarhäuschen, welches direkt dahinter lag.

Da es schon spät war gingen wir im Anschluß direkt schlafen. Am nächsten Morgen wachte ich gegen 10 Uhr erst auf. Das Bett neben mir war leer. Beim Blick durchs Fenster auf die Terrasse sah ich, daß Irene gerade dabei war den Kaffeetisch zu decken. Schnell sprang ich aus dem Bett und ging unter die Dusche. Fünfzehn Minuten später saß ich mit Irene am Frühstückstisch. Ich nannte sie meinen Goldengel und sagte, daß es ein Fehler ist, daß eine so hübsche und talentierte Hausfrau noch nicht mit mir verheiratet ist. Im Nebenhaus steckte gerade Dieter seinen Kopf zum Fenster heraus. Irene rief ihm zu, daß er mit Anneliese zum Frühstück kommen soll. Nach etwa 20 Minuten waren sie da. Etwas müde sahen beide aus, machten aber einen glücklichen Eindruck. Anneliese sah Dieter, nachdem sie am Tisch Platz genommen hatten, an und fragte ihn: „Was ist die beste Kur gegen Verliebtsein?" Fragend sah er Anneliese an und zuckte mit den Schultern. Darauf sagte Anneliese: „Es ist zwar eine Pferdekur, aber das Beste ist heiraten!" Wir lachten alle darüber, und Irene sah auf die Uhr und sagte: „Etwas Zeit haben wir noch, bis Fritz uns gegen 12 Uhr abholt." Während die beiden Frauen das Geschirr spülten, gingen Dieter und ich zum nahegelegenen See, setzten uns am Ufer in den warmen Sand und schauten übers Wasser zum kleinen Ort, wo wir gestern Abend mit Fritz in der Gartenwirtschaft gegessen hatten.

„Sag mal Hans, wie ist es eigentlich mit der Zeitverschiebung? Wir befinden uns doch auf oder besser gesagt im Südamerikanischen Kontinent und richten uns immer noch nach unserer mitteleuropäischen Zeit?", fragte mich Dieter. „Die Frage ist berechtigt, aber hier haben sich die Menschen ein Stück Deutschland geschaffen, und deshalb hat man aus der Verbundenheit mit dem deutschen Vaterland die Zeit, die jetzt in Deutschland herrscht, auch hier. Wenn wir uns hier in Südamerika auf die Erdoberfläche begeben, setzt die Zeitrechnung des Südamerikanischen Kontinents wieder in Kraft." Dieter nickte zustimmend und sagte, das er zufrieden ist, daß es so gekommen ist, und er hoffe nur, daß Egon, unser Gastwirt wieder gesund wird und daß unserem Horst nichts passiert. „Laß dem Horst mit seiner Luzi erst mal in Mexiko Urlaub machen, danach werden unsere Reichsdeutschen ihn nicht im Stich lassen," sagte ich.

Nach unserem Gespräch standen wir auf und gingen langsam zur Wohnanlage zurück. Irene und Anneliese waren mit ihrer Arbeit schon fertig. So brauchten wir nur noch auf Fritz zu warten.

Pünktlich um 12 Uhr stand Fritz mit einem größerem Elektroauto vor unserem Haus und lud uns zu einem Vortrag von einem Dr. Neumann ein. Die Fahrt ging zur gleichen Halle wie am vergangenem Samstag, wo Adolf Hitler gesprochen hatte. Vom Parkplatz aus strömten viele Menschen in die große Halle hinein. In der mittleren Reihe bekamen wir noch Platz. Es dauerte nicht lange, und die Halle war bis auf den letzten Platz besetzt. Gespannt sahen alle nach vorne zum Rednerpult. Während sich das Licht im Saale verdunkelte, wurde es auf der Bühne heller, und im Rampenlicht am Rednerpult stand Dr. Eberhard Neumann. Er hatte ein Heft vor sich auf dem Rednerpult liegen und musterte das auf seine Rede gespannte Publikum im Saale über die Ränder seiner Brillengläser. Er stellte den hageren Typ eines Menschen dar, und seine hochgewachsene Gestalt schätzte ich auf 1,90 Meter. An seinen dunkelblonden Haaren und seiner langgezogenen Schädelform war unschwer der nordische Mensch zu erkennen.

Mit kräftiger willenstarker Stimme begann er seine Rede: „Deutsche Männer und Frauen! Es ist schon einen Monat her, daß ich die Ehre hatte, vor Ihnen über die Maßnahmen der Hebräer zu sprechen, ihr Ziel, das Messianische Weltreich zu errichten und damit die Völker der Welt zu versklaven. Heute werde ich über das Thema „Die Entlarvung des Antisemitismusschwindels“ sprechen.
Was bedeutet eigentlich -Antisemitismus-? Antisemitismus setzt Semitismus voraus. Semitismus gibt es nicht! Logischerweise gibt es auch keinen Antisemitismus! Es wird den Menschen also etwas verkauft, was es garnicht gibt! Darum handelt es sich hier um eine Mogelpackung! Die Hersteller machen mit diesem Betrug ein Riesengeschäft! Wie konnte und kann das immer noch geschehen? Warum hat sich bisher niemand dagegen gewehrt? Gehen wir der Sache auf den Grund: Wer sind Semiten?
Die meisten arabischen Völker werden zu den Semiten gezählt. Und wer sind nun die Gegner dieser Menschen, also Antisemiten? Genau genommen sind es die Israelis. Denn sie befinden sich seit ewigen Zeiten in einem, gelinde ausgedrückt, Verdrängungskrieg, gegen ihre arabischen Nachbarn. Niemals aber sind andere Völker Antisemiten, schon gar nicht solche, die mit den Semiten kaum Berührungspunkte haben. Besonders uns Deutschen wird immer wieder vorgeworfen, Antisemiten zu sein. Das würde ja bedeuten, mit den Israeliten gemeinsam gegen die Araber zu kämpfen. Das ist völlig abwegig!

Von den Juden und Israelis sind nur ein ganz geringer Prozentsatz Semiten. Weil sie aber die Abwehrfront der Goyim, das sind die Nichtjuden, gegen die Machenschaften der Juden durchbrechen wollen, benutzen sie die große Masse der Semiten gewissermaßen als Schutzschild, mit dem Schlagwort „Antisemitismus“. Damit soll die unwissende Mehrheit der Menschen über das eigentliche Motiv getäuscht werden. Der Grund der Gegnerschaft zwischen den Juden und den Nichtjuden liegt in den Zielen des Mosaismus. Diese Tatsache wollen die Juden der Welt verheimlichen! Das allein ist der wahre Hintergrund des verleumderischen und tödlichen Schlagwort „Antisemitismus“.
Die Scharfmacher im Judentum sind die Zionisten und Orthodoxen. Sie stellen die Führungsriege des Welt-Judentums. Diese täuschen die ganze Welt, wenn sie behaupten, der Antisemitismus sei eine bewußte, willkürliche Diskriminierung des jüdischen Volkes. Das ist eine glasklare Lüge!

Damit haben die Zionisten und Orthodoxen mit Hilfe einer Lüge den Begriff Antisemitismus zu einem Schlagwort mit verleumderischem und manchmal sogar tödlichen Charakter gemacht. Wären in der BRD, wie es das Grundgesetz verlangt, alle Bürger vor dem Gesetz gleich, dann müßte jeder, der diese verleumderische Beschimpfung mit dem Begriff Antisemitismus gebraucht, wegen Volksverhetzung zur Rechenschaft gezogen werden. Wie es in der Werbung heißt, „Aus gutem Grund ist Juno rund," obgleich die Gesundheit schädigende Wirkung der Zigarette bekannt ist, so heißt heute die politische Totschlag-Werbung: „Antisemitismus!" Und diejenigen Menschen, die man aus politischen Gründen aus dem Verkehr zieht, werden hinterhältig zu Antisemiten abgestempelt.
Die hier betriebene Taktik beruht auf einer modernen Erkenntnis der psychologischen Kriegsführung: „Wer das Geld hat und die Medien beherrscht, beherrscht auch die Menschen."
Was will man den so verleumdeten -Antisemiten- eigentlich ans Bein binden? Alles, was Zionisten und Orthodoxen zu Beherrschung der anderen Völker vorhaben, soll von diesen Völkern widerspruchslos hingenommen werden. Wer sich dagegen wehrt oder noch Aufklärung betreibt, der wird als -Antisemit- an den Weltpranger gestellt. Antisemitismus soll der geistige Aussatz der Menschheit sein, der angebliche Antisemit, wird wie ein Aussätziger unter Quarantäne gestellt. Niemand darf mit ihm in Berührung kommen! Schlimmer: Er wird, wie früher die -Vogelfreien-, den staatlichen Organen und den nützlichen Chaoten zur Bekämpfung preisgegeben.

Worauf beruht der Trieb der Zionisten und Orthodoxen, andere Völker zu beherrschen? Dieser, nur von verhältnismäßig wenigen Menschen durchschauten verbrecherischen Aktion, liegen in erster Linie die angeblichen Vorrechte zugrunde, die mit der Bibel, dem Alten Testament (das ist die Thora) und der angeblichen -Auserwähltheit- verbunden sind. Durch die selbstgebastelte Religion ihres Stifters Moses den Mosaismus sollen alle andere Völker nur zweitrangig sein und somit zu Dienern der Auserwählten degradiert werden.
Für jeden aufmerksamen Menschen sind die Beweise aus der Bibel und anderen jüdischen Lehrbüchern leicht erkennbar. Leider sind die Angehörigen der Völker, wie die Nichtjuden von den Juden genannt werden, so begriffsstutzig, daß ihre Gegner leichtes Spiel haben. Gefährliche sind dagegen diejenigen Goyim (Nichtjuden), die sich als Handlanger der Zionisten und Orthodoxen für ihre Hilfsdienste direkt oder indirekt bezahlen lassen.
Aus der mosaischen Nationalreligion hat sich der Talmud (Die Lehre) entwickelt. Er stellt eine Art Durchführungsbestimmung für den Mosaismus dar. Es ist eine bekannte Taktik, die darin besteht, daß Gottes Wort angeblich die Exegeten benötigt, das sind die Deuter, die Ausleger der Schrift, die alles so manipulieren, wie es die angeblich Auserwählten für ihre Zwecke brauchen.
Die beiden Lehrbücher des Mosaismus, die Thora und der Talmud, sind heute die Grundlagen für das seit rund 3.000 Jahren angestrebte Ziel: Die Beherrschung aller anderen Völker. Die Mittel und Wege zur Erreichung dieses Ziels sind schier unfaßbar. Das Nicht-für-möglich-Halten dieser Wahnsinns-Idee, denn die Völker sind gar nicht in der Lage, einen so hinterhältigen Vorsatz sich auch nur vorzustellen, macht es den Zionisten und Orthodoxen leicht, diesen Psycho-Krieg zur Unterdrückung bisher erfolgreich zu führen.
Nach Aussagen aller offizieller Juden, bilden Volk, Nation, Religion und Volks-Gott Jaweh eine geschlossene Einheit, u.a. nachzulesen bei dem Juden Günter Stemberger: „Jüdische Religion" Beck. Rh. 2003. Mit größter Wirkung wird von den Meistern der Lüge in diesem Psycho-Krieg die Lüge mit durchschlagendem Erfolg eingesetzt, Alle weiteren Anmaßungen ergeben sich aus dieser Tatsache.

Mit göttlichem Auftrag finden wir in der Bibel die Anweisung für den Gebrauch der Lüge als legales Kampfmittel der Juden gegenüber der ganzen übrigen Welt.

In der 2. Chronika, 21. setzt Jaweh als zulässigen Kampfgenossen einen Lügengeist in die Welt, von dem die sich selbst zu „Auserwählten“ Erkorenen fleißig Gebrauch machen. „Da antwortete er (der Lügengeist): „Ich will ausgehen und zum Lügengeiste werden in aller seiner Propheten Mund!“ Er (Jahweh) aber sprach: „Du magst betören und wirst es auch vollbringen! Gehe aus und tue also!“

Im Brief an die Römer 3,7 bestätigt der Jude Paulus den hohen Wert der Lüge für das Juden-Christentum, wenn sie nur von den richtigen Leuten gebraucht wird. Und eine passende Erklärung, man nennt dies ,,Rabulistik" (Spitzfindigkeit) wird mitgeliefert:
„Denn so die Wahrheit Gottes durch meine Lüge herrlicher wird zu seinem Preis, warum sollte ich dennoch als ein Sünder gerichtet werden?“
Obgleich Paulus als der eigentliche Vater des jüdischen Christentums gilt, wird hier und da vielleicht der Einwand kommen: Was haben wir Christen mit dem Mosaismus zu schaffen? Lassen wir zur Klärung dieser Frage den Juden Disraeli sprechen: „Christentum ist Judentum für Nichtjuden.“ Und noch etwas macht den Zionisten und Orthodoxen den Erfolg leicht: „Ein Christ lobt seine Bibel, aber er liest sie nicht!“
Wir brauchen hier keine weiteren Beweise für den fleißigen Gebrauch der Lüge aus dem Alten Testament zu liefern. Es gibt eine Menge Literatur darüber. U. a. „Die grausame Bibel,“ erschienen bei Verlag Tim Schatowitz, in Burg/Dith.
Kommen wir zum Talmud.
An allen Schulen in Israel wird der Talmud gelehrt. In den höheren Schulen ist er ein Prüfungsfach. Außerdem gibt es besondere Talmud-Schulen. Mein Schulfreund ging in eine solche.
Der Talmud ist für die Zionisten und Orthodoxen wichtiger als die Thora (A.T.). In dieser Lehre, die 14 starke Bände mit 63 Traktaten umfaßt, wird der Mosaismus so ausgelegt, daß ihre Lehrsätze ins praktische Leben der Juden passen. Es gibt für einen Juden keinen Bereich des Lebens, der nicht Religion ist! Die Talmud-Gelehrten erklären oft genug, was Jahweh in der Bibel hat zum Ausdruck bringen wollen. An später folgenden Beispielen läßt sich die ungeheure Bedeutung des Talmuds fürs tägliche Leben der Juden ermessen.
Friedrich der Große bekannte seine Einstellung zur Religion mit dem Satz: „Jeder soll nach seiner Fasson selig werden!“ Das setzt jedoch voraus, daß es sich um das religiöse Empfinden des einzelnen Menschen handelt. Jeder könnte nach seinem persönlichen Empfinden religiös werden. Vorausgesetzt, daß er andere dabei nicht stört. Diese Einschränkung aus Rücksichtnahme gibt es in der mosaischen Religion und ihren Ablegern Christentum und Islam nicht! Diese Glaubensstämme verlangen uneingeschränkte Bekenntnisse zu ganz bestimmten Zwangsglaubenssätzen.
Im Talmud geht es um noch viel mehr: Die Einheit Volk und Mosaismus läßt kein Wechsel im Glauben zu! Man muß die notwendige Blutsverbundenheit mitbringen. Nur wer eine jüdische Mutter hat, gilt als Jude! So kann man ungestört von möglichen Wankelmütigen, Abweichlern oder gar Fremdblütigen, getreu den Vorschriften des Talmuds, seinem Drang zur Beherrschung aller Völker freien Lauf lassen.
Beweise des Hochmuts und der angestrebten Vorherrschaft der Mosaisten und Talmudisten. Zitate aus dem Talmud verschiedener Traktate:
Taanith, Fol. 3a: „Wie die Welt nicht ohne Winde bestehen kann, so kann sie auch nicht ohne Israeliten bestehen.“ (So steht es auch bei Aboda zara, Fol. 10a).

Würde das deutsche Volk eine solche Überheblichkeit für sich beanspruchen, so wäre der nächste Weltkrieg fällig. Sollten Sie aber dieses Sonderrecht der Israeliten für unverschämt halten, so sind Sie logischerweise ein Antimosaist, keinesfalls aber ein Antisemit, wie fälschlicherweise von den Israeliten behauptet wird.

Taanith, Fol. 10a: „Zuerst ist das Land Israel geschaffen worden, am Ende erst die ganze Welt. Das Land Israel tränkt der Heilige selbst, die ganze Welt tränkt ein Bote. Das Land Israel trinkt Regenwasser, die ganze Welt nur von dem Überreste. Das Land Israel trinkt zuerst und nachher erst die ganze Welt, gleich einem Menschen, der Käse bereitet, der das Genießbare herausnimmt und das Unbrauchbare zurückläßt."

Wer diese noch für harmlos hält und nichts dagegen einzuwenden hat, daß er nur vom Abfall leben darf, der von der Herren Tische fällt, der ist bei den Zionisten und Orthodoxen willkommen. Und wir erleben, wie man besonders in der BRD diese unterwürfigen Hilfswilligen entsprechend behandelt, damit sie aus Dankbarkeit oder aus Raffgier auch in Zukunft den Mund halten. Sollte aber jemand auf diese Unverfrorenheit hinweisen, so wird er ganz sicher zum Antisemiten erklärt, während die richtige Bezeichnung Antimosaist wäre.

Kidduschin, Fol. 4b: „Zehn Maß Weisheit kam auf die Welt; neun Maß bekam das Land Israel und ein Maß die ganze übrige Welt; zehn Maß Schönheit kam auf die Welt; neun Maß bekam das Land Israel und ein Maß die ganze übrige Welt."

Daß sich hieraus eine Methode mit bestimmter Tendenz entwickelt, sollte auch der dümmste Goyim bemerkt haben. Wer sich dagegen auflehnt, ist kein Antisemit, sondern ein Antimosaist!

Was aus einem israelischen Kind werden soll, wenn es in diesem Sinne erzogen wird, können sich alle Eltern mit Erziehungserfahrung leicht vorstellen.

Sanhedrin, 104a: „Raba (ein Talmud-Gelehrter) sagte im Namen R. Jochanans: „Überall, wohin sie (die Juden) kommen, sollen sie sich zu Fürsten ihrer Herren machen." (Das bedeutet: sie müssen nach Herrschaft streben.)

Diese Absicht ist ein klarer Fall der Volksverhetzung. Da aber nicht alle, die einen deutschen Paß haben, auch gleicher Gesetzgebung unterworfen sind, jene jedoch das Sagen in der BRD haben, wurden bisher solche Verstöße nicht geahndet. Inwieweit dieses Ziel der Herrschaft bereits erreicht wurde, kann jeder feststellen, der die Geschichte der letzten achtzig Jahre verfolgt hat.

Überwiegend Angehörige des jüdischen Volkes haben 1917 in Rußland die Macht an sich gerissen. Das Ergebnis war, daß die russische Intelligenz und das russische Bauerntum vernichtet wurden. Mit Hilfe des jüdischen Geldes aus den USA hatten sich die bolschewistischen Juden zu Fürsten ihrer Herren gemacht. Heute steht das russische Volk vor den Trümmern seiner Geschichte. Über 60 Millionen Russen mußten dafür aufs grausamste ihr Leben lassen. Diese Tatsache wird von dem Machtinstrument, der Volksverdummung, den Medien, nicht als Holocaust bewertet. Daß ein Jude mehr zählt als 60 Millionen eines anderen Volkes, das wird unverblümt der Talmud an anderer Stelle bewiesen.

In der BRD haben die Ängehörigen des jüdischen Volkes bereits das wichtigste Mittel der Beeinflussung der Menschen fest in ihren Händen. Sie bedienen sich sämtlicher Medien, wie es ihnen paßt. Sogar entgegen dem Grundgesetz, welches die Gleichheit aller vor dem Gesetz fordert, haben Juden Sonderrechte. Juden dürfen den Wehrdienst in der BRD nach Belieben ablehnen. Alle Verbrechen, auch gefälschte, können gefahrlos den Deutschen angelastet werden. Das Forschen nach der Wahrheit ist dann strafbar, wenn das Ergebnis zum Nachteil der Juden ausfallen kann. Beleidigungen gegen Juden werden als Offizialdelikt vom Staatsanwalt ohne besondere Anzeige automatisch verfolgt. Beleidigungen allgemeiner Art gegen das deutsche Volk sind nicht strafbar. Verbrechen von Deutschen begangen, dürfen nicht mit von Juden begangenen Verbrechen aufgerechnet werden.

Die von Deutschen begangenen Verbrechen haben als schwerer, umfangreicher, schrecklicher für immer zu gelten. Den Deutschen können Verbrechen in jeder Höhe angelastet werden, auch wenn diese nicht nach den Regeln kriminalistischer Untersuchungen und ordentlicher Gerichtsverfahren festgelegt wurden.

Zwei Juden in Israel, Leipke Distel und Joseph Harmatz, dürfen sich heute noch rühmen, daß 1946 in Nürnberg 12.000 SS-Soldaten eines Gefangenenlagers mit Arsen vergiften wollten. Wie viele davon gestorben sind, ist nicht bekannt.
Wer dagegen diese Tat heute als Verbrechen bezeichnet, muß damit rechnen, in der BRD verfolgt zu werden. Wenn ein Jugendlicher Deutscher es wagen sollte, mit erhobenem Arm zu grüßen, wird ihn ganz bestimmt der Staatsanwalt in den Schwitzkasten nehmen! Wer sind also die Herren in der BRD?
Anhand dieser wenigen Beispiele ist erwiesen, wer sich zu den Fürsten des Gastvolkes gemacht hat. Wer auf diesen haarsträubenden Sachverhalt hinweist, ist verständlicherweise gegen den Mosaismus, also ein Antimosaist, niemals jedoch ein Antisemit. (Eine härtere Bestrafung ist nicht ausgeschlossen.)
Sanhedrin, Fol. 37a: „Der Mensch wurde deshalb einzig geschaffen, um dich zu lehren, daß jeder, der eine israelische Seele vernichtet, nach der Schrift ebensoviel tut, als hätte er die ganze Welt vernichtet. Und jeder, der eine israelische Seele erhält, macht nach der Schrift ebensoviel, als hätte er die ganze Welt erschaffen.

Damit sind auch die unmöglichen Zahlenspiele erklärt, die immer als richtig zu gelten haben, ohne daß ein genauer Nachweis erforderlich ist. Die von den Herren der als Theater-Fürsten des Gastlandes zum Scheineingesetzten Hohen Würdenträger und Abgeordneten haben allein die Aufgabe, dem gastfreundlichen Volk eine Demokratie vorzugaukeln.
Der Holocaust mit seinem per Gesetz festgeschriebenen 6 Millionen Ermordeter hat damit sowohl seine positiv zweckmäßige, als auch seine negativ zweckmäßige Aufgabe erfüllt. Da fragt man sich:
Kann denn ein ganzes Volk sich im Dauerschlaf befinden ? Oder sind dies die Segnungen einer Demokratie, in der das Volk nur zu Singen im Chor der von den Siegern gewünschten Parteien zugelassen wird? Wer diese unkorrekte und egoistische Lehre beanstandet, ist niemals ein Antisemit, sondern ein Antimosaist!“

Dr. Neumann hob seinen Kopf von seiner Vorlage etwas höher und sagte ins Publikum hinein, indem er auf seine Uhr schaute: „Wenn es ihnen recht ist, machen wir jetzt eine halbe Stunde Pause, damit sie sich die Füße etwas vertreten können, oder ein Getränk zu sich nehmen können.“ Tosender Beifall wallte auf, für diesen 1. Teil dieses fachlich guten Vortrags. Dr. Neumann verbeugte sich höflich Und zog sich vom Rednerpult zurück. Außerhalb der Halle befand sich eine Milchbar, zu der wir alle fünf hinsteuerten. Fritz bestellte für uns alle bei einer netten Kellnerin je einen Eiskaffee, der nach dem Vortrag unsere Lebensgeister wieder in Gang setzte. Anneliese und Dieter waren sich völlig einig, daß ohne das geheime Reichsdeutschland eine Befreiung unseres Volkes und auch der übrigen Völker Europas nicht mehr möglich wäre. Dieter meinte, wenn das, was Dr. Neumann hier vorgetragen hatte, dem ganzen deutschen Volk bekannt wäre, würde es bestimmt zu einem Volksaufstand käme. „Das sollte dem gesamten Völkern Europas bekannt sein, dann hätten die Engländer und Franzosen ihre Regierungen mit samt ihren jüdischen Hintermännern vor Kriegsbeginn zum Teufel gejagt und damit einen Krieg gegen Deutschland unmöglich gemacht!“, erwiderte Fritz.

Anneliese sah die junge Kellnerin zwischen den Tischen mit Getränken und Eis auf ihrem Tablett hin- und herlaufen und sagte zu Fritz gewandt: „Ich könnte mir vorstellen, hier in einer der Gaststätten zu arbeiten, da ich sonst ein schlechtes Gewissen bekomme und euch Reichsdeutschen nicht auf der Tasche liegen möchte.“ „Das sie so denken, ehrt sie,“ sagte Fritz. „Aber das hat keine Eile, da sie und Dieter noch einiges lernen und kennen sollen, bevor ihr euch in die Arbeit stürzt. Danach werdet ihr so gefestigt sein, daß ihr außerhalb unserer Stützpunkte nicht auffallen werdet. Es gehört viel Übung dazu, sich außerhalb der Stützpunkte nicht zu verplappern. Was macht ihr zum Beispiel, wenn ihr alte Bekannte trefft, was erzählt ihr denen? Ihr seht doch wie schwierig es bei Hans ist. Außerhalb des Stützpunktes braucht ihr eine völlig neue Idendität. Auch ist es nützlich eine zusätzliche Fremdsprache zu lernen, da Amerikaner, Skandinavier, Franzosen, Holländer, Engländer, Belgier und sogar Weißrussen im Geheimen für uns arbeiten, so daß wir auf der gesamten Erde ein Netzwerk von kleinen Gruppen haben, die für uns arbeiten.“
Schon hörten wir von der Halle einen Gong ertönen, und so begaben wir uns dorthin zurück und nahmen unser Plätze ein. Kurz darauf verdunkelte sich der Raum, und gleichzeitig richteten sich die Scheinwerfer in Richtung Rednerpult auf der Bühne, wo Dr. Neumann mit erneutem Applaus begrüßt wurde.
„Deutsche Männer und Frauen!“ Begann er erneut seine Rede.“Es steht geschrieben: „Baba camma, Fol. 113a: „Wenn ein Israelit mit einem Nichtjuden vor Gericht kommt, so sollst du ihm nach jüdischem Gesetz möglicherweise recht geben und zu jenem (Nichtjuden) sagen: „So sei es nach eurem Gesetz; wenn aber (dies auch) nicht, so komme jenem (Nichtjuden) mit einer Hinderlist.“
Fol. 113b: Schemul sagte: „Das Irreführen des Akum (Nichtjuden) beim Zurückgeben (wenn der Nichtjude sich zu seinem Nachteil geirrt) oder ihn betrogen hat, beim Zurückzahlen ist erlaubt. Anhand mehrerer praktischer Beispiele wird im Talmud Hilfe in Form von Tricks angeboten, wie man sich geschickt zu verhalten hat, um unkorrekten Reibach zu machen. Hier hätte jeder Staatsanwalt reichlich Gelegenheit, aktiv zu werden.
Woran liegt es, daß nichts geschieht? Schlafen auch sämtliche Staatsanwälte? Trauen sie sich nicht? Kennen sie den Talmud nicht? Oder ist diese Totenruhe der Beweis des bereits erreichten jüdischen Ziels in der BRD?
So werden Betrug und Schwindel gegenüber Nichtjuden in jedem Land der Erde legalisiert, in dem Zionisten und Orthodoxe leben. Damit ist auch erklärt, wie Juden zur Moralischen Instanz in der BRD gekürt werden, die normalerweise ins Gefängnis gehörten. Joma, Fol. 84b: „Wenn an einem Schabatt neun Christen mit einem Juden verschüttet würden, und ein anderer Jude würde sie retten, wir glauben, sie alle würden dem Juden dankbar sein, wenn sie auch wüßten, daß der Jude es bloß tat, um seinen Glaubensgenossen zu retten.
Stellen sie sich einmal vor, ein anderes Volk würde ein solches Verhalten seinen Volksgenossen sozusagen als Lebensleitlinie mit der Muttermilch eingeben! Wer würde wohl zuerst den Schlachtruf Antisemitismus über sämtliche Medien in die Welt hinausgrölen? Die Auserwählten und ihre Gehilfen natürlich! Da wir dieses ungeheuerliche Verhalten der Zionisten und Orthodoxen den unwissenden Menschen zur Kenntnis bringen, wird man uns zu Antisemiten abstempeln. Tatsächlich wehren wir uns aber gegen die Machenschaften, die im Mosaismus begründet sind!
Megillah, Fol. 25b: „R. Chona sagt: Ein Israelit darf zu einem Nichtjuden sagen: „Nimm den Götzen (Kruzifix) und lege ihn in dein Gesäß.“
Auch wenn man kein Christ ist, sollte man dies für mehr als taktlos halten. Fordern sie einmal das Geschrei der Juden heraus, indem sie zu einem Juden sagen: „Nimm die Thorarolle und lege sie in dein Gesäß.“ Es ist dies nicht als wirkliche Aufforderung gedacht, sondern nur als Gegenbeispiel! In jedem Fall ist der Schimpf Antisemit sicher, aber falsch!

Richtig ist: „Antitalmudist oder Antimosaist oder Antijudaist!“ Alle drei Bezeichnungen treffen die völkerfeindliche Einheit der jüdischen Lehren.

Jabmuth, Fol. 16b: „Wenn ein Nichtjude oder ein Sklave einer Israelitin beiwohnt, so ist das Kind ein Hurenkind.“
Das entspricht den jüdischen Rassengesetzen, die seit dem Alten Testament bis heute in Israel gelten. Diese Sicherung zur Erhaltung des eigenen Volkstums ist für die Juden von höchster Bedeutung. Alle anderen Völker, besonders das Deutsche, werden mit den politischen Schimpfwörtern Rassismus und Fremdenfeindlichkeit verleumdet, wenn sie nur im entferntesten darauf bedacht sind, für den Bestand ihres eigenen Volkes zu sorgen. Wer auf dieses Mißverhältnis aufmerksam macht, ist in Wahrheit ein Antimosaist.

Was für Menschen aber sind die Goyim, die Nichtjuden, die alle geschilderten Verhältnisse kennen, aber dennoch so tun, als hätten sie keine Ahnung, und sie verfolgen gemeinsam mit den Verleumdern deutsche Staatsbürger als angebliche Antisemiten.
Berakhoth, Fol. 58a: „Wer die Scharen der Nichtjuden (Goyim) sieht, spreche (Jer. 50,12): „Beschämt ist eure Mutter, zu Schande, die euch geboren hat.“
Fol. 58b: „Wer die Gräber der Nichtjuden sieht, spreche (Jer. 50, 12): „Beschämt ist eure Mutter, zu Schanden, die euch geboren hat.“ Wer sich und seine Mutter in dieser Weise beschimpfen läßt, der ist bereits ein Sklave der Zionisten. Wer sich dagegen wehrt, wird zwar als Antisemit verleumdet, obgleich der Ehrentitel Antimosaist treffend wäre.
Jabmuth, Fol. 47a: „Ein Nichtjude kann kein Zeugnis ablegen.“ Dadurch ist den Zionisten und Orthodoxen die Macht gegeben, Straftaten zu verfälschen. Rechtlich denkende Menschen, die zur Klärung einer Straftat Sachbeweise fordern, werden zu Unrecht als Antisemiten angeprangert.
Wer in ungeschickter Weise diesbezügliche Forderungen äußert, kann, wenn er erwischt wird, mit hohen Strafen belegt werden. Freuen sollte sich jeder, der nur zum Antisemiten erklärt wird. Fol. 61a: (Ezech. 34,31): „Ihr aber seid meine Schafe, die Schafe meiner Weide, Menschen seid ihr.“
D. h., ihr heißt Menschen, die (weltlichen) Völker heißen (aber) nicht Menschen.
Tosephot, Fol. 94b: „Der Samen der Nichtjuden (Fremden, Nokhrim) ist Viehsamen.“ (Dasselbe steht in Kethuboth, Fol. 3b.)
Es wäre Pflicht jedes Staatsanwaltes, wegen Volksverhetzung einzuschreiten. Alle, die sich von Juden nicht als Vieh abqualifizieren lassen, sind Antijudaisten. Die Semiten (Araber) degradieren alle anderen Völker nicht zum Vieh. Warum sollten wir also Antisemiten sein?
Kidduschin, Fol. 82a: „Der beste Arzt gehört in die Hölle und der beste Metzger ist ein Genosse Amaleks und den besten der Goyim sollst du töten.“
(Siehe auch: Jerusalem. Kidduschim 40b, Sophrim XV. 10; Aboda zara 26b. Tosephol; Majmonides: Jad chasada (Starke Hand) 49b;
R. Jismael: Mechitat (Zerstörung): 11a.)
Amalek ist ein Feind der Israeliten aus dem A.T. Amalek wurde zu einem Symbol für alle späteren Feinde des jüdischen Volkes bis in die Neuzeit. Auch die Deutschen kamen zu dieser zweifelhaften Ehre. Bis heute!
Die Mosaisten, Talmudisten und Judaisten rechtfertigen einen Aufruf zu Mord aus lauter Überheblichkeit, ohne bestraft zu werden! Kein anders Volk kann es wagen, sich eine solche bodenlose Unverschämtheit zu leisten. Dies ist ein klarer Beweis für die Macht dieser Mosaisten! Jeder deutsche Staatsanwalt müßte, wenn er von dieser Lehre Kenntnis erhält, einschreiten! Aufruf zum Mord ist ein Offizialdelikt.

Die Staatsanwälte der BRD werden jedoch niemals tätig werden, solange die BRD auf deutschem Reichsgebiet von USrael besetzt ist. Jeder, der diesen Sachverhalt aufdeckt, wird fälschlicherweise zum Antisemiten abgestempelt. Er ist in Wahrheit ein Antimosaist!
Wer dann noch vom grundgesetzlich verbriefteb Recht der freien Meinungsäußerung Gebrauch macht, muß mit dem Besuch des Staatsanwalts rechnen.
Sotah, Fol. 35b: „Es heißt (Jes. 35,12): Die Völker werden zu Kalk verbrannt. Gleich wie der Kalk keinen Bestand hat, sondern verbrannt wird, so haben auch die weltlichen (nichtjüdischen) Völker keinen Bestand (im Weltgerichte) sondern werden verbrannt.

Baba mezia, Fol. 33b: „Wir werden eure Freunde ansehen und sie werden zu Schanden sein. (Isai. 66,5) Das ist: die weltlichen Völker werden zu Schanden sein, die Israeliten werden sich freuen."
Die jüdischen Kinder werden in diesem Sinne erzogen und damit zum Völkerhaß aufgewiegelt. Wer die Menschen auf diesen seit Jahrtausenden gepredigten Haß hinweist, wird zur Verschleierung dieser Methoden zum Antisemiten erklärt, was er natürlich nicht ist. Er kann sich als Vorkämpfer für die Wahrheit mit Stolz zum Antijudaisten bekennen.
Baba mezia, fol. 61a. Tosephot: „Die Beraubung eines Bruders (Israeliten) ist nicht erlaubt, denn es steht geschrieben (3.Mos. 19,13): Du sollst deinem Bruder kein Unrecht tun- aber diese Worte- sagt Jehuda- haben auf den Goyim keinen Bezug, indem er nicht dein Bruder ist."
Fol. ilib: ,,Nach R. Jehuda ist die Beraubung eines Bruders (Israeliten) nicht erlaubt, die Beraubung eines Nichtjuden ist erlaubt.

Baba bathra, Fol. 54b: „Die Güter der Nichtjuden gleichen der Wüste, sind wie ein herrenloses Gut und jeder, der zuerst von ihnen Besitz nimmt, erwirbt sie."
(Dasselbe steht im Choschen hamischpath 156,5 und 271,4). Sanhedrin Fol. 57a: „Es wird bezüglich des Raubes gelehrt: Diebstahl und Raub sind einem Israeliten gegenüber einem Nichtjuden erlaubt. Das Blutvergießen ist einem Israeliten gegenüber einem Nichtjuden erlaubt. Das Zurückhalten des Lohnes ist einem Israeliten gegenüber einem Nichtjuden erlaubt."
Baba kamma, Fol. 113b: „Woher wissen wir, daß das Verlorene eines Nichtjuden erlaubt ist? Es heißt (5.Mos. 22,3): „Mit allem Verlorenen deines Bruders. Also deinem Bruder mußt du es zurückgeben, nicht aber einem Nichtjuden. Bringt er es aber ihm zurück, so begeht er eine große Gesetzesübertretung."
Wie muß das Leben der Menschen aussehen, die nach solchen religiösen Grundsätzen erzogen werden? Können die Anständigen, die diese Lehre nicht beherzigen, dem Vorteilsdenken der anderen lange Widerstand leisten, wenn sie sehen, wie erfolgreich man das Leben gestalten kann? Es gibt viele Beispiele auf der ganzen Welt, die auf den Erfolg besagter Lehre hindeuten! Wer als Nichtjude diese Machenschaften aufdeckt und an die große Glocke hängt, wird fälschlicherweise zum Antisemiten erklärt, leider aber nicht zu Antimosaisten!
Sanhedrin, Fol. 58b: „R. Chona sagt: Wenn ein Nichtjude einen Israeliten schlägt, so verdient er den Tod. Wenn jemand einen Israeliten ohrfeigt, so ist es ebenso, als hätte er die Gottheit geohrfeigt."
Unter diesem Blickwinkel, in Verbindung mit manchen vorhergehenden Aussagen, ist es verständlich, mit welchen Horrorgeschichten die Medien die Welt überschwemmen.
Fol. 74b Tosephot: „Der Beischlaf der Fremden (Nichtjuden) ist wie Beischlaf der Viecher."
Aboda zara, Fol. 37a: „Ein nichtjüdisches Mädchen von drei Jahren und einem Tag ist zum Beischlaf geeignet."

Das ist Anstiftung zur Volksverhetzung und Kindesmißbrauch. Wer so denkt, ist kein Antisemit, kein Feind der Araber! Er ist ein Antimosaist!
Aboda zara, Fol. 4b Tos.: „Einen Häretiker (Ketzer) darf man eigenhändig töten.“
Warum regen sich die Leute bloß über die Inquisition auf? Nur weil es ihnen damals selber als Häretiker an den Kragen ging? Wer dies öffentlich zur Sprache bringt, ist ein Antimosaist.
Erubin, Fol. 43b: „Sobald der Messias kommt, sind alle Sklaven der Juden.“
Zweifelt jetzt noch jemand an der Absicht der Juden? Die Juden studieren ihre Wirtsvölker, um sie dann besser in den Griff zu bekommen. Wenn die Goyim sich über das Ziel der Juden informieren und sich deren Grundsatz aneignen würden, könnten die Völker endlich zu ihrer verdienten Gleichberechtigung kommen. Schabbath, Fol. 89a: „Was bedeutet Har Sinaj? Es bedeutet einen Berg, von welchem der Haß über alle Völker der Welt sich ausgebreitet hat.“
Hier liegt die Wurzel aller Übel, welche ein friedliches Leben unter allen Völkern der Erde verhindert! Die überhebliche eingebildete Auserwähltheit und der unbegründete mosaische Haß auf alle anderen Völker, der seit der Zeit am Berge Sinai gepredigt und gelehrt wird, lassen die Menschen nicht zur Ruhe kommen. Wen wundert es nach diesem jüdischen Geständnis, daß jeder Mensch, der auf Gleichberechtigung der Völker untereinander bedacht ist, als Antisemit in Verruf gebracht wird? Der Mosaismus ist die Religion des Judentums und wird deshalb auch offiziell als Judaismus bezeichnet. Gerechtfertigt wäre deshalb die Abwehrhaltung der Völker mit dem Begriff Antijudaismus.
Warum bleiben die Juden hartnäckig bei dem falschen Begriff Antisemitismus? Weil sie damit die Menschen täuschen wollen! Die Absicht des Judaismus, die Welt und alle Völker zu beherrschen, wollen die Juden durch diese Verschleierungstaktik verbergen! Deshalb benutzt man den verschwommenen und völlig falschen Begriff Antisemitismus!
Wie ernst soll man den Talmud nehmen?
Talmud heißt: Die Lehre. Folgender Satz aus dem Buch Josua 1,8 wird als Wahlspruch in der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg gelehrte:
„Du sollst dich mit der Lehre beschäftigen Tag und Nacht!" Josua 1,8 lautet: „Über dieses Gesetzbuch sollst du immer reden und Tag und Nacht darüber nachsinnen, damit du darauf achtest, genau so zu handeln, wie darin geschrieben steht.“
Einige wichtige Lehrsätze aus dem Talmud habe ich hier zitiert. Alles läßt erkennen, in welcher anderen Welt die Talmut-Juden leben. Sie kennen keinen Frieden mit den Völkern. Sie wollen ewigen Kampf mit unlauteren Mitteln wie Betrug, Lüge und Mord, bis sie ihr Ziel, die Beherrschung der Welt, erreicht haben. Jeder, der sich dagegen wehrt, wird verleumdet. Er ist damit ein Antijudaist, aber die Juden bleiben bei Antisemit. Jeder Aufklärer wird bekämpft. Er wird nicht als Antijudaist verfolgt, sondern als Antisemit. Der Grund: Mit dem Begriff Antijudaismus wird dieser Aufklärer gezwungen, Stellung zu nehmen und seine Kenntnisse über den Judaismus darzulegen. Der Begriff Antisemit ist vor Gericht nicht erklärbar.
Jeder Jude, der einen anderen Paß hat als den israelischen, wird sich zuerst zum Judentum bekennen. Dafür gibt es zahllose Bestätigungen namhafter Juden.
Der Talmud-Kenner Reinhold Meyer schreibt in seinem Talmud:
„Später unterstanden die Juden der Gerichtsbarkeit der herrschenden Macht oder des Gastlandes. Das jeweilige Landesgesetz wird anerkannt, soweit es der Weisung (Talmud) nicht widerspricht.“ Mit einem Wort: Allein der Talmud ist das gültige Gesetz für jeden Juden! Läßt man Landesgesetze dennoch hier und da gelten, so geschieht dies lediglich aus Gründen der Zweckmäßigkeit.

Gerichtliches und jüdisches Gutachten
Zur Verdeutlichung der Lage hier ein Gerichtsgutachten vom 10. August 1957 der 2. Großen Ferienkammer des Landgerichts Berlin:
„Die jüdische Jugend, im besonderen die Jugend orthodox-jüdischer Eltern, wird auch heute, nach Errichtung des Staates Israel, wie vordem und zu allen Zeiten, nach der Thora, dem Talmud und dem Auszug aus dem Talmud und den Erklärungen zu ihm, dem Schulchan Aruch, geschult."
„Aus dem Obenstehenden ergibt sich, daß die orthodox-jüdische Tradition und ihre Gültigkeit in- und außerhalb des Volksstaates Israel von dem orthodoxen Weltjudentum unverändert aufrecht erhalten wird."
In diesem Gutachten wird Hans Bardtke zitiert, die Handschriftenfunde am Toten Meer, Berlin 1953, Seite 148-149:
„Theologisch gesehen ist und bleibt Endzweck und Endziel ein und dasselbe. Die von Thora und Propheten verheißene Weltherrschaft Israels, von dessen Füßen die Fremdvölker den Staub lecken, ihm dienen sollen und deren Vermögen und Güter der Besitz Jerusalems werden soll."
Dieses Gutachten enthält weiter ein Zitat aus Schalom Ben-Chorin:
Das ewige Gesetz. Jüdische Wochenschau Buenos Aires XVIII (1509), 1957, S.3:
„Es ist nun die Kontinuität jener Ideologie der Thora, der Propheten, der ,,Schriften", über Mischna, Talmud und Schulchan-Aruch, die das Judentum der Diaspora stets in zwangsläufigen Konflikt mit seinen Wirtsvölkern brachte, daß alle antijüdischen Reaktionen der Wirtsvölker, geistiger, und kulturpolitischer Art, stets ihre Ursache haben in jener Überheblichkeit der jüdischen Ideologie, ein von Gott angeblich auserwähltes Volk zu sein, ein Volk, das streng gegen die Goyim, die nichtjüdischen Wirtsvölker absonderte und abschloß und ihnen gegenüber jene talmudisch-kasuistische Doppelmoral betätigte, die von .jeher Entrüstung und Abwehr dieser Wirtsvölker hervorrief.

Wenn die Goyim jetzt immer noch nicht begriffen haben sollten, was sie zu erwarten haben, so muß man zu dem Schluß kommen:
„Nur die allerdümmsten Kälber wählen sich die Metzger selber!"

So endete der letzte Satz seiner langen und aufschlußreichen Rede. Den folgenden langanhaltenden Beifall hatte er sich reichlich verdient. Er verbeugte sich mehrfach in Richtung Publikum für den Beifall und verschwand im Anschluß daran hinter der Bühne. Am Ausgang der Halle erhielt jeder Besucher ein Heft mit dem Inhalt der Rede, damit im Nachhinein die Worte des Redners Dr. Neumann nachgelesen werden konnten.
Nachdenklich gingen wir in Richtung Parkplatz und hörten, wie die Menschen neben uns über das Gesagte diskutierten. Dieter meinte, daß er jetzt auch das brutale Vorgehen der Mossad-Agenten sich aufgrund ihrer fanatischen Religion erklären könne, und er jetzt fest entschlossen ist, im Kampf auf allen Ebenen für die Freiheit Deutschlands und Europas alles zu geben. Anneliese hatte sich so schnell noch nicht gefangen. Man sah es an ihrem erschütterten Gesicht.
Fritz schlug vor, in die Gartenwirtschaft am See zu fahren, da wir bestimmt alle großen Hunger haben. Dort könnten wir uns über das gerade Gehörte weiter unterhalten. Bei Wiener Schnitzel, Salzkartoffeln und Salat tankten wir wieder Energie auf. Ein mehrstündiger Vortrag, der die ganze Aufmerksamkeit verlangt, ermüdet nicht nur den Redner, sondern auch die Zuhörer. Gerade wenn es sich für viele um ein Thema handelt, was den meisten Menschen so in dieser Ausführlichkeit nicht bekannt war.

Nach dem Essen bestellte Fritz für uns alle je ein Kännchen Kaffee, damit unsere Lebensgeister wieder erweckt würden. Er erzählte uns daß das Gebiet unseres Stützpunktes ja nicht nur unterirdisch ist, sondern auch oberirdisch, wo Farmwirtschaft und Rinderzucht betrieben wird. Diese oberirdischen Gebiete sind elektromagnetisch abgeschirmt, damit fremde Flugzeuge diese nicht überfliegen können. Auch sind wir Reichsdeutschen in aller Welt an Fabriken beteiligt, da mit Gelddrucken allein unsere Stützpunkte nicht aufrecht erhalten werden können. Da wir unsere U-Boot-Waffe seit dem 2.Weltkrieg erheblich verbessert haben und über gut ausgebildete Taucher und Froschmänner verfügen, konnten wir vom Meeresgrund mit unserer Technik manchen Goldschatz heben. Auch die Tresore der Titanic haben wir mit unseren Tauchrobotern ausgeräumt und haben Diamanten mit einem Marktwert von über hundertmillionen Dollar herausgeholt. Uns war das bekannt, da nachdem die Titanic gesunken war, die Versicherungsgesellschaften an die Hinterbliebenen entsprechende Summen ausgezahlt haben. Die Amerikaner werden sich wundern, falls sie in 15 bis 20 Jahren über die entsprechende Technik verfügen, nur leere Tresore vor Neufundland aus dem Wrack in 4000 Metern Tiefe bergen. Dieter, der gespannt wie wir anderen, den Ausführungen von Fritz zuhörte, fragte Fritz, ob er nicht zum Froschmann oder Taucher ausgebildet werden könnte, da er ein leidenschaftlicher Schwimmer wäre. Fritz nickte und sagte, daß dies eine gute Möglichkeit wäre. Aber bevor er sich für eine Sache entscheidet, sollte er sich an das Leben hier gewöhnen und die Möglichkeiten untereinander abwägen. Wenn er dann immer noch als Froschmann oder Taucher arbeiten möchte, dann steht dem auch nichts im Wege. Unsere Führung legt den größten Wert darauf, daß jeder nach seiner Veranlagung eingesetzt wird, dann kommen auch die besten Leistungen zustande. Dieter stimmte den Ausführungen von Fritz voll zu und sagte, daß er den Reichsdeutschen nicht gern auf der Tasche liegen möchte und mit Anneliese eine Familie gründen will, die er auch ernähren kann. Anneliese legte daraufhin ihren Arm um Dieters Schultern, und gab ihm einen Kuß. Fritz meinte, daß wir Reichsdeutschen mit Anneliese und Dieter einen guten Zuwachs bekämen. Und zu mir gewandt sagte er: „Hans , wir werden dich in einigen Tagen zu unserem Stützpunkt auf dem Mond und von dort weiter zum Mars mitnehmen.
Mit dem Haunebu II. kommen wir bis zum Mond, aber der Mars ist dafür zu weit. Bis jetzt habe ich mit dem Haunebu II., der noch mit der alten Technik geflogen wird, Flüge auf der Erde durchgeführt und manchmal bis zum Mond, aber jetzt soll ich befördert werden und zuerst als Pilot auf einem Andromedagerät mitfliegen, um später als Kommandant damit bis zum Planeten Saturn mit seinen Ringen zu fliegen. Wir vermuten, daß die Saturnringe uns den Übergang in eine andere Dimension ermöglichen. Es wird das größte Abenteuer für die Menschheit werden. Außerdem haben unsere Wissenschaftler Pyramiden und ein großes steinernes Gesicht auf dem Mars entdeckt. Wir wissen, daß die Marspyramiden in ihrer Bauweise mit den Ägyptischen Pyramiden identisch sind und im gleichen mathematischen Winkel angelegt sind. Unsere Wissenschaftler haben herausgefunden, daß die Marspyramiden älter sind als diese aus Ägypten. Die Pharaonen Ägyptens waren niemals die Erbauer der Ägyptischen Pyramiden, sondern die Vorfahren der Bewohner des legendären Atlantis, die Hypoboer und damit die Vorfahren der Kelten und Germanen. Einer unserer führenden Archäologen, Dr. Brockmeier, vertritt die Theorie, daß unsere Urvorfahren die Raumfahrt beherrschten und vom Mars aus, der lebensfeindlich wurde, die Erde besiedelten. Den endgültigen Beweis konnte er dafür bis heute noch nicht erbringen. Aber was für Überraschungen hat die Forschung noch für uns vorrätig?"
Anneliese unterbrach Fritz und sagte: „Ich habe die Ausführungen von Dr. Neumann innerlich noch nicht ganz verarbeitet, und jetzt sind wir mit unseren Gedanken schon im Weltall. Ist das nicht für uns Neulinge gleich ein bischen zu viel?"

„Sie haben recht, ich hätte daran denken sollen, daß euch BRD-Bürgern das Wissen über jüdische Religion fehlt, da öffentliche Diskussionen darüber in der BRD strafbar sind.“

Nun meldete sich Irene zu Wort und sagte: „Wir sollten Horst und seiner Freundin Luzi einen Überraschungsbesuch in Mexiko abstatten. Wir könnten mit der Flugscheibe am Wochenende dorthin fliegen, damit sie sich nicht allein gelassen fühlen.“ Ich sagte darauf: „Ich hatte den Flug für 2 Personen nach Acapulco ins Hotel Paradies gebucht. Wenn es möglich ist, sollten wir die beiden übermorgen, am Samstag, dort besuchen. Vorsichtshalber sollten wir vom Bildschirm der Flugscheibe versuchen festzustellen, ob der Mossad nicht auch schon da ist.“ Da sagte Fritz: „Wegen der Mossadagenten können wir den Empfangschef fragen, der arbeitet für uns. Juan funkt uns sofort alles rüber, falls er verdächtige Leute sieht. Ich hatte eigentlich vor, Irene und Hans nach Neu Schwabenland zum Stützpunkt 211 mit zu nehmen bevor wir zum Mond und Mars fliegen.
Er berichtete weiter: „Neuschwabenland ist während der legendären Deutschen Antarktischen Expedition 1938-1939 im Auftrag von Reichsmarschall Hermann Göring, den als „Neuschwabenland“ bezeichneten 600.000 qkm großen Teil der Antarktis, genau erforscht und nach völkerrechtlichen Grundsätzen wirksam für das Deutsche Reich okkupiert (Vermessung, Anfertigung präzisester Landkarten mit Festlegung aller Höhen und Senken, aller Berge und Seen, Abstecken der gesamten, neuen Staatsgrenze mit massiven, witterungsbeständigen Aluminiumpfeilen, die mit dem Staatssymbol des Deutschen Reichs versehen waren, Besiedlung, Dokumentierung der Expedition im Bundesanzeiger von 1952 usw.)

Während Dieter und Anneliese eine junge Dame als Betreuer- und Führerin bekamen, um sich im Stützpunkt ein zu leben, flogen Irene und ich mit Fritz im Flugkreisel nach Neuschwabenland. Zwischen dem 20ten und 0ten Längengrad tauchten wir mit unserer Flugscheibe zwischen Eisbergen vor der Küste Neuschwabenlands ins Meer ein. Da die Flugscheibe im luftleeren Weltraum operieren kann, ist sie auch als Unterwasserfahrzeug geeignet. An Eisbergen, die nur zu einem Siebtel ihres Volumens aus dem Meer ragen, glitten wir vorbei. Wie gewaltige schwimmende Felsenmassive sahen sie im klaren eiskalten Meerwasser aus. Ein riesiger Fischschwarm schwamm an uns vorbei. Dann kreuzte ein riesiger Blauwal unseren Weg, so daß Fritz die Unterwasserfahrt etwas abdrosseln mußte. Irene erklärte mir, daß es auf der Welt nicht mehr viele von den großen Tieren, die über 20 Meter lang werden können, gibt. Deshalb haben die Reichsdeutschen den Walfang seit mehreren Jahren eingestellt.

Plötzlich kam uns ein Lichtschein entgegen, der aus einem großen Unterwassertunnel kam. Dort glitten wir hinein. An den Wänden, die aus Felsgestein bestanden, erkannten wir, daß wir in den Festlandsockel der Antarktis eindrangen. Es war schwer abzuschätzen, wie lang die Unterwasserstrecke vom Tunneleingang war. Wir tauchten in einer unterirdischen Hafenanlage auf und schwebten aus dem Hafenbecken auf einen trockenen Platz. Fritz sagte, daß wir das Hafenbecken für U-Boote freihalten müssen. An der Kaimauer neben unserem Landeplatz lagen einige Großraum-U-Boote, die gerade entladen wurden. Kaffee aus Brasilien, Rindfleisch aus Argentinien und vieles andere mehr, was eine unterirdische Stadt benötigt, wurde zum größten Teil mit den Großraum-U-Booten zum Stützpunkt 211 eingeführt. Was Reichsdeutschland in den Stützpunkten und Kolonien selbst erzeugen konnte, braucht nicht durch Mittelsleute von fremden Staaten erworben werden.

An der gegenüberliegenden Kaimauer hatten einige kleinere U-Boote angelegt die, wie Fritz weiter erklärte, besondere operative Aufgaben zu erledigen haben und als sogenannte Geister-U-Boote hin und wieder durch die Weltpresse gingen.

Mit einem der Elektroautos, die den anreisenden und abreisenden Besuchern und Anwohnern zur Verfügung standen, fuhren wir aus der Hafenanlage heraus. Fritz erklärte, daß die Energie nicht nur aus der freien Energie gewonnen wird, sondern auch durch heiße Quellen, die durch Vulkanismus hier vorhanden sind. Vor dem Krieg hat man mit dem Ausbau dieser unterirdischen Stadt angefangen. Der Kriegsmarine haben wir viel zu verdanken, da sie auch während des Krieges für Nachschub gesorgt hatte. Seitdem ist noch vieles ausgebaut und verbessert worden. Während Fritz uns das erklärte und auch gleichzeitig das Elektroauto steuerte, kamen wir aus einem Tunnel heraus, und vor uns öffnete sich der Blick auf ein wunderschönes Tal, das in eine subtropische Landschaft eingebettet war. Auch hier waren die Felsdecken mit stählernen Bögen, die auf den Anhöhen wiederum durch Betonpfeiler gestützt wurden, abgestützt. Ich konnte nur über diese geniale Bautechnik staunen. Fritz erklärte weiter, daß über der Decke sich mehrere hundert Meter Felsgestein befinden und darüber noch ein Eispanzer, der bis zu 4 km dick ist. Ein Forscherteam, welches sich mühsam durch die Eiswüste kämpft, wird selbst in seinen kühnsten Träumen niemals ahnen, was sich unter ihnen befindet. Einen besseren Schutz gegen feindliche Angriffe kann es gar nicht geben. So fuhren wir auf unserer Straße ins Tal hinunter. Kleine Einfamilienhäuser säumten die Straße vor denen Dattelpalmen wuchsen. Auch eine kleine Apfelsinenplantage war zu sehen, die durch einen Bachlauf durchschnitten wurde. Goldgelb hoben sich die reifen Apfelsinen von dem grünen Blattwerk der Bäume ab. Im Notfall kann sich der Stützpunkt autark versorgen, erklärte uns Fritz. Ein älteres Ehepaar war gerade dabei die reifen Apfelsinen in einen Korb zu füllen, als wir langsam vorbeifuhren. Der ältere Mann, der sich gerade aufrichtete, winkte uns zu sich hin. Fritz hielt darauf unser Elektroauto an und rief: „Hallo Xaver, dir bekommt dein Rentnerdasein offensichtlich gut.“ Der mit Xaver angesprochene Mann wischte sich den Schweiß von der Stirn und kam auf uns zu. „Des is ja unser Fritz, da staunst Zensi,“ sagte er zu seiner Frau gewandt. Die mit Zensi angesprochene strahlte übers ganze Gesicht, als sie Fritz mit uns kommen sah. Die beiden Männer schüttelten sich gegenseitig kräftig ihre Hände und klopften sich dabei kräftig auf ihre Schultern. Der mit Xaver angesprochene wandte sich jetzt uns zu und schüttelte Irene die Hand und sagte in seiner bayrischen Mundart: „A chickes Madl sans.“ Und zu mir gewandt sagte er, indem er auch mir kräftig die Hand schüttelte: „Passens auf des hübsche Ma'dl auf, damit nichts dran kommt!“ Die ältere Dame, die von ihrem Mann Zensi genannt wurde, umarmte Fritz und sagte zu ihm: „Jetzt kriegst a Busserl von mir mein Bub! Des darf ich doch zu dir sagen, seit du als Bub mit der HJ damals auf unserem Hof in Berchtesgaten warst. Da waren wir deine Ersatzeltern.“
Gerührt sahen Irene und ich, wie sich die beiden älteren Leute von Herzen sich freuten den Fritz zu sehen.

„Jetzt kommts aber mit in unser Häusel zur Brotzeit! Ein gutes Essen hält Leib und Seele zusammen.“
Etwas oberhalb der kleinen Apfelsinenplantage stand das im Bayrischen Landhausstil, mit einem Holzbalkon und dem gedrechselten Geländer davor, und seinen bunt bemalten Fensterläden gebaute Haus der Bachmeiers, wie an der Haustür zu lesen war. Im Vorgarten des Hauses sah man, daß die Bachmeiers auch noch Rosen züchteten. Die verschiedensten Rosenarten waren zu sehen, als wir auf dem Kies weg zur Haustür schritten. Nicht nur das Auge erfreute sich an dieser Blütenpracht, sondern es strömte uns ein wunderbarer Duft von den Rosen entg6gen. Vom Flur des Hauses gingen mehrere Türen ab.

Das, im rustikalen Stil eingerichtete Wohnzimmer strahlte die typische bayrische Urgemütlichkeit aus. An den Wänden hingen Bilder aus der bayrischen Heimat der Bachmeiers. Während seine Frau, die Zensi, aus der Küche eine echt bayrische Wurstplatte brachte, schaute Xaver Bachmeier mit wehmütigen Seitenblick auf die Bilder seiner bayrischen Heimat, die an den Wänden hingen. Fritz fragte:
„Du, Xaver, wie lange ist es her, daß ihr eure bayrische Heimat nicht mehr gesehen habt?"
„Am 15.April 1945 konnte ich mich noch vor den Amerikanern absetzen und bin mit einer JU 52 mit einigen anderen Kameraden nach Norwegen entkommen, und von dort ging es mit der U-Boot-Flotte, die aus 120 U-Booten der 21.Klasse bestand in Richtung Antarktis. Diese sind während des ganzen Krieges bis auf das eine Mal nicht eingesetzt worden. Vorher haben wir vom Stützpunkt 103 auf Grönland Menschen und Material übernommen, da dieser Stützpunkt geschlossen werden mußte, da Amerikaner und Sowjets das Gebiet genauer zu überwachen begannen. Am 2.Mai 1945 waren wir von Norwegen ausgelaufen, und nach der Übernahme von Menschen und Material vom Stützpunkt 103, hatten wir am 6.Mai 1945 Feindberührung. Es war den Alliierten das Auslaufen der U-Boot-Flotte aus dem norwegischen Hafen Kristiansund nicht entgangen. Unserer U-Boot-Waffe ist es in der letzten Schlacht gelungen, einen ganzen Alliierten Konvoi zu vernichten. Der Feind hatte nicht mit den neuen U-Boot-Typen gerechnet, die erstmals aus 50 bis 60 Meter Tiefe ihre. Torpedos abschießen konnten. Diese Niederlage ist von den Alliierten niemals offiziell zugegeben worden, allerdings haben ihre Geheimdienste jahrelang Marineoffiziere unserer Wehrmacht in ihren Gefangenenlagern verhört, weil sie glaubten, daß Adolf Hitler und Eva Braun damit entkommen sind. Meine Zensi habe ich später mit einer Flugscheibe nachholen können." Fritz sagte darauf: „Da haben die alliierten Geheimdienste beinah richtig vermutet. Der Führer ist aber mit einem Fieseler Storch von Berlin Tempelhof mit seiner frischvermählten Gattin Eva Braun nach Dänemark geflogen und von dort mit einem Haunebu II zum Andenstützpunkt nach Südamerika. Die beiden Leichen, die die Sowjets vorfanden, waren niemals Adolf Hitler und Eva Braun gewesen."

Gespannt hatten wir dem Gespräch zwischen Xaver Bachmeier und Fritz zugehört und uns dabei die Wurstplatte schmecken lassen. Xaver Bachmeier war während des III. Reiches Obersturmbannführer bei der Leibstandarte der Waffen-SS und wurde von den Justizbehörden der volksfeindlichen BRD wegen sogenannter Verbrechen, die man ihm angedichtet hatte, gesucht. So ging die Zeit im Fluge dahin, und Frau Bachmeier sagte, daß sie für uns die beiden Fremdenzimmer herrichten würde. „Das junge Paar," damit war Irene und ich gemeint, könnten das größere Balkonzimmer mit dem Doppelbett haben und Fritz das kleine oben unter dem Dach. Fritz meinte, daß er sich erst Morgen gegen 8 Uhr Mitteleuropäischer Zeit bei der Hauptverwaltung seine neuen Anweisungen bekäme, und Irene und ich zwischenzeitlich die unterirdische Stadt ansehen könnten.

Pünktlich fuhren wir nach einem reichhaltigen Frühstück am anderen Morgen gegen 7.30 Uhr los. Wir mußten den Bachmeiers versprechen, unbedingt bei der Rückfahrt noch einmal hereinzuschauen.

Mit unserem Elektroauto ging es die Anhöhe weiter herunter, dem Zentrum des Stützpunktes entgegen. Wie in einer normalen Stadt gab es auch hier zur Zerstreuung der Menschen Kinos, Bibliotheken, Geschäfte, Parkanlagen, ein großes Schwimmbad und vieles andere mehr, was in einer Stadt nicht fehlen sollte. Während Fritz in der Verwaltung zu tun hatte, bummelten Irene und ich durch die Straßen und sahen uns die Auslagen in den Geschäften an. Selbst an einer Universität kamen wir vorbei.

Es gingen aber auch von dieser Stadt mehrere Tunnelsysteme ab, die zu Fabrikationsanlagen führten, wo Flugscheiben und Großraumschiffe gefertigt wurden. Ein anderer Tunnel führte wiederum zu einer Werft, die U-Boote fertigten und reparierte. Wie mir Irene erklärte, war am Anfang die Erzeugung von Rohstahl und danach die Verarbeitung davon das größte Problem. Dieses konnte aber auch mit der freien Energie gelöst werden. Bei dieser Energie entstehen keine Abgase beim Schmelzvorgang, zumindest nicht im gleichen Maße, wie bei fossile Brennstoffen.
Der Antarktische Kontinent ist reich an fast allen Rohstoffen, die auf der Erde vorkommen, und deshalb wird hier auch Bergbau betrieben. Silber, Gold, Platin, Chrom, Erdöl, Kohle, sind Produkte, die abgebaut werden. Die Edelmetalle werden, soweit diese nicht selbst benötigt werden, über Mittelsmänner in alle Welt verkauft. Das bringt zusätzliche Devisen ein.

So bummelten wir weiter, und unser Spazierweg führte uns an einer Schule vorbei, wo nebenan ein Kindergarten war. Auch hier konnten wir dem lustigen Treiben der Schulkinder zusehen, da gerade Pause war. Wir fühlten uns in unsere eigene Kindheit zurück versetzt. Da spielten einige von den größeren Jungen Fußball, einige andere spielten Fangen, und zwei Jungens hefteten heimlich einem Lehrer ein Schild von hinten an seine Jacke, wo drauf stand: „Hier ist hinten“. Der Lehrer merkte dies offenbar nicht, da er gerade zwei Streithähne auseinander reißen mußte, die sich im Ringkampf auf der Erde wälzten. Bei den Mädchen ging es etwas ruhiger zu. Die spielten zwar auch mit einigen der Jungens Fangen, aber keilen und raufen sah man sie nicht. Dem Lehrer, dem die Kinder das Schild an die Jacke von hinten heimlich angeheftet hatten, lachten die Kinder hinterher, worüber dieser sich wunderte und kopfschüttelnd sagte: „Pfui, was seit ihr doch für ein albernes Volk!“ Lachend klopfte ihm ein Lehrerkollege, der gerade aus dem Schulgebäude kam, von hinten auf die Schulter und reichte ihm das Schild, indem er es von seinem Rücken löste. Mit hochrotem Kopf las dieser das Geschriebene und rief der spielenden Kinderschar auf dem Schulhof zu: „Wer war das?“ Keine Antwort. „Die Pause ist beendet, wir unterhalten uns gleich im Klassenzimmer darüber!“ Darauf strömten die Kinder dem Schulgebäude zu, und Irene und ich hörten, wie der Lehrerkollege dem verärgerten Lehrer die Hand auf die Schulter legte und zu ihm sagte: „Kollege, nehmen sie es bitte nicht zu schwer, den oder die Übeltäter können sie sowieso nicht ermitteln. Lassen sie sich nichts anmerken, dann kommen sie weiter und machen sich unangreifbar. Denken sie doch einmal an unsere eigene Schulzeit zurück! Haben wir damals unseren Paukern nicht auch manchen Streich gespielt?“ Verständnisvoll sahen wir den angesprochenen Lehrer nicken, während beide durch die Eingangstür ins Schulgebäude verschwanden und überall wieder Ruhe einkehrte.
„Du, Irene sag mal, geht es hier an allen Schulen so locker zu? Die zukünftige Elite für das wiedererstehende Deutsche Reich muß doch mit größter Disziplin erzogen werden!“, sagte ich zu Irene. „Auf den ersten Blick hast du recht, aber denke doch daran, daß bei einer zu strengen Erziehung die Fantasie eines heranwachsenden Kindes sich nicht richtig entwickeln kann. Denn entgegen aller antideutschen Propaganda, läßt man solch harmlose Späße durchgehen, denn ein kleiner Streich verbessert auch die Lebensqualität. Das Deutschland der Zukunft braucht weder Querulanten noch untertänige Ja-Sager, die hündisch alles nachplappern, was ihnen die Vorgesetzten vorkauen, selbst wenn es der größte Unsinn ist. Es hat in Deutschland leider genug Menschen gegeben, die bis vor den 8. Mai 1945 laut „Heil Hitler“ geschrien haben und danach des eigenen Vorteils willen um die Gunst des jeweiligen Feindes gebuhlt haben. Es sind die gleichen Menschentypen, die in der heutigen BRD oder DDR jeden Mitbürger anzeigen, der gegen das jeweilige System ist. Wenn es eines Tages anders herumgeht, werden sie versuchen, sich an uns anzubiedern.

In einem zukünftigen Deutschen Reich können wir diese nicht gebrauchen. Wir werden diese Menschen aus dem kommenden Deutschen Reich ausweisen, damit sie die Möglichkeit haben in diese Fremdländer zu gehen, für diese sie in der Vergangenheit gegen ihr Deutsches Volk und Vaterland gearbeitet und gehetzt haben. Dafür haben wir schon lange Namenslisten mit den Untaten dieser Menschen angelegt.“ Nachdenklich erwiderte ich: „Dann müßten über 90% unserer Bundes- und Landtagsabgeordneten nach Israel ausgewiesen werden.“

Während wir von der Schule aus weiter gingen, kamen wir über einen großen Platz mit einem großen Springbrunnen in der Mitte. Überall um diesen Springbrunnen herum waren sauber angelegte Blumenbeete mit schattigen Bäumen und Bänken zum Verweilen. Wir setzten uns auf eine der Bänke und sahen dem geschäftigen Treiben der Menschen zu. Eine Gruppe junger Kadetten der reichsdeutschen Kriegsmarine gingen an uns vorüber. An ihren Mützen trugen sie den Reichsadler mit dem Hakenkreuz vorn drauf. Zackig grüßten sie, indem sie wie auf ein Kommando gleichzeitig die rechte Hand an ihre Mütze legten, als ihnen ein Kapitän zur See der Kriegsmarine entgegen kam. Dieser erwiderte den Gruß, indem er ebenfalls seine rechte Hand an die Kopfbedeckung legte. Ich fragte Irene, was das für Soldaten sind, die in einiger Entfernung an uns in einer Gruppe von 12 Mann vorübermarschierten. Sie hatten gescheckte erdfarbene Kampfanzüge an und trugen schwarze Springerstiefel an den Füßen. Als Kopfbedeckung trugen sie den Stahlhelm der Wehrmacht mit den beiden Siegrunen der Waffen-SS an der linken Seite und an der rechten Seite ein Emblem mit den Reichsdeutschen Farben schwarz/weiß/rot. „Das sind unsere Elitesoldaten. Da muß jeder von ihnen mindestens 180cm groß sein. Es darf ihm gesundheitlich absolut nichts fehlen. Außerdem müssen diese Männer einen Intelligenztest machen und müssen gleichzeitig auch handwerkliche Fähigkeiten besitzen. Die Ausbildung jedes einzelnen Mannes dauert 5 Jahre. Das fängt direkt nach der Schule an. Nicht nur, daß sie zwei Fremdsprachen beherrschen müssen, sie müssen auch als Piloten eine Flugscheibe fliegen können, im Schießen müssen sie perfekt sein und auch über die Hintergründigkeit der Weltpolitik Bescheid wissen. Reichsdeutschland braucht keine stupiden Söldner, sondern intelligente Kämpfer, deshalb werden sie von japanischen Ninja-Kämpfern ausgebildet. Jeder dieser Elitesoldaten hat mindestens den 1. Dan also den 1. Schwarzgurt im Japanischen Schotokan-Karate und braucht sich vor keinem Landesmeister zu fürchten. Sie haben während der Zugehörigkeit zur Kampftruppe absolutes Alkohol- und Rauchverbot. Sie sind ausgebildet, um im Ernstfall Sabotageakte in feindlichen Staaten zu begehen und danach unerkannt zu verschwinden. Rechne damit, wenn nach dem Jahr 2000, solange wird es wahrscheinlich dauern, bis langsam die Stimmung im deutschen Volk kippt, weil die Hebräer in ihrer Überheblichkeit die Widerstandskraft der deutschen Bevölkerung unterschätzen, daß dann unsere Elitesoldaten als Partisanen in Europa abgesetzt werden. Ihnen kommt dann die Aufgabe zu, Verräter wie Staatsanwälte und Richter, die nationaldenkende Deutsche wegen ihrer geraden Gesinnung ins Gefängnis brachten, zu eliminieren. Auch Politiker, die Verrat geübt und unser Volk verkauft haben, werden von diesen Männern erledigt. Dafür müssen sie besser sein als der Mossad und die anderen Geheimdienste. Ihre Aufgabe ist, wenn das deutsche Volk aufsteht und sich die Bundeswehrsoldaten weigern auf das eigene Volk zu schießen, die Fahrzeuge und die Kasernen der Besatzungsmächte in Deutschland durch Sabotage lahmzulegen. Diese Männer sind so wichtig, da sonst die deutschen Demonstranten von den Soldaten der Besatzungsmächte zusammengeschossen werden. Eure Politiker werden dann mit Sicherheit, wenn es um ihre Posten und Pfründe geht, nicht zögern, die Fremdtruppen auf die eigene Bevölkerung zu hetzen. Jeder einzelne von diesen Männern ist in der Lage, sich an die Spitze von deutschen Aufständischen zu setzen und diese zu führen.

Sie müssen blitzschnell überall in Deutschland im Falle eines Volksaufstandes die Fernsehsender besetzen und jeder einzelne von ihnen muß dann in der Lage sein, über das Fernsehen und den Rundfunk das Volk aufzuklären. Auch die Zeitungsagenturen der Judenpresse in Deutschland müssen in einer Blitzaktion eingenommen werden, und die Schmierfinken und Hetzer dieser Presse sind von diesen Männern festzunehmen, um sie hinterher vor einen Volksgerichtshof zu stellen.

Das größte Problem wird das Problem der Asylanten und fremdrassigen Ausländer sein, da diese nicht freiwillig unser Land verlassen werden. Zahlungen und Zuwendungen müssen an diese Menschen nach einer kurzen Frist eingestellt werden. Gleichzeitig werden Reichsdeutsche Truppen zum Schutze der deutschen Bevölkerung und derjenigen, die sich in ihrer Kultur und ihrem Wesen der deutschen Kultur angepaßt haben, durch die Straßen patrouillieren. Arbeitsplätze, die von Deutschen besetzt werden können, dürfen nicht an Ausländer vergeben werden. Kindergeld darf vom Staat nur für blutmäßig deutsche Kinder gezahlt werden. Deutsche Frauen, die mit Negern oder anderen dunkelhäutigen Männern fremder Kultur Kinder gezeugt haben, bekommen für diese Kinder kein Kindergeld. Außer dem darf kein fremdrassiger Ausländer in Deutschland Grundbesitz erwerben oder besitzen. Grundbesitztümer, die in der Vergangenheit mit Drogen- und Schwarzgeldern erworben wurden, sind zu enteignen. Jeder Ausländer hat nachzuweisen, mit welchen Mitteln er in der Vergangenheit Grundbesitz erworben hat, sollten diese Mittel illegal sein, so ist der Grundbesitz zu enteignen. Die Erlöse aus den Enteignungen sind den deutschen Volksgenossen gutzuschreiben, die infolge der Rezession der vergangenen Jahre in die Verarmung gestürzt worden sind. Die deutsche Staatsangehörigkeit, die fremdrassigen Ausländern in der Vergangenheit von der deutschfeindlichen BRD-Regierung verliehen wurde, ist ungültig. Legal von fremdrassigen Ausländern erworbene Grundstücke sind vom deutschen Staat zurück zu kaufen, um sie an deutsche Volksgenossen zu vergeben. Viele Dinge, die wir hier und jetzt im Einzelnen nicht erörtern können, kommen noch hinzu.
Der deutsche Mensch ist in seinem politischen Denken im Durchschnitt sehr naiv. Auf der anderen Seite ist er sehr fleißig und erfinderisch. Gerade diese Gegensätzlichkeiten machen ihn zum Sklaven der internationalen Hochfinanz. Er kann gar nicht so schlecht denken, wie die Feinde Deutschlands handeln. In seiner Raffgier ist das internationale Finanzjudentum so hemmungslos, daß sie nicht bedenken, ist das deutsche Volk erst einmal vernichtet, versiegt auch für diese eine ergiebige Einnahmequelle. Was machen die Spekulanten, wenn die tüchtigen Völker vernichtet sind? Werden sie sich dann gegenseitig umbringen? Deshalb darf das Judentum nicht an die absolute Weltmacht kommen, denn dann würde unser Planet Erde durch die Raffgier dieses Volkes so zerstört werden, daß er als Wüstenplanet wieder Millionen Jahre durch das Weltall ziehen würde, bevor sich neues Leben wieder entwickelt. Unsere Führung hat deshalb Menschen wie dich ausgesucht, in Deutschland in unserem Sinne zu wirken. Du stehst seit deinem 11.Lebensjahr unter unserer Beobachtung, und dabei haben wir festgestellt, daß du gegen die alliierte Gehirnwäsche immun bist. Nur dadurch können wir das Risiko eingehen, daß du nach einem Besuch in einem unserer Stützpunkte wieder in die Außenwelt zurückkehren kannst." „Wie wollen wir miteinander leben, wenn das so bestimmt ist?", fragte ich Irene. Nachdenklich sah sie mich an und sagte: „Keiner hat vermutet, daß unsere Beziehung so innig wird, da man von der Führung an unseren Altersunterschied gedacht hat, weil meistens jüngere Männer nach einem entsprechenden Abenteuer die älteren Frauen nach einiger Zeit wieder verlassen." Während sie mir das sagte, kamen ihr Tränen in die Augen, und sie legte ihre Arme dabei um meinen Hals, drückte mich, und sagte zu mir:

„Es ist egal, mit welcher Frau du in Deutschland verheiratet sein wirst, ich werde in meinen Gedanken und Träumen immer bei dir sein und werde etwas sehr Wertvolles von dir haben, nämlich unser gemeinsames Kind.“ Darauf umarmte ich sie ebenfalls und sagte zu ihr: „Welche Frau wird dir das Wasser reichen können? Du hast alle meine bisherigen Freundinnen verblassen lassen, und ich glaube, daß eine zukünftige Frau immer an dir gemessen wird.“ Da weinte sie in meinen Armen und lehnte ihren Kopf an meine Schulter, während ich ihr über ihre Haare strich. Sie war jetzt die liebende Frau, die sonst mutig und entschlossen handeln konnte und dabei nie die Übersicht verlor.

Trotz unserer Traurigkeit konnten wir natürlich nicht ewig auf der Bank vor dem Brunnen sitzen. So trocknete ich ihr die Tränen ab und sagte: „Ich werde, wenn es nicht anders möglich ist, so oft es geht bei dir sein. Und vielleicht fällt uns sogar noch eine dritte Möglichkeit ein.“ Dabei standen wir auf und folgten einem Hinweisschild zur Stützpunktverwaltung. An einem Theater liefen wir vorbei und kamen zu einer Parkanlage, wo sich auch die Sportstätten mit einem Schwimmbad und einer Regattabahn befanden. Irene, die sich wieder etwas beruhigt hatte, erklärte mir, daß auf Körperertüchtigung der größte Wert gelegt würde.

Nach einem Fußweg von etwa einer Viertelstunde erreichten wir die Zentralverwaltung. Wir hatten Glück, denn Fritz kam gerade aus dem Gebäude und sah sich nach uns um. Wir winkten ihm zu, und schon beim Herannahen sagte er zu uns: „In vier Tagen fliegen wir zum Mond und von dort geht es weiter zum Mars.“ Dabei sah er uns beide an und sagte: „Euch beide hat es erwischt! Wenn ich euch so ansehe, seit ihr trotz eures Altersunterschiedes, der gar nicht auffällt, wie geschaffen für einander. Das sollte man nicht auseinanderreißen.“ Dabei schlug er mir kameradschaftlich auf die Schulter und sagte:
„Es ist wie im Krieg, wenn die Soldaten wieder an die Front müssen und die Bräute daheim bleiben. Aber ihr habt noch fast drei Wochen für euch. Ich habe nämlich bei der Zentralverwaltung durchgesetzt, daß Irene auf den Flug zum Mars mitkommt, damit sie dir, lieber Hans, nicht fehlt.“ Irene fiel mir direkt um den Hals und küßte mich, als sie das hörte. Auch meine Freude war groß. Ich hätte nie gedacht, daß ich jemals in meinem Leben das Bedürfnis haben würde, mit einem Menschen Tag und Nacht zusammen zu sein. Aber ein Gefühl des absoluten Vertrauens hatte ich bei ihr. Auch unsere intimsten Gefühle konnten wir uns gegenseitig offenbaren. Sie war für mich nicht nur die perfekte Geliebte, sondern auch die treueste Kameradin, die ich mir denken konnte. Fritz, der erkannt hatte, wie unser Verhältnis zu einander stand, sagte zu uns: ,,Ich würde alles tun, um euch beiden zu helfen, daß ihr hier für immer zusammen bleiben könnt, aber unsere oberste Führung hat durch die Beobachtung seit einem Jahrzehnt festgestellt, daß du Hans ein unbestechlicher und nationaldenkender Deutscher bist, auf den man nicht verzichten kann. Es gibt nur einige tausend von deiner Sorte im Altreich, von denen wir wissen, daß sie zuverlässig in unserem Sinne arbeiten. Irene wird aber hier gebraucht, so daß sie nicht mitgehen kann, auch wenn sie es wollte.“

Diese Worte von Fritz betrübten uns beide, obwohl er uns gleichzeitig seine Anteilnahme zeigte. Es ging ja um die Zukunft unseres Volkes, die nicht von Irene und meiner Person alleine abhing. Aber es war uns beiden klar, daß von den meisten Kontaktpersonen aus dem Altreich, die meisten doch gern in den Stützpunkten geblieben wären, und darum durfte es keine Ausnahmen geben. So mußten wir die Gegebenheiten erst einmal so hinnehmen und versuchen, uns auf das Abenteuer Weltraum zu konzentrieren.

Auf dem Rückweg kehrten wir, wie versprochen, wieder bei den Bachmeiers ein, die uns freudig empfingen. Frau Bachmeier, die uns stolz ihre Kochkünste präsentierte, tischte uns diesmal gegrillte Schweinehaxe mit Sauerkraut auf, und zum Nachtisch gab es noch Pudding. Wir mußten alle den Bachmeiers versprechen, bald wieder zu kommen, und Frau Bachmeier packte uns aus ihrer Vorratskammer Würste und Schinken ein. Bei unserer Abfahrt standen beide vor ihrem Haus und winkten uns noch lange nach.

Nachdem wir in der Hafenanlage unsere Flugscheibe startklar hatten, bekam Fritz einen kurzen Funkspruch, daß wir ein paar Minuten warten sollten, da ein riesiges Andromedagerät aus dem arktischen Eismeer durch den Tunnel zur Hafenanlage unterwegs sei. Gleichzeitig zeigte die Ampelanlage auf Rot. Mit etwa 140 Meter Länge tauchte dieses Andromedagerät wie ein urweltliches Ungetüm im Hafenbecken auf. Die am Kai liegenden U-Boote kamen durch den Wellengang, den dieses Gerät verursachte, ganz schön ins Schaukeln. So nah hatte ich dieses Ungetüm noch nicht gesehen. Fritz sagte zu mir, daß bis zu drei Flugscheiben von diesem Gerät mitgeführt werden können. Im Weltraum kann damit auf langen Strecken eine Geschindigkeit von fast 300.000 Kilometer pro Sekunde erreicht werden. Mit einem solchen Gerät werden wir in kürzester Zeit auch bis zum Mars kommen, wobei auf dieser Strecke nur ein Bruchteil der möglichen Geschwindigkeit erreicht wird, da trotz der mittleren Entfernung von der Erde bis zum Mars ca. 77 Millionen Kilometer, für die Höchstgeschwindigkeit die Entfernung zu kurz ist. Staunend hörte ich den Worten von Fritz zu, da ich seine Erklärungen erst einmal geistig umsetzen mußte.
Als Fritz den letzten Satz seiner Erklärungen geendet hatte, schaltete die Ampelanlage auf Grün, und der Unterwassertunnel war für uns frei. Nachdem wir im Andenstützpunkt angelangt waren, verabschiedete sich Fritz von uns und sagte, daß er uns in vier Tagen in der Wohnanlage abholen werde. So fuhren Irene und ich zur Wohnanlage und zogen in das gleiche Häuschen ein, in welchem wir letztlich schon übernachtet hatten. Auch Anneliese und Dieter mußten immer noch im gleichen Häuschen, wie beim letzten Mal, wohnen, da wir im Vorbeigehen aus dem offenen Küchenfenster Anneliese lachen hörten. Irene meinte, daß die beiden ihre Flitterwochen genießen, und wir die beiden nicht stören sollten, da auch wir die Tage bis zu unserem Abflug möglichst viel alleine bleiben wollten. Sobald die Tür hinter uns in unserem Häuschen zu war, umarmten wir uns innig, und unser nächster Weg ging ins Schlafzimmer. Um so öfter wir zusammen waren, um so stärker wurde auch unsere Liehe zu einander, aber auch die Angst vor der bevorstehenden Trennung. So verging die Zeit zwischen Lieben, Schlafen und Essen. Irene sagte mir, daß es die glücklichsten Tage in ihrem bisherigen Leben wären. Ich konnte ihr nur zustimmen, denn ich fühlte ebenso.

Als wir am Vormittag des zweiten Tages nach unserer Rückkehr vom Stützpunkt 211 auf unserer Terrasse beim Frühstück saßen, kamen Anneliese und Dieter zu uns herüber und berichteten, daß sie beide in der nächsten Woche eine Tätigkeit aufnehmen würden. Dieter, der in seinem Beruf als Betonbauer in der BRD gearbeitet hatte, hatte sich überzeugen lassen, beim weiteren Ausbau des Höhlensystems mitzuarbeiten Da unser Höhlensystem auch bis nach Chile reicht, hatte unsere Führung am Ausgang dieses Systems in Chile ein großes Gebiet mit fruchtbaren Boden und saftigen Weideland gekauft. Dieses Land werden wir zu einer oberirdischen Versorgungskolonie umgestalten und werden es Colonia-Dignidad nennen. Dort wird außer einem Krankenhaus, wo auch die chilenische Bevölkerung im Notfall Zutritt hat, bis auf Ausnahmen, alles landwirtschaftlich ausgerichtet sein. Natürlich wird es für die dortige reichsdeutsche Bevölkerung Schulen und Versorgungsläden geben. Von dort aus kann unser Andenstützpunkt unterirdisch durch das Tunnelsystem versorgt werden.

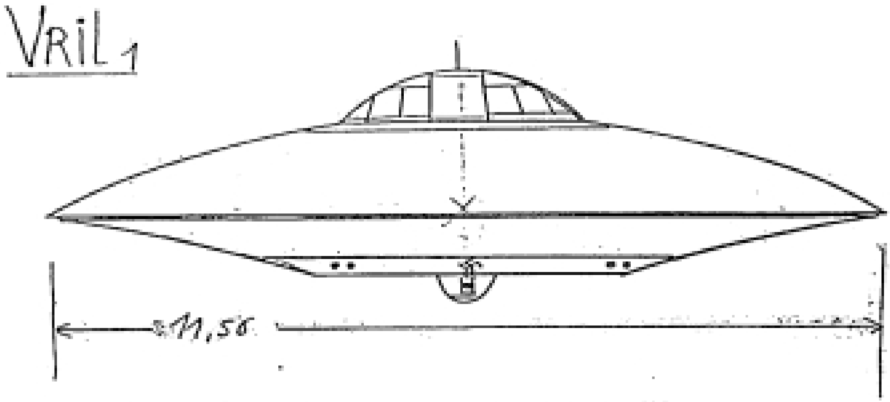
Agenten fremder Geheimdienste werden dort vergeblich Ausschau nach militärischen Objekten halten und können ihren Auftraggebern nur über Gemüse-, Obstanbau und Rinderzucht berichten, Allerdings wird dieses Gebiet eingezäunt und in mehrere Schutzzonen aufgeteilt, und die innere Schutzzone ist um den Eingang zum Höhlensystem angelegt. Von dort aus werden wir eine unterirdische Eisenbahnverbindung hinführen, so daß die Versorgung in der Zukunft für weitere 40-bis 50-tausend Reichsdeutsche gewährleistet ist. Unsere Höhlensysteme sind so groß, daß noch große Teile davon bewohnbar gemacht werden können, um aus der BRD oder der DDR oder aus der übrigen Welt Menschen unserer Gesinnung aufzunehmen. Irene und ich sahen uns dabei an und kamen zu der Überlegung, ob für uns beide eine Möglichkeit in der neuen Kolonie vorhanden wäre.
Anneliese arbeitet ab der kommenden Woche in der Gartenwirtschaft auf der anderen Seite des Sees, dann sind wir abends nach Feierabend und an den Wochenenden ständig zusammen. So lautete der Bericht von Dieter. Wir freuten uns für die beiden und hofften auch für uns auf eine gute Lösung.

Es war an einem Montag früh, da holte uns Fritz mit einem Elektroauto ab und sagte: „Nehmt gleich ein paar Sachen mit, da wir rund drei Wochen unterwegs sind!“ Aber Irene hatte am Abend vorher schon gepackt. An den Achselklappen der Uniform sahen wir, daß Fritz zum Hauptmann befördert worden war. Wir gratulierten ihm, und er sagte, daß er uns darauf gern noch einen ausgeben will. Mit einer größeren Flugscheibe Hannebu III, die einen Durchmesser von 72 Meter hat, schossen wir aus dem Talkessel Richtung Weltall heraus. Fritz saß auf dem Pilotensitz der Flugscheibe und sein Kopilot war ein junger Leutnant, der sich mit Heinz Schappner vorstellte. Schnell wurde die Erde unter uns kleiner, und unser blauer Planet, hob sich kontrastreich zum schwarzen Hintergrund des Weltalls ab. Jetzt außerhalb der Erdatmosphäre sahen wir viel tiefer in den Weltraum hinein. Während unsere Erde immer kleiner wurde, kamen wir dem jetzt größer werdenden Mond näher. Bizarre Gebirge und Krater waren immer deutlicher zu sehen.. Irene und ich konnten uns nicht satt sehen und beobachteten durch unser an Bord befindliches Teleskop die Mondoberfläche. Fritz hatte die Koordinaten auf Automatikflug eingestellt und erklärte uns, daß wir auf dem Mond selbst nicht landen, sondern mit samt unserer Flugscheibe von einem großen Andromedagerät übernommen werden. Dieses Andromedagerät befindet sich in Wartestellung in der Mondumlaufbahn und ist von dort gestartet, um uns mit unserer Fracht komplett zu übernehmen. Wir hatten Früchte, Gemüse und Rindfleisch geladen. Vor uns waren schon mehrere Flugscheiben mit Waren und Material zum Andromedagerät geflogen und zur Erde leer wieder zurückgekehrt. Da wir die letzte Fracht anlieferten, flogen wir mit unserem Haunebu mit. Unten in den Mannschaftsräumen gingen noch 20 Handwerker und Monteure mit auf die Reise. Außerdem waren 2 Köchinnen dabei, die für unser leibliches Wohl sorgten. Ich fragte Fritz: „Warum befindet sich das Andromedagerät nicht in der Erdumlaufbahn, dann wären die Ladezeiten viel kürzer?“ „Die Frage ist berechtigt, nur wollen wir die Alliierten nicht provozieren, denn in der Erdumlaufbahn werden wir sofort entdeckt. Nicht so in der Mondumlaufbahn. Die Wut der Amerikaner, der Sowjets und vor allen Dingen der Juden ist sehr groß, wenn sie wieder feststellen, daß wir technische Dinge vollbringen, die für sie noch in weiter Ferne liegen. Jetzt wirst du sagen, daß die sich doch ruhig ärgern können, nur haben wir dann immer wieder feststellen müssen, daß das deutsche Volk danach wieder neuen Repressalien ausgesetzt war. Dann hat man alte Offiziere der Wehrmacht oder der SS vor Gericht gestellt und mit angedichteten Greueltaten und meineidigen Zeugen ins Gefängnis gebracht und ihnen obendrein ihre mühsam aufgebaute Existenz zerstört. Es gibt noch viele dieser Beispiele, die wir jetzt aufzählen könnten. Hinzu kommen bei den Juden die Minderwertigkeitskomplexe gegenüber uns Deutschen.

Die Auserwählten haben einen großen Geschäftssinn, und in Spekulation und Betrug sind sie nahezu perfekt, aber Erfindergeist und schöpferisches Denken sind ihnen fremd.“ Was Fritz so vorbrachte, war einleuchtend. Und nur der Glaube an den Endsieg des Guten über das Böse hält uns alle hoch.

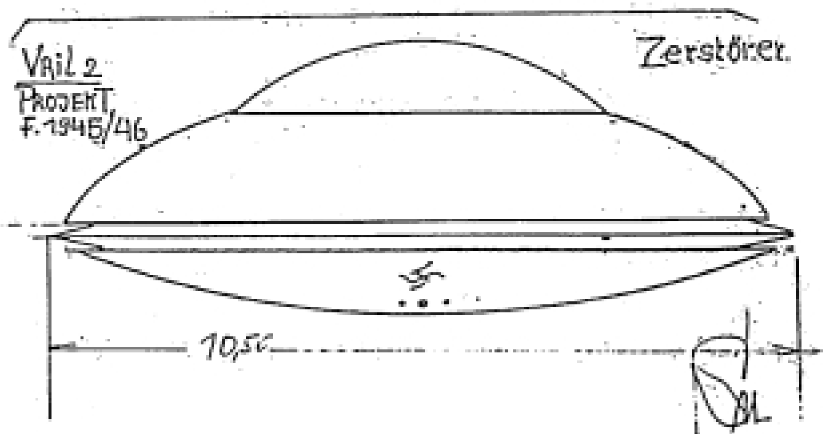
Während wir den Worten von Fritz zuhörten, waren wir dem Mond ein beträchtliches Stück näher gekommen. Extrem unterschiedliche Temperaturen herrschen auf unserem Erdtrabanten. Dort wo die Sonne scheint, kann die Hitze auf über 200 Grad ansteigen, während im Schatten die Temperatur sich dem absoluten Nullpunkt nähert. Ohne einen Schutzraum oder Schutzanzug ist ein Überleben dort nicht möglich. In der dünnen Mondatmosphäre ist außerdem der lebensnotwendige Sauerstoff nicht vorhanden.

Auf der Rückseite des Mondes, der von der Erde abgekehrten Seite, schwebte das Andromedagerät in etwa 30 km Höhe über unserem Erdtrabanten Nach über 7 Stunden Flug hatten wir dieses riesige Raumschiff erreicht. Ich war schon über die Größe des gleichen Gerätes auf dem Stützpunkt 211 erstaunt, aber dieses war doppelt so groß mit seinen etwa 300m Länge. Mit abgebremster Geschwindigkeit näherten wir uns diesem riesigen Raumschiff. Indem öffnete sich im Mittelteil dieses Schiffes eine große Luke, in welche unsere Flugscheibe, gesteuert von unserem neugebackenen Hauptmann Fritz Krause, hineinschwebte. Langsam kam unsere Flugscheibe auf einer großen Plattform zum Stillstand, wobei sich gleichzeitig die große Luke schloß. Fritz, unser Pilot, sprach übers Mikrophon, daß wir angekommen sind, aber noch einige Minuten warten müssen, bis der Raum, in welchem wir mit unserer Flugscheibe gelandet waren, sich wieder mit sauerstoffhaltiger Luft füllt. So warteten wir, bis übers Mikrophon Entwarnung kam. Während im Innenraum des Andromedagerätes grüne Lampen Entwarnung meldeten, gab unser Pilot Fritz Krause bekannt, daß wir von unserer Flugscheibe in den Innenraum des Andromedagerätes umsteigen können. Sogleich öffnete sich seitlich eine Tür, und über eine Treppe, die teleskopartig nach unten ausfuhr, stiegen wir herab. Unsere Sachen konnten wir in der Flugscheibe lassen. Wir befanden uns im mittleren Teil des Raumschiffes und folgten Fritz und seinem Kopiloten Leutnant Schappner durch die Schlaf- und Wohnräume zur Brücke. Im hinteren Teil des Raumschiffes befanden sich die Lagerräume und ein weiterer Raum, in dem 2 Vril Flugscheiben auf zwei Ebenen vorhanden waren, die ebenfalls durch zwei sich automatisch öffnende Luken ein- und ausfliegen konnten. Die Bordküche befand sich dahinter.
Fritz, unser Hauptmann und Chefpilot, ordnete zwei Stunden Ruhepause an. So begaben wir uns in die Wohnräume, und die Küche brachte uns allen einen Imbiß, der aus Speck mit Spiegeleiern und Bratkartoffeln bestand. Getränke gab es auch, nur war alles alkoholfrei. Auf allen Flugscheiben und Raumschiffen bestand absolutes Alkoholverbot. Unsere Monteure zerstreuten sich die Zeit mit Kartenspiel und Zeitungslesen. Andere beobachteten durch die dicken Panzerglasfenster den Weltraum. Nach dem Essen ertönten zweimal über die Bordmikrophone kurze Huptöne und danach die Stimme von unserem Piloten Fritz, daß wir den Mond umrunden und wir uns gerade über einem reichsdeutschen Mondstützpunkt befänden, der genau, wie der Andenstützpunkt unterirdisch angelegt ist. So konnten wir die Gebirge und Täler auf unserem Mond aus einer Entfernung von nur 30 Kilometern betrachten. Was besonders auffiel, waren die bizarren Formen der Berge und Kraterränder, da die Verwitterung durch Wind und Regen wie auf der Erde fehlte. Nach der Umrundung hörten wir wieder die Stimme von unserem Piloten Fritz Krause, der uns empfahl, in den Schlafräumen die entsprechenden Kojen zu suchen, falls jemand müde wäre.



LEICHTE BEWAFFNETE FLUGSCHEIBE (JÄGER); TYPE „VRIL"
(Schumann-Gruppe)

Durchmesser: 11,5o Meter
Antrieb: Schumann-Levitator (gepanzert)
Steuerung: Mag-Feld-Impulser 3e
Geschwindigkeit: 2900 Kilometer p.Stunde (bisher), bis zu ca. 12ooo mögl.
Reichweite (in Flugdauer): 5 1/2 Stunden ((Flug-Aufladung mittels KS von Haunebu aus wird erprobt))
Bewaffnung: 1 8cm KSK, fernsteuerbar, unten, + 2 x Mk 108 u. 2 x MG 17
Außenpanzerung: Doppel-Viktalen
Besatzung: (je nach Einsatzart) 1 bis 3 Mann
Weltallfähigkeit: 100 %
Stillschwebefähigkeit: 12 Minuten
Allgemeine Flugfähigkeit: Wetterunabhängig Tag und Nacht
Grundsätzliche Einsatzreife: ca. Sept. 1944, ev. früher.



Irene und ich fanden es aber spannend durch eines der Panzerglasfenster auf den Mond zurück zu sehen, der plötzlich für das menschliche Auge kleiner wurde, als würde er in sich zusammenschrumpfen. Auch unsere Erde, die vom Mond halb verdeckt war schrumpfte optisch in Sekundenbruchteilen in sich zusammen. Über den Bordlautsprecher ertönte abermals die Stimme von unserem Hauptmann Fritz, der uns mitteilte, daß wir gerade auf eine Geschwindigkeit von 10 Millionen Kilometer pro Stunde beschleunigt haben. Die Sterne, die sich optisch seitlich von uns im Weltraum befanden, wurden zu langen Strichen, und so rasten wir auf einem vorberechneten Kurs durch den Weltraum zum Mars dahin. Nach etwa 7,5 Stunden schwenkte unser Raumschiff in die Umlaufbahn um den Mars ein. Der Mars verdient den Namen Roter Planet zurecht. In 80 Kilometer Höhe umkreisten wir den Planeten. Orange-Rot schimmerten die Felsen und die Gebirge, deren Berge bis über 10.000 Meter hoch sind. Eine orange-rote Sandwüste bereitete sich über die Oberfläche aus und zog sich vom Nord- bis zum Südpol hin. An den beiden Polkappen waren Eis und Schnee zu erkennen. Riesige Cannons durchschnitten die Oberfläche. Daraus konnte man schließen, daß vor langer Zeit der Planet Wasser und damit Vegetation gehabt haben mußte. Wo war das Wasser geblieben? Gibt es heute noch unterirdische Seen und Flüsse?

Das waren meine ersten Gedanken, als ich diese Marslandschaft erblickte. Der Mars war nicht so unwirtlich wie unser Mond. Die Temperatur konnte am Marsäquator bis auf ca. 26 Grad Wärme ansteigen, was auf eine schützende Atmosphäre schließen läßt. Allerdings ist der Sauerstoffgehalt zu niedrig, als das ein Mensch längere Zeit überleben kann. Etwas südlich vom Marsäquator tauchte unter uns eine Pyramidenstadt auf. Ein steinernes Gesicht mit einem Pagenkopf schaute zum Marshimmel empor. Dieses Gesicht hatte ein menschliches Antlitz mit Mund, Nase, Augen und den Pagenschnitt. Ein Aussehen wie bei einem Menschen aus Mittel- oder Nordeuropa. Mit einem Durchmesser von 1,5 km ist dieses Gesicht ein riesiger Koloß. Was für eine Technologie müssen die Menschen damals gehabt haben, um solch ein Monument herzustellen?

Vor lauter Spannung hatte ich mehr als 14 Stunden nicht geschlafen. Irene, die neben mir saß, hatte ihren Kopf auf meine Schulter gelegt und war dabei im Sitzen eingeschlafen. Auch mir fielen bald die Augen zu. Daher nahm ich sie auf meine Arme und trug sie in den Nebenraum zu einer größeren Schlafkoje, in welcher ich mich zu ihr hinlegte und auch alsbald vor Übermüdung einschlief. Fritz hatte vorher noch übers Mikrophon durchgesagt, daß wir alle jetzt mindestens 5 bis 6 Stunden Schlaf benötigten. Dabei kreiste unser Raumschiff weiter auf einer geostationären Bahn (das heißt, unser Raumschiff kreist über einem festen Punkt bei gleichem Abstand zur Planetenoberfläche mit der Umdrehung des Planeten mit).

Ich konnte nicht genau sagen wie lange ich geschlafen hatte, bis ich Irenes Lippen auf meinem Mund spürte, und sie mich sanft wach küßte. Nachdem wir geduscht hatten, nahmen wir ein reichhaltiges Frühstück ein, daß uns aus der Küche gebracht wurde. Unser Großraumschiff hatte für lange Weltraumreisen allen Komfort an Bord.

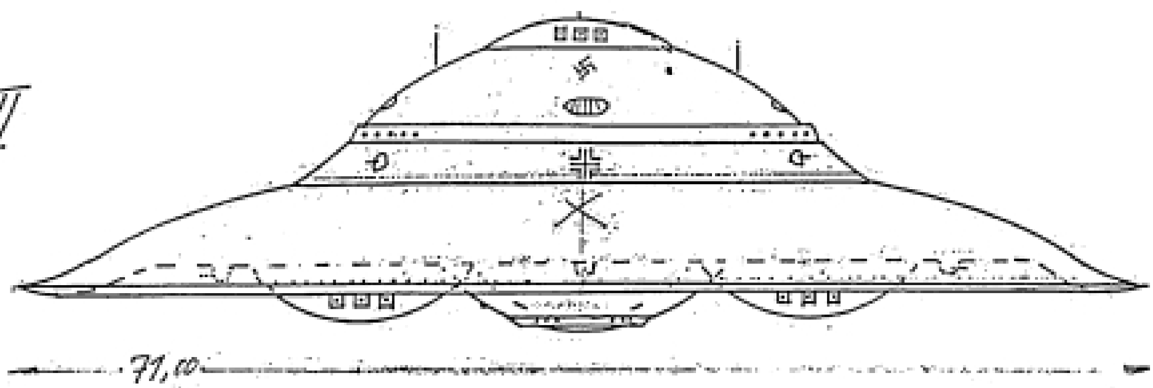
Unter uns, auf der Oberfläche in einem Krater, befand sich die Station der auf dem Mars lebenden Reichsdeutschen. Unter starkem Panzerglas hatte man Gewächshäuser angelegt, die das Sonnenlicht verstärkten und nachts, wenn das Thermometer auf 80 Grad Kälte sinkt, den Pflanzen und den Menschen ausreichend Schutz gibt. Der Mars besitzt ungefähr den halben Erddurchmesser (am Äquator 6794,4 km) und umläuft die Sonne in einem Abstand zwischen 206 und 249 Millionen km.

Seine Umlaufzeit beträgt 686,98 Tage, und seine Rotationsperiode etwas über 24 Stunden. Die Atmosphäre des Mars ist außerordentlich dünn, ihr Druck an der Oberfläche beträgt nur ein Hunderstel von dem auf der Erde. Sie besteht zu 95% aus Kohlendioxid, der Rest ist Stickstoff (2,7%), Argon (1,6%) und sehr geringe Mengen von Sauerstoff, Kohlenmonoxid und Wasserdampf. Wegen der niedrigen Temperaturen auf dem Mars und trotz der geringen Menge (0,03%) Wasserdampf in der Atmosphäre ist die relative Feuchtigkeit ziemlich hoch. Eine wichtige Quelle für den Wasserdampf ist die nördliche Polkappe, die aus Wassereis besteht. Hingegen besteht die Südpolkappe weitgehend aus Kohlensäureschnee (Trockeneis). Da die Atmophäre so dünn ist, wird ihre Dynamik weitgehend durch die solare Wärmestrahlung gesteuert. Es gibt keine Meere oder größeren Gebirgsketten, die die Zirkulation kompliziert gestalten würden. Wolken bilden sich besonders über den höheren Gebieten der Tharsis-Region. Nebel wird in den Tälern beobachtet.

Während ich über die Lebensmöglichkeiten unter den geschilderten Gegebenheiten nachsann, erscholl im Lautsprecher die Stimme von Fritz, der uns mitteilte, daß wir zum hinteren Lagerraum uns begeben sollten, um unsere Raumanzüge in Empfang zu nehmen, da ein Ausflug mit einem anschließendem Spaziergang auf der Marsoberfläche ohne den schützenden Raumanzug sonst nicht möglich wäre. Zwei Besatzungsmitglieder gaben uns im Magazin des Lagerraumes die für unsere Körpergröße passenden Anzüge aus. Irene und ich halfen uns gegenseitig beim Anziehen. Dann kontrollierten wir gegenseitig die Versorgungsleitungen der Anzüge, ob diese auch festgeschraubt waren, damit keine lebensnotwendige Luft daraus entweichen konnte. Fritz gab uns allen bekannt, daß wir die Anzüge im Moment noch nicht brauchen, da wir in den Haunebu III umsteigen werden, der uns direkt zur teilweise unterirdischen Station bringen würde.

Die Sonne stieg am Marshorizont langsam empor, als wir mit unserer Haunebu III-Flugscheibe der Marsoberfläche entgegenschwebten. Der Marshimmel war orangerot, da sich die orangerote Oberfläche in diesem spiegelte. In einem Krater, in welchen sich unsere Flugscheibe herab senkte, waren unter großen Panzerglaskuppeln Obstbäume und dazwischen Gemüsebeete zu sehen. Unter einer dieser Kuppeln sahen wir beim herab senken sogar ein Schwimmbad mit einem Sandstrand, und daran grenzte ein Palmenhain an. Man hat hier alles getan, um den Menschen das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Am Kraterrand um den Stützpunkt herum flatterten mehrere Hakenkreuzfahnen im Marswind. Damit hat Reichsdeutschland kundgetan, daß es den Mars für das Deutsche Reich in Besitz genommen hat, nicht aber für die deutschfeindliche BRD. Und wie beim Andenstützpunkt öffnete sich unter uns die Erde, und wir schwebten mit unserem Flugkreisel in einen senkrecht in die Tiefe gehenden Schacht hinunter. Auch hier haben unsere Reichsdeutschen ein natürliches Höhlensystem weiter ausgebaut. Die Monteure und Handwerker, die mitgeflogen sind, sollten einen Trupp von Montagearbeitern ablösen, die seit einem Jahr hier schon tätig sind. Außerdem gibt es einen Stamm von über 1000 Männern und Frauen, die hier schon fest ansässig geworden sind. Es ist phantastisch, was hier unsere reichsdeutschen Ingenieure, Techniker und Handwerker geleistet haben. Durch den Pflanzenreichtum, den unsere Botaniker und Gärtner angepflanzt und haben wachsen lassen, haben wir hier im Untergrund des Mars ein Klima wie in den gemäßigten Zonen unserer Erde. Als wir aus unserem Flugkreisel in der Flughalle im Untergrund ausstiegen, kam uns ein graumelierter Herr in einem grauen Anzug entgegen. Er mochte so um die 60 Jahre alt sein. Irene flüsterte mir zu: „Du, das ist Dr. Brockmeyer, unser Archäologe und Geschichtswissenschaftler. Der ist manchmal sehr direkt. Nimm ihm dies bitte nicht übel. Aber sonst ist er eine ehrliche Haut und ein hervorragender Wissenschaftler.“

HAUNEBU III



SCHWERER BEWAFFNETER FLUGKREISEL „HAUNEBU III"

Durchmesser: 71 Meter
Antrieb: Thule-Tachionator 7c plus Schumann-Levitatoren (gepanzert)
Steuerung: Mag-Feld-Impulser 4a
Geschwindigkeit: ca. 7000 Kilom.p.Stunde (rechnerisch bis zu 40000)
Reichweite (in Flugdauer): ca. 8 Wochen (bei S-L-Flug 40% mehr)
Bewaffnung: 4 x 11cm KSK in Drehtürmen (3 unten, 1 oben), 10 x 8cm KSK in Drehringen plus 6 x Mk 108, 8 x 3cm KSK ferngesteuert
Außenpanzerung: Dreischott-Victalen
Besatzung: 32 Mann (erg. Transportverm. max. 70 Personen)
Weltallfähigkeit: 100 %.
Stillschwebefähigkeit: 25 Minuten
Allgemeines Flugvermögen: Wetterunabhängig Tag und Nacht
Grundsätzliche Einsatztauglichkeit: Etwa 1945.

Bemerkung: SS-E-IV hält den Hinweis für notwendig, daß in „Haunebu III" ein großartiges Werk deutscher Technik im entstehen ist, wegen der allgemeinen Materiallage aber alle Kräfte auf das schneller verfügbare Haunebu II gesetzt werden sollten.
Gemeinsam mit dem leichten Flugkreisel „Vril" der Schumann-Gruppe könnte „Haunebu II" die von Führer aufgestellten Forderungen sicherlich erfüllen.

„Hallo, Irenchen!“, so kam er auf Irene zu und schüttelte ihr die Hand. „Sag mal, ist das der Glückliche, der mit dir für Reichsdeutschlands Nachwuchs sorgen soll?“ Er reichte auch mir die Hand und musterte mich von unten bis oben, und sagte: „Na ja, wie ein Arier sehen sie ja aus, sie Glücklicher. Um diese Frau sind sie zu beneiden. Mich alten Esel will sie ja nicht haben.“ „Und ich hatte schon Angst, daß sie mich Jüngling nicht haben wollte,“ erwiderte ich ihm. Lachend schlug er mir daraufhin auf die Schulter. Und zu Irene gewandt, sagte er: „Ich glaube, den kannst du nehmen, der ist in Ordnung.“ Wir lachten alle drei, und Dr. Brockmeyer fragte: „Kommt ihr morgen Abend zu meinem Vortrag in die große Halle?“ Wir bejahten seine Frage, und schon fuhr er mit einem der Elektroautos wieder weg. Ich fragte Irene: „Woher kennst du den Dr. Brockmeyer?“ Das ist schon eine lange Zeit her. Er hatte schon vor dem Krieg an Expeditionen mit Sven Hedin nach Tibet und mit Edmund Kiss nach Südamerika teilgenommen. Er war mit meinem Vater befreundet, und hat uns in Dresden öfter besucht.“ Etwas unschlüssig standen wir an der Treppe zu unserer Flugscheibe, da auch Irene das erste Mal auf dem Mars war und sich im Untergrund der Station nicht auskannte. Da kam gerade unser Kommandant Fritz die Treppe herunter, und sagte zu uns: „Kommt erst mal mit. Ich muß mich bei der Verwaltung anmelden und die Ladepapiere übergeben, danach zeige ich euch euer Quartier.“ So fuhren wir mit Fritz in einem Elektroauto aus der Halle, eine unterirdische Straße entlang. Fritz sagte, daß wir in der gesamten unterirdischen Region genügend zum Atmen hätten, und die Raumanzüge nur für die oberirdischen Ausflüge gedacht sind. Das Verwaltungsgebäude befand sich ebenfalls in einer großen unterirdischen Halle. Dort im Eingang gab es genaue Pläne der gesamten unterirdischen Station. Während wir den Plan studierten, kam Fritz schon aus der Tür des Verwaltungsbüros in die Vorhalle zurück und zeigte uns auf dem Plan unser Quartier, eine kleine Wohnung im Terrassenpark. Er brachte uns im Elektroauto hin, und zu unserem Erstaunen war unser Gepäck auch schon da. „Deutsche Gründlichkeit und perfekte Organisation,“ sagte Fritz. Dann verabschiedete er sich von uns, da er mit Leutnant Schappner das Andromedagerät im Pendelverkehr mit einigen Helfern vom hiesigen Stützpunkt entladen müsse.

Der Terrassenpark war architektonisch hervorragend angelegt. Jede Wohnung lag in diesem ringförmigen Park, der wie ein Trichter nach unten zuging, auf einer Terrasse für sich. Daneben führten Stufen zur nächst höher oder zur nächst tiefer gelegenen Wohnung. Seitlich etwas versetzt lag die nächste Wohnung, aber immer durch Hecken und kleine Bäume abgeschirmt. Auch hatte jede dieser Wohnungen eine geflieste Terrasse mit einem Stück Rasen davor. Von unserer Wohnung sahen wir runter bis auf einen kleinen See, in dessen Mitte bunte Wasserfontänen seinen Anblick noch verschönerten. Um den See herum führten Wege zwischen schattigen Bäumen hindurch, und hin und wieder stand eine Bank am Ufer, um darauf zu verweilen. Eine Entenfamilie schwamm auf dem kleinen See und hielt den See von lästigen Grünalgen frei. Nachdem wir unsere Sachen ausgepackt hatten, legten wir uns hin, da wir noch ein paar Stunden Schlaf nachholen wollten. Diesmal war ich derjenige, der zuerst wach wurde. So stand ich leise auf und ging in die kleine Küche. In einer kleinen Vorratskammer in der Küche fand ich so allerlei Lebensmittel. Zuerst kochte ich für uns Kaffee, damit die Lebensgeister wiedererweckt würden. Leise brachte ich Irene einen vollen Becher ans Bett. Ich hatte heraus bekommen, wie viel sie auf eine Tasse an Zucker und Milch nimmt und danach den Kaffee damit verfeinert. Mit einem sanften Kuß auf ihre Lippen weckte ich sie und sagte: „Wach auf, mein Dornröschen, dein Prinz ist da!“ Da schlang sie plötzlich ihre Arme um meinen Hals und zog mich zu sich auf ihr Bett. Da war an Kaffee trinken vorerst nicht mehr zu denken, und wir gaben uns ganz unseren Gefühlen hin. So genossen wir die Stunden, die uns beiden bis zum Ende meines Urlaubs verblieben.

Zwischen Angst vor Trennung und Hoffnung auf einen Ausweg wurden wir hin und hergeworfen. Wir waren jetzt etwas mehr als einen Monat beisammen, von einigen Pausen dazwischen abgesehen. Was mich bei einigem Nachdenken erstaunte war, daß es nicht eine Sekunde in dieser Zeit eine Meinungsverschiedenheit gab, oder daß wir den geringsten Grund hatten, eifersüchtig zu sein. Deshalb war ich entschlossen bei der höchsten Führung vorzusprechen, sobald wir wieder im Andenstützpunkt zurück waren. Selbst wenn ich dazu zum obersten Führer, Adolf Hitler, persönlich mußte. Gerade er hatte doch die Tugenden Treue und Zusammenhalt immer propagiert. Ich sagte dies Irene. Sie aber meinte, daß der Führer die Treue zum Volk und zum Vaterland noch über die Familie stellte. Leider mußte ich Irene recht geben, da ich selbst vor über einem Monat, bevor ich sie nach 8 Jahren wieder sah, auch so gedacht hatte. Wir sahen die einzigste Möglichkeit für uns beide nur darin, uns in möglichst kurzen Abständen zu treffen und gemeinsam Urlaub zu machen.

So schlug ich Irene vor, einen Imbiss zu nehmen und dann die Badesachen einzupacken und zum Schwimmen zu gehen. Sie war damit einverstanden. Auf dem Plan, den wir in der Verwaltung erhielten, war auch das Schwimmbad unter der großen Panzerglaskuppel eingezeichnet, und wir stellten fest; daß es sich in unmittelbarer Nähe von unserer Terrassenwohnung befand. Nicht weit von unserem kleinen See ging es ein Stück durch einen beleuchteten Tunnel zu einem Fahrstuhl, der uns an die Oberfläche des Planeten unter die Panzerglaskuppel des Schwimmbades brachte. In einer der Kabinen des Bades zogen wir uns um, und nachdem wir uns unter der Dusche gewaschen und abgekühlt hatten, sprangen wir in das 24 Grad warme Wasser des Bades. Seit Millionen von Jahren muß dieses Wasser in großen unterirdischen Seen gespeichert gewesen sein, bis unsere reichsdeutschen Kolonisten es entdeckt und dieses riesige Wasserlager angezapft hatten. Irene sagte mir, daß unsere reichsdeutschen Kolonisten feststellten, daß in den unterirdischen Höhlen mit ihren Seen auch genügend Sauerstoff durch das Wasser in der Luft vorhanden ist, so daß wir dort keine Weltraumanzüge benötigten und wie auf unserer Erde atmen und leben können. Damit die Luft nicht entweicht, hat man für die ankommenden Raumschiffe Schleusen eingebaut. Nachdem wir mehrere Runden geschwommen und getaucht hatten, schwammen wir zum Sandstrand und legten uns auf eine Decke in den Sand. Irene erklärte mir, daß dieser Sand aus größeren Tiefen des Marsbodens abgebaut wurde, da dieser Planet vor Urzeiten die gleichen Lebensbedingungen wie unsere Erde hatte. Dabei sahen wir in die Höhe durch die Glaskuppel zum Marshimmel und spürten die wärmenden Strahlen unserer Sonne, die auch hier vor einigen hunderttausend Jahren mit ihrer Wärme Leben hervorgebracht und erhalten hatte. Orangerot war die Farbe des Marshimmels. Irene erzählte mir, daß unsere Wissenschaftler planten, Pflanzen zu züchten, die zeitweise dem Marsklima ausgesetzt würden, indem man die Glasdächer der Gewächshäuser automatisch öffnet und schließt, da Pflanzen bekanntlich Sauerstoff abgeben und Kohlendioxid aufnehmen und in lebensnotwendigen Sauerstoff umwandeln. Damit will man aber auf der nördlichen Halbkugel beginnen, da es an der Nordpolkappe sehr viel Eis und Schnee gibt, wo durch Abschmelzen große Süßwassermengen erzeugt werden können. Man macht sich eine Idee von dem bekannten deutschen Raketen- und Raumforscher Hermann Oberth zu nutze, der vorschlug, einen riesigen Spiegel auf eine geostationäre Bahn an den Himmel zu bringen, der dort das Sonnenlicht reflektiert und senkrecht auf die Polkappe der nördlichen Halbkugel wirft. Wir hoffen, daß dann der Mars wieder Leben auf seiner Oberfläche zuläßt, und die Überbevölkerung auf der Erde, die gerade von den farbigen Völkern auf unserer Erde ausgeht, nicht die weiße Rasse vernichtet. Deshalb werden wir Reichsdeutschen es niemals zulassen, daß Amerikaner oder Sowjets uns den Mars streitig machen. Wir wollen diesen Planeten so umgestalten, daß er für die weiße Rasse zu einem Zufluchtsort wird.

Du wirst sehen, wenn in der Zukunft Raumsonden der Amerikaner oder der Sowjets hierher geschickt werden, dann werden diese durch uns Reichsdeutsche zerstört oder unbrauchbar gemacht werden. Oder zumindest vorerst in tote Wüstenlandschaften, wo jedes Leben abgestorben ist, von uns Reichsdeutschen verlegt. Die Worte von Irene sprachen mir aus dem Herzen. Es wäre unvorstellbar, wenn unsere Reichsdeutschen, zu denen seit Jahren auch Holländer, Skandinavier, Engländer, Amerikaner und auch Weißrussen mit der entsprechenden Gesinnung zählen, die Arbeit machen und die geheimen Hintergrundmächte würden dann hier alles übernehmen. Auch dürfen diese Hintergrundmächte nie erfahren wie weit Reichsdeutschland mit der Kolonisierung des Mars schon ist, da die BRD und DDR-Bevölkerung neuen Repressalien wieder ausgesetzt wäre. Während Irene mich über vieles unterrichtete, beobachteten wir gleichzeitig die Menschen, die hier mit uns badeten. Neben unserer Decke hatte eine einzelne Frau ihre Decke ausgebreitet und beobachtete ihre drei Kinder, die im Wasser schwammen und tauchten. Sie sprach uns an und wollte wissen, aus welchen Stützpunkt wir von der alten Erde kämen. Wir erklärten es ihr und sie sagte, daß sie froh darüber sei, daß es doch noch Menschen wie mich gäbe, die der Gehirnwäsche und der Verdummung der Judenpresse im alten Europa noch nicht verfallen sind. Im Übrigen könne sie die Ausführungen von Irene voll bestätigen, da ihr Mann hier als Botaniker mit der Bewohnbarmachung des Mars voll beschäftigt ist. Obwohl sie und ihr Mann oft Heimweh nach der guten alten Erde hätten, gibt ihnen die Reichsdeutsche Kolonie ein Gefühl der Sicherheit vor Kriegen und Wirtschaftsrezesionen. Wenn die USA könnten, hätten sie uns schon längst eine Fernrakete mit einem Atomsprengkopf geschickt, aber Gott sei Dank, sind wir mit unserer Technik diesen weit voraus, und solch eine Rakete würde im Anflug hier her zum Mars rechtzeitig erkannt und vernichtet werden. Indem kamen ihre drei Kinder aus dem Wasser zu ihr gelaufen und riefen: „Mama, warum kommst du nicht mit zu uns ins Wasser?“ Es waren zwei Mädchen so zwischen neun und elf Jahren alt und ein kleiner Junge, der so acht Jahre alt sein könnte. Man sah, daß es sich um gesunde Kinder handelte, die hier so fern von der alten Erde auf dem Mars auf wuchsen. Die drei Kinder machten sich den Spaß und drückten sich mit ihren nassen Badesachen an den Körper ihrer Mutter, so daß diese sich lachend schüttelte. Darauf umarmten die drei ihre Mutter und sagten ihr, daß sie sie lieb hätten. Gerührt sah Irene und ich dabei zu, und ich sagte zu Irene, daß es ihr auch bald so ergehe. Darauf nahm sie meine Hand, sah mir tief in meine Augen und umarmte mich. Trotzdem, daß die Kinder, denen wir beim Herumtollen im Wasser zusahen, den Auslauf hier auf der Station nicht hatten, benahmen sie sich recht gesittet, und es war keinerlei Agression bei ihnen zu erkennen. Die Frau von der Nachbardecke erklärte uns, daß sie mit ihrem Mann und den Kindern zwei mal im Jahr für sechs Wochen in die Andenkolonie zur Erde fliegen, wo die Kinder auf der Hazienda im oberirdischen Teil der Kolonie sich richtig austoben können. Aber unsere Mars-Kolonie wird immer größer, und unsere Wissenschaftler versuchen alles, um auf der Oberfläche eine erdähnliche Atmosphäre zu schaffen. Wenn sie einen interessanten Vortrag über die Geschichte des Mars und unserer Vorfahren hören wollen, dann kommen sie morgen Abend zu dem Vortrag von Dr. Brockmeyer. Dieser hat eine sensationelle Entdeckung gemacht, da muß die Geschichte der Arier umgeschrieben werden. „Die Einladung haben wir schon!“, sagte Irene. „Ich würde mich freuen, sie beide morgen Abend wieder zu sehen. Mein Name ist van Möhlen.“ „Das klingt niederländisch,“ sagte ich. „Ja, das ist richtig, mein Mann ist Holländer, und ich bin eine geborene Schulze. Die Holländer sind unser Brudervolk, und ich denke, daß wir auch zusammengehören, deshalb hat mein Mann mit mir schon den Anfang gemacht.“ Wir lachten darüber, und ich sagte, daß es in Deutschland am Niederrhein zwischen Deutschen und Holländern viele verwandtschaftliche Verbindungen gibt.“ So gab ich der Frau van Möhlen meine Hand und stellte mich mit Hans Altmann vor.

Auch Irene stellte sich mit ihrem Namen Irene Schmitz, vor. Indem kamen ihre drei Kinder wieder aus dem Wasser und sagten zu ihrer Mutter, daß sie jetzt hungrig geworden sind. „ Dann müssen wir schnell nach Hause, und trocknet euch aber zuerst richtig ab!“ Zu uns gewandt, sagte Frau van Möhlen: „Dann bis morgen Abend!“ Wir erwiderten ihren Gruß, und sie zog mit ihren Kindern zu den Umkleidekabinen. Irene und ich sprangen noch mal ins Wasser und dachten, daß wir zusammen auch hier auf dem Mars leben könnten. Nach dem Schwimmen setzten wir uns auf die Terrasse des kleinen Kaffees, aßen eine Kleinigkeit und beobachteten, wie die Sonne hinter dem Kraterrand, in dem unsere Kolonie lag, unterging. Da die Atmosphäre des Mars viel dünner als die unserer Erde ist, sahen wir die Schwärze des Weltraums viel deutlicher, als von unserer Erde aus. Auch die Sterne am nächtlichen Marshimmel waren klarer zu sehen, da das Flimmern, verursacht durch die Lufthülle auf unserer Erde, hier fast nicht vorkam. Irene, die im Andenstützpunkt auch über die Stellung der Sterne am Marshimmel in der Vergangenheit unterrichtet wurde konnte mir die wichtigsten Sterne zeigen, die wir jetzt am dunkler werdenden Marshimmel immer deutlicher sahen. Dabei zeigte sie auf einen Stern mittlerer Größe und sagte: „Sieh mal da, das ist unsere Erde.“ Hoch über dem Horizont zeigte Irene auf einen matt schimmernden Punkt am Marshimmel und erklärte mir, daß dies der Marsmond Deimos ist. Er hat die Form einer Kartoffel und ist nur 15x12,4x10,8 km groß und umkreist den Mars in einem Abstand von 23460 km. Der zweite Marsmond heißt Phobos, und dieser ist von innen hohl und ist dem Mars noch bedeutend näher. Beide Monde bestehen aus ca. 20% Wasser in Form von Eis. Es wird vermutet, daß diese beiden Monde Absplitterungen von dem vor mehreren Millionen von Jahren explodierten Planeten Phaeton sind.

Da die Zeit schon ziemlich fortgeschritten war, wurde es allmählich Zeit, uns in unsere Wohnung zurückzuziehen. In unserer kleinen Ferienwohnung setzten wir uns im Wohnzimmer in unsere Sessel. Doch plötzlich stand Irene auf, ging ins Schlafzimmer und kam nach ein paar Minuten in einem verführerischen Kleid, welches ihre fraulichen Körperformen betonte zurück. Ich hätte blind sein müssen, wenn ich von ihrer Schönheit, ihrem Reiz und ihrer Anmut nicht geblendet gewesen wäre. Mit einem verführerischem Lächeln sagte sie: „Komm, zieh dir den dunklen Anzug an und laß uns tanzen gehen!“ Ich ließ mir das nicht zweimal sagen. Schnell hatte ich den Anzug aus dem Kleiderschrank geholt, und nach wenigen Minuten standen wir ausgehbereit an der Tür. „Sag mal Irene, weißt du, wo wir hingehen sollen?“ Schon hatte sie den Plan in der Hand, zeigte mir darauf hin einen Ort, der nicht weit von unserer Wohnung lag, wo eine Tanzbar eingezeichnet war. Arm in Arm machten wir uns dorthin auf den Weg. „Was tanzt man denn in Reichsdeutschland?“, war meine Frage. „Rock and Roll steht zwar nicht auf dem Programm, aber bei einem langsamen Blues kann ich dich besser verführen,“ sagte Irene. „Dazu braucht es keinen Blues. Mir genügt schon dein verführerisches Aussehen,“ war meine Antwort. Darauf drückte sie mir einen Kuß auf die Wange. Und schon sahen wir, nachdem wir durch einen kurzen Tunnel gegangen waren, an einer Hauswand in roter Leuchtschrift den Namen „Rote Laterne“. Architektonisch war die Bar hervorragend eingerichtet. Die Wände bestanden aus mahagonifarbiger Holzvertäfelung. An jeder Ecke plätscherte ein kleiner Springbrunnen in allen Regenbogenfarben, zu den Klängen einer leichten Tanzmusik. Die Tanzfläche war vom Boden aus beleuchtet. Seitlich von der Tanzfläche standen Tische mit rotgepolsterten Stühlen in weißer Farbe im Halbkreis herum. Rechts vom Eingang befand sich eine große, weiße Bartheke mit weißen Barhockern und roten Polstern davor. Eine kuppelförmige Decke, an welcher ein Sternenhimmel, wie in einem Planetarium , zu sehen war, rundete die geschmackvolle Einrichtung ab.

Irene und ich setzten uns an einen der Tische etwas abseits von der Tanzfläche und beobachteten die einzelnen Pärchen, wie sie einen langsamen Walzer auf der Tanzfläche schoben. Hinter der Bartheke sah man mehrere junge Frauen, die sich mit einigen allein stehenden Männern, die auf den Barhockern davor saßen, unterhielten. Eine leicht geschürzte Bedienung nahm an unserem Tisch die Bestellung auf. Wir bestellten eine Flasche Portwein, der zu der Stimmung in dem Tanzlokal nach unserer Meinung gut paßte. Als die Kapelle einen langsamen Blues spielte, nahm mich Irene einfach bei der Hand, und wir gingen auf die Tanzfläche. Da die meisten Pärchen eng umschlungen miteinander tanzten, fielen Irene und ich auch nicht sonderlich auf, da sie sich sehr eng an mich heran drückte. Ihre Augen konnten die Traurigkeit nicht verbergen, die sie empfand, weil sie wußte, daß in etwa zwei Wochen die Trennung von mir bevorstand. Auch mir wurde das Herz schwer, wenn ich daran dachte. In der Tanzpause gingen wir wieder zum Tisch zurück und tranken von unserem Portwein, der Irene wohl etwas in den Kopf stieg, da sie langsam müde wurde. Mittlerweile hatten sich einige reichsdeutsche Luftwaffensoldaten eingefunden, die sich an der Bartheke aufhielten und mit den Bardamen hinter der Theke sich unterhielten. Militär war hier auf dem Mars nicht viel vorhanden, außer von der Luftwaffe, da der reichsdeutschen Luftwaffe die gesamten Raumschiffe unterstellt sind. Was sollte zur Zeit hier auf dem Mars auch verteidigt werden? Raketen der alliierten Siegermächte des 2.Weltkrieges brauchten mindestens 1 Jahr von der Erde bis zum Mars, und im Jahre 1960 war man noch nicht so weit in der Technik fortgeschritten. Und Außerirdische aus anderen Sternensystemen hatten sich auch noch nicht sehen lassen. So wären wir Reichsdeutsche vom Mars für die nichtwissenden Erdenbewohner wohl die einzigsten Außerirdischen gewesen. Während ich so darüber nachdachte, sah ich, wie Irenes Augen schwerer wurden, so daß ich sie fragte: „Sollen wir nach Hause gehen, oder soll ich dir einen Kaffee bestellen?“ Irene wollte einen Kaffee trinken. So winkte ich die Bedienung an unseren Tisch und bestellte für Irene einen Kaffee, der ihre Lebensgeister wiedererweckte. So tanzten wir noch ein paar Runden zusammen und tranken zum Abschluß noch ein paar Gläser Sekt. Auf dem Weg zurück zu unserer Wohnung blieben wir an jeder Ecke stehen und umarmten und küssten uns. Im Terrassenpark nahm ich sie einfach auf meine Arme und trug sie die Treppe zu unserer Wohnung hoch.
Nachdem wir uns entkleidet und gewaschen hatten, schlief Irene glücklich in meinen Armen ein. Es war für mich beglückend, ihren Herzschlag zu hören und zu spüren, während sie sich an mich heran kuschelte und mit einem glücklichen Lächeln in meinen Armen einschlief. Traurig dachte ich darüber nach, daß es nicht oft vor kommt, daß Eheleute, oder auch Pärchen, vor allem sei es in der Politik, in der Religion, in ihrer Liebesbeziehung zueinander und in der Weltanschauung, so übereinstimmen, wie wir beide. Und trotzdem nicht ewig zusammen bleiben dürfen. Ich lag mit diesen Gedanken noch etwas wach, bis auch ich einschlief.

Licht, welches von der künstlichen Beleuchtung der Station herrührte, meldete den neuen Tag an und schien durch das Fenster mir ins Gesicht. Von der Küche her hörte ich das klappern von Geschirr, und das dampfende Geräusch der Kaffeemaschine. Da war es höchste Zeit, daß ich auch aufstand. So sprang ich aus dem Bett, duschte und rasierte mich, putzte meine Zähne und war rechtzeitig in der Küche beim Frühstück. Irene hatte noch ihr Nachthemd an und fragte mich, warum ich schon vollständig angezogen sei? Dabei sah sie mich verführerisch an. Ich nahm sie in meine Arme und küßte sie. Danach nahmen wir unser Frühstück ein. Unsere Reichsdeutschen hatten auch an alles gedacht. Verschiedene Sorten Brot, das wir vorher auftauen mußten, Honig, Marmelade, Butter, Tee, Milch usw. alles war vorhanden. Nach dem Frühstück wollte ich gerade aufstehen, um den Tisch mit abzuräumen.

Da setzte sich Irene auf meinen Schoß, küßte mich, und sagte: „Du weißt, daß wir beide für Reichsdeutschland noch etwas tun müssen.“ Dies ließ ich mir nicht zweimal sagen, und so landeten wir wieder auf unserem Bett. Irene meinte, daß wir die Zeit miteinander nützen sollten, damit wir die Zeit danach noch davon zehren können. Sie sprach mir damit voll aus dem Herzen, denn nie in meinem Leben habe ich wieder eine Frau gefunden, die mich so fesseln konnte. Ich wollte es wahrscheinlich auch nicht, da ich immer ihr Bild vor meinen Augen hatte.

So wurde es Mittag, als wir aufstanden und den Frühstückstisch abräumten und das Geschirr spülten. Danach beratschlagten wir, wo es auf der Station hingehen sollte und kamen zu dem Ergebnis, daß wir die Gewächshäuser und die botanischen Gärten besuchen sollten.
So orientierten wir uns nach dem Plan der Marsstation, und nachdem wir durch einen der Verbindungstunnel gegangen waren, fuhren wir mit dem Aufzug nach oben an die Oberfläche des Planeten, wo wir direkt in einem botanischen Garten landeten. Dieser botanische Garten bestand aus mehreren kuppelartigen riesigen Gewächshäusern aus Panzerglas. Jedes dieser Gewächshäuser hatte seine eigene Klimazone und war mit dem nächsten Gewächshaus durch einen Panzerglastunnel verbunden. Zuerst waren wir im tropischen Teil der Anlage angekommen. So führte unser Weg durch einen Orangenhain, wo an den Bäumen schon reife Früchte hingen, aber zwischen den reifen Früchten sah man Blüten, aus denen noch reife Orangen werden sollten. Wir staunten über die Größe dieses kuppelartigen Gewächshauses, in welchem mehrere Fußballplätze Platz hätten. Den Duft der Orangenblüten atmeten wir tief ein und genossen seine milde Süße. Nach einigen hundert Metern Fußweg wechselte das Landschaftsbild, und unsere Augen erblickten mehrere Rosenfelder. Der intensive Duft dieser roten, gelben und weißen Rosen mischte sich anfangs noch mit dem Duft der Orangenblüten, bis er diesen vollkommen überlagerte. Eine weiße Bank lud uns zum Verweilen ein, und wir sahen zu einem Teich in der Mitte der Rosenfelder, in dessen Mitte eine Wasserfontäne empor schoß. Die Marssonne schickte ihre orangefarbenen Strahlen durch die Panzerglaskuppel und gab auch der Wasserfontäne ihre orangerote Färbung. Bunte Vögel flogen bis unter das gläserne Kuppeldach. Das Plätschern des Wassers hatte eine angenehme und beruhigende Wirkung, so daß wir einige Minuten länger auf der Bank verweilten. Weiter zur Mitte des botanischen Gartens war ein Palmenhain zu sehen. Die Wipfel der Palmen trugen grüne Kokosnüsse, die bald reif für die Ernte waren, Dieser Palmenhain umschloß in der Mitte dieses tropischen Gartens ringförmig einen kleinen See, an dessen Ufer ein weißer Sandstrand durch die Stämme der Palmen uns entgegen leuchtete. Hand in Hand gingen wir auf unserem Weg durch diesen Palmenhain bis an das Ufer des Sees, in dessen kristallklarem Wasser bunte Fische schwammen. Begeistert sagten Irene und ich gleichzeitig: „Das ist ja wie im Paradies!“ „Und Gedankenübertragung,“ sagte Irene. „Es ist erstaunlich, wie wir ähnlich denken und fühlen, als wären wir schon seit Jahrzehnten verheiratet,“ sagte ich zu Irene. „Du mußt wissen, daß wir und in erster Linie ich dich ausgesucht habe. Du wirst seit deinem elften Lebensjahr von uns beobachtet. Ich kenne dein Handeln, deine Gefühle und deine Gesinnung. Ich habe nur warten müssen, bis du die Reife und das Verständnis für die jetzige Situation bekamst. Ich habe mich schon im Laufe der Jahre in dich verliebt, während du beobachtet und auch oft beschützt wurdest,“ sagte sie zu mir. „Dann verstehe ich nicht, warum man uns beide nicht heiraten läßt,“ sagte ich zu ihr. Traurig blickte sie vor sich hin und fing an zu weinen. „Was sollen wir tun, du kannst nicht hier bleiben, weil du für Reichsdeutschland in der BRD zu wichtig bist, und ich darf nicht mit dir kommen, weil ich in den Stützpunkten gebraucht werde.“ „Wie oft können wir uns treffen und sehen?“, fragte ich sie. „Hoffentlich oft, aber es besteht die Gefahr, daß du von den Geheimdiensten beobachtet wirst, und dann wird es schwierig.

Erinnere dich an die Mossadagenten, wie schnell sie auf deiner Spur waren. Sicher, wir lassen dich nicht im Stich, aber es kann sein, daß du zeitweise von uns nichts hörst aus Sicherheitsgründen, und dann können wir nur voneinander träumen.“

Wie wir so am Strand des Sees saßen, kam am Ufer des Sees ein großer blonder Mann in grüner Gärtnerkleidung entlang. Freundlich lächelnd kam er auf uns zu und sagte zu Irene: „Warum weinen sie in dieser schönen Umgebung? Sie haben doch ihren Mann, der sie schützend im Arm hält. Da sollten sie nicht traurig sein.“ Er sprach die deutsche Sprache mit leichtem holländischen Akzent, und er mochte etwa 38 Jahre alt sein. Er hatte eine ruhige und ausgeglichene Art, die man bei Menschen, die mit Pflanzen und Tieren zu tun haben, immer wieder antrifft. „Sind sie Herr van Möhlen?“, fragte ich ihn. „Woher wissen sie das?“, fragte er. „Das war so meine Vermutung, da wir ihre Frau mit ihren Kindern im Schwimmbad gestern Nachmittag kennengelernt haben.“ „Ach, meine Christa, die habe ich als junger Freiwilliger der deutschen Wehrmacht in Wesel am Niederrhein 1941 kennengelernt. Ich bin Holländer aus Eindhoven, und als 1945 der Krieg zu Ende war, standen meine Chancen in meiner holländischen Heimat nicht gut für mich. Da ich Glück hatte, nicht in Gefangenschaft zu geraten, habe ich das Angebot meines Kommandeurs wahrgenommen und bin mit den Reichsdeutschen gegangen. Später habe ich meine Christa nachgeholt. „In kurzen Zugen erzählten wir ihm unsere Geschichte, und er meinte, daß sich doch daran etwas machen läßt. Kommt Zeit, kommt Rat,“ sagte Herr van Möhlen zu uns. „Sehen wir uns heute Abend bei Dr. Brockmeyer?“, fragte er noch. „Ja sicher“, war meine Antwort. „Dann bis heute Abend,“ entgegnete er.
So machten wir uns auf den Weg zurück zur Wohnung um, nachdem wir noch etwas dort gegessen hatten, rechtzeitig zu Dr. Brockmeyer zu kommen.

Als es begann dunkel zu werden, strömten viele Menschen zur Halle die neben dem Verwaltungsgebäude liegt, um den Vortrag des Dr. Brockmeyer zu hören. Die Halle füllte sich und war nach einiger Zeit bis auf den letzten Platz besetzt. Wir bekamen in der vorderen Reihe Platz und warteten gespannt auf den Redner Dr. Brockmeyer. Durch einen Seiteneingang auf der Tribüne betrat Dr. Brockmeyer die Halle und steuerte auf das Rednerpult zu. Eine Mappe mit seiner Redevorlage trug er in der rechten Hand. Dann verdunkelte sich das Licht in der Halle, während es auf der Tribüne, wo Dr. Brockmeyer stand heller wurde. Als er das Mikrophon auf die richtige Höhe einstellte, begann er seinen Vortrag:
„Deutsche Männer, deutsche Frauen! Vor Urzeiten existierten in unserem Sonnensystem einmal drei Planeten, auf denen intelligentes Leben zu Hause war, Phaethon, Mars und Erde. Auf Phaethon lebte eine uralte Hochkultur mit weit fortgeschrittenen wissenschaftlichen und technologischen Erkenntnissen. Sie beherrschte die Raumfahrt und besuchte hin und wieder ihre nächsten Nachbarn, Mars und Erde.

Zu jener Zeit war auch der Mars noch ein lebensfreundlicher Planet. Auch dort lebte eine humanoide Zivilisation. Vielleicht waren es Marsianer, möglicherweise aber auch Phaethonianer, die den Mars kolonisiert hatten. Wer will das so genau wissen? Und dann ereignete sich eine entsetzliche Katastrophe. Phaethon zerbarst in einem Flammenmeer. Auf dem Mars wurde der grauenhafte Untergang von Phaethon mit starrem Entsetzen beobachtet. Die Nachbarwelt war ausgelöscht. Doch die Katastrophe war nicht vorüber. Denn auf dem Mars häuften sich von nun an die Meteoriteneinschläge und hatten drastische klimatische Veränderungen im Gefolge. Auf dem Mars wurde es immer unwirtlicher. Nun wurde beschlossen, wenigstens einige der Marsbewohner umzusiedeln.

Für alle reichten die Raumschiffe nicht. Eine kleine Gruppe wurde zur Erde geschickt, um eine Kolonie zu gründen und wenigstens der Art eine Überlebenschance zu bieten. Die humanoiden Lebewesen auf der Erde befanden sich zu jener Zeit noch in einem Primitivstadium ihrer Entwicklung.

Auf dem Mars beschlossen die Zurückgebliebenen, als Zeugnis ihrer untergehenden Existenz, markante, zeitüberdauernde steinerne Strukturen zu errichten. Überdimensionale steinerne Köpfe und Pyramiden in den verschiedensten geographischen Gebieten, in der Hoffnung, daß nicht alle zerstört und eines fernen Tages als Denkmäler an ein verlorenes Paradies entdeckt würden.

Immer heftigere Meteoriteneinschläge lösten Marsbeben aus, tektonische Verschiebungen und gewaltige Vulkanausbrüche folgten. Die ungeheuren, um den Planeten tobenden, Hitzewellen, hatten den Sauerstoff aufgefressen, bis am Ende eine dünne Kohlendioxidatmosphäre übrigblieb. Durch die grauenhaft hohen Temperaturen waren die reichhaltigen Wasservorkommen verdampft und schlugen schließlich als Eis an den Polkappen nieder. Bis auf Mikroorganismen war alles Leben auf dem Mars ausgelöscht.

Ein Märchen? Ich glaube nicht. Zu viele Mythen, Legenden und Überlieferungen berichten von einer Zeit der Katastrophen in unserem Sonnensystem und von Ankömmlingen-Göttern-, die vom Himmel zur Erde kamen.

Die Ankömmlinge von Mars, die Götter von oben waren, um das Szenario fortzusetzen, auf der Erde die Begründer einer Hochkultur. War es das sagenumwobene Atlantis?

Bei zahllosen Generationen hat das Wort Atlantis Geister in den Herzen der Menschen wachgerufen. Priester betrauerten, daß die Weisheit zur Verruchtheit degenerierte, Philosophen haben über seine göttlichen Könige moralisiert und Poeten seine fabelumwobene Vollkommenheit gepriesen. Alle Tugenden, alle Erkenntnisse, aller Glanz einer brillanten Zivilisation auf der noch jungen Erde wurde wie ein Traum aus der Erinnerung gelöscht. So ein Goldenes Zeitalter, das, wonach sich der Mensch insgeheim sehnt, scheint mehr zu sein als eine Illusion. Starkes Verlangen verwandelt das Spiegelbild zur Wirklichkeit.

Wir seufzen über das im Sand verlorengegangene alte Ägypten, über die von Schlamm und Lehm begrabene Größe Babylons, über das in Ruinen liegende glorreiche alte Griechenland. Alle sind stumme Zeugen der vergänglichen Triumphe des Menschen.
Atlantis? Seine Türme, Tempel, Paläste, seine unzähligen Männer, Frauen, die für Jahrtausende in den weitläufigen Hallen wandelten, sie alle sind wie Geister verschwunden. Sehen auch wir unsere Zivilisation im Spiegel der Zukunft verschwinden, in Vergessenheit geraten?

In Tausenden von Büchern wird nachgewiesen, daß es Atlantis gab; ebenso viele bestreiten seine Existenz. Seit der griechische Philosoph Plato (427-347 v. der Zeitrechnung) Atlantis in den Kritias und Timaios-Dialogen verarbeitete, ist Atlantis in der Phantasie der Menschen lebendig geblieben. Das Für und Wieder um Atlantis hält seit 2400 Jahren an. Sobald in einer Diskussion über die Vorgeschichte der Name Atlantis fällt, werden umgehend Befürworter und Gegner auf den Plan gerufen.

Die einen behaupten, es handele sich um eine Sage oder Ente, während die anderen mit Atlantis sofort vergangene Größe verbinden, ein verlorengegangenes irdisches Paradies, einen Kontinent, der mit seinen goldenen Städten in einer Naturkatastrophe im Meer versank, während die wenigen Überlebenden sich auf Schiffen in andere Teile der Welt retteten, um dort eine Kultur zu bewahren, aus der unsere eigene entstand.

Eigenen Aussagen zufolge stützt sich Plato auf schriftliche Aufzeichnungen über Atlantis, die ägyptische Priester von Sais geheimgehalten und an Tempelsäulen gemalt hatten. Solon, dem Gesetzgeber von Athen und Ahnherrn des Plato, wurden diese Aufzeichnungen von den Priestern erläutert.
In seinen Dialogen beschreibt Plato die mit Metallen überzogenen Gebäude von Atlantis, die Kommunikationsmöglichkeiten, die Atlantiden und ihre Bräuche, Topographie und Entfernungen.
Und so schrieb Plato: Sie besaßen so viele Reichtümer wie nie zu vor Könige oder Potentaten und wie es sie wohl auch nie wieder geben wird. Und in Stadt und Land waren sie mit allem ausgestattet, was es gab. Da ihr Reich so groß war, erhielten sie viele Dinge aus fremden Ländern, und das Inselreich selbst lieferte ihnen eine Menge von dem, was zum täglichen Leben benötigt wurde. Sie gruben aus der Erde, was dort zu finden war, Mineralien und Metalle, und auch das, was heute nur noch ein Name ist, zu ihren Zeiten aber mehr war als eine Bezeichnung-Orichalcum (eine Art Messinglegierung). In vielen Teilen der Insel wurde es aus dem Boden gegraben. Gold ausgenommen, betrachteten es die Menschen jener Zeit als wertvollstes Metall.
Nach Platos Schilderung des Klimas und des Nahrungsangebotes muß Atlantis ein irdisches Paradies ohne Plackerei gewesen sein. Seine Beschreibung der Gebäude lautet: Die gesamten Ringmauern waren mit Messing verkleidet, und die Zitadelle reflektierte das rotschimmernde Orichalcum. Die Tempel hatten einen silbrigen Metallüberzug.

Atlantis war ein Inselkontinent, so groß wie Kleinasien und Lybien zusammen und lag hinter den Säulen des Herakles (also hinter Gibraltar im Atlantischen Ozean).
Überlieferungen zufolge reisten die Atlantiden durch die Luft und unter Wasser.
Sie konnten Objekte aus großer Entfernung fotografieren, nutzten Röntgenstrahlen, kannten Videoverfahren und entnahmen Kristallen laserähnliche Energie, bis Atlantis vor etwa zehntausend Jahren in einer Katastrophe unterging, die große Teile der Erde in Mitleidenschaft zog.
Als unsere Wissenschaftler die geologischen, klimatischen, meteorologischen und geographischen Gegebenheiten der Vergangenheit systematisch durchforschten, stießen sie auf ein zusätzlich astronomisch fundiertes Datum, an dem sich eine Weltkatastrophe und damit der Untergang von Atlantis im Gebiet des mittelatlantischen Rückens, also bei den Azoren, vollzogen haben könnte. Nach ihren Berechnungen ereignete sich die Katastrophe im 9. Jahrtausend vor der Zeitrechnung, und zwar am 5.Juni 8498 vor der Zeitwende.

Wissenschaftlichen Beobachtungen und Forschungsergebnissen zufolge bildete die kosmische Konstellation in unserem Sonnensystem an diesem Tag eine Dreifachkonjunktion: Sonne, Venus, Erde und Mond waren in einer Linie ausgerichtet. Durch diese Schwerkraftzusammenballung, so wird vermutet, wurde ein sogenannter Apollo-Asteroid zur Erde gelenkt und schlug ein. (Apollo-Asteroiden sind Irrläufer, die immer wieder einmal die Erdbahn kreuzen.) Da in diesem Zeitraum eine Veränderung der Erdachse um 25 Grad fällt, wird sie heute mit einem Asteroideneinschlag und einer weltweiten Katastrophe in Verbindung gebracht.

Und, nachdem Plato den Untergang von Atlantis auf 8500 v. der Zeitenwende datiert, als die Sonne ihre Bahn verließ, dürfte die These unserer Wissenschaftler der Wahrheit am nächsten kommen. Sie sind der Überzeugung, daß durch diese Katastrophe der rätselhafte Kulturrückschlag zu erklären ist, der zu jener Zeit einsetzte.
Selbst der Meeresboden weist auf gewaltsame Veränderungen hin. So stießen unsere Wissenschaftler bei Tiefseebohrungen auf Gesteinsschichten, die ursprünglich nur an Land entstanden sein können. Das Ergebnis einer unserer Expeditionen bestand darin, daß aus 2000 Metern Meerestiefe ein Felsbrocken geborgen wurde, der vor ca. 17.000 Jahren auf der Erdoberfläche, also unter atmosphärischen Druck, entstanden ist. Einer unserer Forscher machte 1956 eine besonders interessante Entdeckung: Es gelang ihm aus 3700 Metern Tiefe am Atlantischen Rücken die Überreste von Kieselalgen zu identifizieren, die vor zehn- bis zwölftausend Jahren in Süßwasserseen beheimatet sein mußten.

Nicht nur im Atlantik, sondern auch in anderen Regionen der Erde gibt es Hinweise auf drastische klimatische Veränderungen vor etwa zehntausend Jahren. Vor zwei Jahren entdeckte eine reichsdeutsche Polarexpedition in der Antarktis einen versteinerten Wald. Und in den bolivianischen Anden zeugt die Fundstätte eines riesigen Elefantenfriedhofs für gewaltige Verschiebungen der Erdkruste.
Nicht zuletzt sind den Überlieferungen vieler Völker Bahnverschiebungen der Erde zu entnehmen. So gibt es in der Grabstätte des ägyptischen Wesirs Semut eine Himmelskarte, deren Sternenkonstellationen, mit den von uns heute am Himmel beobachteten, nicht übereinstimmen. Indische Überlieferungen sprechen von einer Verlagerung der Erde von ihrem gewohnten Platz um hundert Yojanas, das entspricht etwa 800 bis 1400 Kilometern.

Es wird berichtet, daß sich die Pole verlagerten, als die Erde durch die Katastrophe kippte. Die Himmelsrichtungen veränderten sich und damit die Jahreszeiten. Kalender, Himmelskarten, Sonnen-und Wasseruhren stimmten nicht mehr. Auf der taumelnden Erde kam es zu apokalyptischen Katastrophen, zu Erdbeben, Vulkanausbrüchen, Feuersbrünsten und Sintfluten. Die Gewässer standen fünfzehn Ellen hoch über den Berggipfeln, heißt es im Buch Moses. Kontinente versanken in diesem Inferno, und andere stiegen aus den Meeren auf. Einer uralten Überlieferung nach entstammt das Volk der Hopi-Indianer Nordamerikas einem mitten im Pazifischen Ozean gelegenen Kontinent, der Kasskara hieß. Zu jener Zeit waren große Teile Südamerikas noch vom Wasser bedeckt, erzählen die Hopi. Doch in einer anderen Region der Erde, einem Land im Atlantischen Ozean, hätten damals Menschen gelebt, die sich in die Lüfte erheben und andere Planeten besuchen konnten. Aber das riesige Inselreich Atlantis sei durch eine Katastrophe sehr schnell vom Meer verschlungen worden. Kasskara hingegen ging langsam unter. So hätte sich wenigstens ein Teil seiner Bewohner über eine Inselkette auf den gerade aus dem Meer aufsteigenden südamerikanischen Kontinent retten können.

Neueren geologischen Untersuchungen zufolge ist der südamerikanische Kontinent erst in jüngerer Zeit der Erdgeschichte aus dem Pazifischen Ozean aufgestiegen. Und in nicht allzu ferner Vergangenheit war der heute fast viertausend Meter über dem Meeresspiegel liegende Titicaca-See noch eine Lagune.
Wie steht es mit der Nachweisbarkeit vorgeschichtlicher Raumfahrt in Mythen und Märchen: Nur wer die typischen Denkformen der alten Völker erfaßt hat, kann es wagen, Schlüsse aus den interessantesten Quellen zu ziehen, die der Vorgeschichtsforschung zur Verfügung stehen, aus den vieltausendjährigen Zeichnungen, Schöpfungsmythen, Sagen und Märchen.

Dabei wird er nicht nur eine Menge überraschender Neuigkeiten aus seiner eigenen Vergangenheit erfahren, sondern auch mit zunehmender Bescheidenheit erkennen müssen, daß vergangene Kenntnisse und Fähigkeiten nicht immer geringer waren als die heutigen, daß sie oft zu unserem Schaden vergessen wurden und daß es manchmal sich lohnt, sie zurückzuerobern!

Märchen und Mythen! Die Grenzen zwischen beiden Arten mündlicher Überlieferung sind fließend. Sie unterscheiden sich manchmal nur dadurch, daß die, im Märchen angesprochenen Themen, einen geringeren Rang als die Mythen zu haben scheinen, da sie ohne Bezug auf Götter und Ursprung mehr der kleinen zufälligen Umwelt des Alltags entnommen sind. Beide Arten stellen eine Mischung von primitiver Geschichtsschreibung und Naturbeschreibung dar, aus einer Zeit, in der es noch keine scharfe Trennung zwischen analytischem Verstand, Intuition und Gefühlsleben gab. Sie sind also keinesfalls durchwegs nur erfundene Lügengeschichten, wie man allgemein gern annimmt. Gleichzeitig verkörpern Märchen das Wunschdenken ihrer Schöpfer. Sie weisen also neben dem vorgeschichtlichen Aspekt noch einen psychologischen Aspekt auf, der ebenfalls Kunde über den Ursprung der Menschheit geben könnte.

Greifen wir die Hypothese noch einmal auf, daß der Mars ein lebenfreundlicher Planet war. Er wurde von den Trümmern, des geborstenen Phaethon, so gravierend getroffen, daß alles Leben dem Untergang geweiht war. Einer kleinen Gruppe gelang die Flucht zur Erde und dort die Gründung einer Hochkultur, wahrscheinlich Atlantis. Dieses Reich könnte Millionen Jahre existiert haben bis vor etwa zehntausend Jahren, an dem auch die Erde wieder einmal von einem Asteroiden getroffen wurde und taumelte, so daß Polsprünge die Folge waren. Atlantis ging unter. Nur wenige Atlantiden, die sich nicht in ihrem Inselreich aufhielten, überlebten. Sie befanden sich auf dem amerikanischen Kontinent, im Mittleren Osten und im europäischen Raum. Sie sahen zu jener Zeit anders aus als die Ureinwohner der Erde. Sie waren groß, blond, bärtig und weißhäuptig. Ihrer enormen Kenntnisse wegen gingen sie später in die Überlieferungen als Götter ein.
Ja, sie waren noch mehr. Sie waren die Vorfahren unserer Germanisch-Arischen Rasse, die Hypoboreärer, die ursprünglich auf dem Umweg über Atlantis vom Mars kamen, und sind damit unsere Vorfahren. Wir haben die in Stein gemeißelten Hieroglyphen der Marspyramiden entschlüsseln können und haben darin die Botschaften gelesen, da sie vor ferner Zeit wußten, daß wir, ihre Urnachfahren, hierher einst zurückkehren, um diesen Planeten wieder für unsere Rasse einzunehmen. Wir haben jetzt dafür zu sorgen, daß Juden und fremdrassige Erdenbewohner, die sich aus der Tierwelt entwickelt haben, nicht auf unserem Planeten, dem Mars, eines Tages Fuß fassen.

Diese Botschaften der Marsianer enthalten über die geschichtliche Unterrichtung hinaus noch viel mehr. Diese Botschaften geben uns außerdem zahlreiche technische Anweisungen, die es uns ermöglichen, diesen Planeten Mars wieder zu einem Paradies für uns, die Reichsdeutschen, und damit für die arisch-germanische Rasse umzugestalten. Daraus ergeben sich für uns Reichsdeutsche in jeder Hinsicht ungeahnte Möglichkeiten.

So möchte ich die Rede unseres Führers Adolf Hitler vom Februar 1945 ergänzen, wo er sagte: „Und wenn der Feind unser Land besetzen sollte, so werden wir unseren Kampf eines Tages vom Ausland fortsetzen. Es wird keine Sieger und Besiegte geben, aber das letzte Bataillon wird ein Deutsches sein.“

Aufgrund unserer neuen technischen Möglichkeiten werde ich seine Rede mit seiner Erlaubnis dahingehend abändern, indem ich heute sagen kann: „Und da der Feind unser Deutsches Reich seit dem 8.Mai 1945 besetzt hat, so werden wir unseren Kampf eines Tages vom Ausland und aus dem Weltraum fortsetzen, und es kann dann nur einen Sieger geben und dieser heißt Reichsdeutschland!“

Indem sich Dr. Brockmeyer vor uns verbeugte, gaben wir ihm stehenden Beifall, da er auch dem letzten Zuhörer hier im Saal voll aus dem Herzen gesprochen hatte. Am Ausgang bekamen wir alle einen Zettel mit einer Einladung zur Besichtigung der Marspyramiden auf der Oberfläche des Planeten. Irene und ich beschlossen die Gelegenheit wahrzunehmen und am kommenden Freitag uns der Expedition anzuschließen.

Auf dem Heimweg kamen wir an einer Essgaststätte im argentinischen Stil vorbei. Südamerikanische Klänge drangen an unsere Ohren. Diese Art von Musik läßt keine Traurigkeit aufkommen und macht den Zuhörer fröhlich. Gleichzeitig atmeten wir den Duft von frischgegrillten Rindersteaks ein, welcher uns unwiderstehlich anzog, da wir außerdem seit dem Nachmittag nichts mehr gegessen hatten. Durch eine hölzerne Pendeltür betraten wir das argentinische Esslokal und fühlten uns gleich in die argentinische Pampa versetzt. Bilder mit großen Wildpferdherden hingen an den Wänden im Eingang. Durch Holzbalkenkonstruktionen waren die Essgruppen voneinander getrennt, so daß jeder Besucher das Gefühl hatte, für sich zu sitzen und doch nicht allein zu sein. Als Dekoration hatte man über einigen Holzbalken Pferdesättel gehängt und in den Nischen hingen Bilder der argentinischen Landschaft. Die Kellner waren wie echte südamerikanische Gauchos gekleidet. Und zur Abrundung des Ganzen, sang eine echte südamerikanische Gesangsgruppe gerade das Lied La Malaguena, begleitet von Gitarren dazu. An der Salatbar stellten wir unsere Salate zusammen, setzten uns an einen kleineren Tisch in einer der gemütlichen Nischen und bestellten bei einem der Kellner unsere Rindersteaks mit Kräuterbutter. Saftig und trotzdem gut durchgebraten schmeckten diese Steaks großartig. Bei der heiteren Musik, den saftigen Steaks und würzigen chilenischen Wein vergaßen wir, daß wir uns ca. einige hundert Meter tief im Inneren des Planeten Mars befanden. In Gedanken malte ich mir das Bild aus, wie es auf dem Mars in einigen Jahrzehnten aussehen könnte, wenn es unseren Reichsdeutschen gelingen würde auf der Oberfläche erdähnliche Bedingungen zu schaffen. Da der Mars um etwa 70 bis 80 Millionen Kilometer von der Sonne weiter entfernt ist als unsere Erde, müßte in Äquatornähe immerhin ein subtropisches Klima möglich sein. Ich teilte meine Gedanken Irene mit, und sie gab mir darin voll recht. Dr. Brockmeyer hat recht, wenn er der Meinung ist, daß der Mars nur für die weiße Rasse zugänglich sein darf. Sollten Angehörige der jüdischen Rasse eines Tages diesen lebensfreundlichen Planeten betreten, so würden sie alles versuchen, auch hier uns Nichtjuden eine Multikultur aufzuschwatzen. Es waren Juden, die als Sklavenhändler die Negersklaven aus Afrika nach Amerika brachten. Bis zu 60% der armen Negersklaven sind unterwegs dabei umgekommen. Unter ganz erbärmlichen Bedingungen mußten die Sklaven angekettet, auf harten Holzpritschen liegend, über mehrere Etagen im Laderaum der Schiffe, bei bestialischem Gestank, da sie ihre Notdurft unter sich ergehen lassen mußten, die Überfahrt überstehen. Die Frauen waren von den Männern getrennt untergebracht und wurden von der Mannschaft der Schiffe regelmäßig vergewaltigt. Der Schiffsarzt eines Sklavenschiffes hatte lediglich die Aufgabe, die Toten auszusortieren, damit sie über Bord geschmissen werden konnten. Trotz der großen Verluste ging für die Sklavenhändler die Rechnung noch auf, denn überlebten nur die gesündesten und stärksten, und für jeden toten Sklaven zahlten die Schiffsversicherungen noch eine anständige Prämie.

Das erklärt übrigens auch, warum die Schwarzen aus den USA so hervorragende Sportler sind, da die stärksten überlebt haben und später ihre Gesundheit und Körperkraft an ihre Nachkommen weiter vererbten. Als später der Sklavenhandel verboten wurde, hat man in den Südstaaten der USA sogenannte Zuchtfarmen gegründet. Der Preis für eine Negersklavin richtete sich dort nach ihrer Gebärfähigkeit. Die Betreiber solcher menschenunwürdigen Zuchtfarmen waren auch überwiegend Juden. Heute versuchen die Juden den Sklavenhandel allein den Engländern und den weißen Amerikanern in die Schuhe zu schieben. Allzu gerne würden sie den Sklavenhandel auch uns Deutschen anhängen, aber dann wären die Lügen zu offensichtlich, da selbst die dümmsten unter uns Zeitgenossen diese Gehirnakrobatik nicht mitmachen würden.
Während Irene mir diese geschichtlich interessanten Tatsachen erzählte, verging die Zeit wie im Fluge. So war es weit nach Mitternacht, als wir uns auf den Heimweg machten. Müde und zufrieden mit dem vergangenen Tag schliefen wir ein.

Der nächste Tag verlief ohne besondere Ereignisse. Am Vormittag gingen wir schwimmen und nachmittags besuchten wir nochmals die Botanischen Gärten. Diesmal ab den Teil, in welchem die Pflanzen unserer nördlichen Erdhalbkugel wachsen. Auf dem Weg durch die Anlagen trafen wir den Leiter der gesamten Anlage, den Botaniker und Gartenbauarchitekten Herr van Möhlen. Freundlich kam er auf uns zu, und wir setzten uns gemeinsam auf eine in der Nähe stehende Bank. Er hatte einer Anzahl von Gärtnern und Helfern Anweisungen gegeben, so daß er sich uns widmen konnte.

Wir sprachen über den gestrigen Vortrag von Dr. Brockmeyer und dessen sensationelle Enthüllungen. Einiges wußte er schon, da Dr. Brockmeyer hier auf dem Mars sich niedergelassen hatte, und seine dringlichste Aufgabe darin sah, die Oberfläche dieses Planeten für die weißen Europäer bewohnbar zu machen. Herr van Möhlen meinte, daß das größte Problem hier auf dem Mars die plötzlich auftretenden Sandstürme seien, die Geschwindigkeiten von ca. 300 km pro Stunde erreichen und riesige Mengen roten Sandes vor sich her treiben. Es kann passieren, daß bei solch einem Sturm durch die geringere Schwerkraft hier auf dem Mars auch größere Felsbrocken wie Geschosse in unsere Gewächshäuser einschlagen. Unsere Kuppeln aus Panzerglas haben bis jetzt diesen Stürmen standgehalten, aber kleinere Gewächshäuser, wo nicht dieses starke Panzerglas verarbeitet wurde, sind durch diese starken Stürme schon zerstört worden. Auch hatten wir in der Vergangenheit Menschenopfer zu beklagen, die an der Marsoberfläche von einem solchen Sturm überrascht wurden. Die Sicherheitsmaßnahmen wurden deshalb wesentlich verstärkt, indem die Oberfläche nur in gepanzerten und vollklimatisierten Kettenfahrzeugen befahren werden darf. Unsere Wissenschaftler werden dieses Problem aber auch in den Griff bekommen. Durch Satelliten, die den Mars umkreisen, erhalten wir rechtzeitig die Sturmwarnungen, und so können wir die Besucher der Marsoberfläche durch Funk rechtzeitig warnen, damit diese sich in eines der gepanzerten Kettenfahrzeuge noch retten können. Die Stürme entstehen durch die gewaltigen Temperaturunterschiede. Während in der Äquatornähe um die Mittagszeit das Thermometer bis 26 Grad Wärme zeigt, kann es einige tausend Kilometer weiter nördlich oder südlich bis 80 Grad kalt sein. Unser Ziel ist, auf dem ganzen Planeten eine gleichmäßige Temperatur zu schaffen, was durch riesige Hohlspiegel, die über der südlichen und nördlichen Halbkugel das Sonnenlicht reflektieren und auf die Marsoberfläche der nördlichen und südlichen Halbkugel umleiten, dadurch ist es möglich, die Polkappe der nördlichen Halbkugel abzuschmelzen, da diese aus Süßwassereis besteht, womit wir den größten Teil der Marsoberfläche bewässern und damit wieder fruchtbar machen können. Es wird dann ein Klima mit gemäßigten Temperaturen entstehen.

Durch das geschmolzene Wasser werden riesige Mengen an lebensnotwendigen Sauerstoff freigesetzt. Zusätzlich sind große Gewächshäuser unter Panzerglas im Bau befindlich, deren Dächer dann entfernt werden, damit die darin befindlichen Pflanzen der Marsatmosphäre entsprechende zusätzliche Mengen an Sauerstoff zuführen können. Es werden auf der Oberfläche wieder Wälder entstehen. Das Wasser wird sich in Mulden und Vertiefungen zu Seen und Meeren sammeln, und am Marshimmel werden Wolken aus Wasserdampf entstehen, die dem Marsboden für die Pflanzen den fruchtbaren Regen spenden. Danach werden Städte und Dörfer entstehen, in denen weiße Europäer, aber auch Japaner leben werden.

Erstaunt sah ich van Möhlen an, da bisher immer nur von der weißen Rasse gesprochen wurde. Er erklärte mir daraufhin, daß gerade die Japaner dem zersetzendem Zeitgeist nach dem 2. Weltkrieg am besten widerstanden hätten und diese dem Deutschen Reich bis zum Ende, im Gegensatz zu anderen Ländern, die Treue gehalten hätten. Deshalb werden Japaner mit ihrem Fleiß und ihrer Zielstrebigkeit in das Projekt voll mit eingebunden. Wir werden neben Dörfern mit europäischen Fachwerkhäusern auch Siedlungen im japanischem Baustil haben. Unsere reichsdeutschen Elitetruppen werden ja in den Stützpunkten auf der Erde auch von japanischen Ninjas ausgebildet, damit diese die perfekte Kampfkunst des japanischen Chotokan-Karate erlernen. Es hat sich herausgestellt, daß gerade weiße Europäer mit Japanern gut zusammenleben können, da gerade die Japaner in Achtung vor der deutschen und europäischen Kultur erzogen werden. Ich sagte darauf zu van Möhlen, daß auch wir Deutschen vor dem Fleiß und der Energie der Japaner die größte Achtung hätten.

So verrann die Zeit, während wir den interessanten Berichten van Möhlens zuhörten. Es war für mich sehr tröstlich zu wissen, daß gegen die Zersetzung und Auflösung unseres Volkes und der gesamten europäischen Kultur eine starke Gegenkraft vorhanden ist.

Aber auch das interessanteste Gespräch hat auch mal sein Ende. Van Möhlen hatte ja noch eine Hauptbeschäftigung, und wir wollten uns die schönen landschaftlichen Anlagen, die unter van Möhlens Planung und Aufsicht gediehen, weiter ansehen. Daher bedankten wir uns für seine Aufklärung recht herzlich bei ihm und gingen unseren Weg weiter.

Dieser Weg führte uns gerade in einen Mischwald aus Buchen, jungen Eichen, Birken und Fichten. Irene erklärte mir, daß die Reichsdeutschen in Zukunft hier auf dem Mars keine Monokulturen anpflanzen werden. Fichtenwälder laugen zu sehr die Böden aus. Deshalb gibt es in diesen kein Unterholz. In den Wirtschaftswäldern Westeuropas sterben immer mehr Bäume ab, da diese im Rhythmus von etwa 30 bis 40 Jahren abgeholzt werden, und danach wird wieder ein neuer Wald angepflanzt . Gerade bei schnellwachsenden Nadelhölzern ist nach etwa 120 bis 150 Jahren der Boden ausgelaugt. Die herabfallenden Nadeln stellen für den Waldboden keine Nahrung dar, da diese nur langsam verrotten. Hingegen die Laubwälder düngen sich von selbst durch herabfallende Blätter und Äste. Es war noch ein insgesamt junger Wald der hier heranwuchs, aber die Vögel, die man in diesen ausgesetzt hatte, schienen sich recht wohl zu fühlen, was man an ihrem munteren Gesang hörte. Zwischen den Bäumen war eine kleine Lichtung zu sehen mit einer Wiese und vielen bunten Blumen darauf, wie ich sie von meiner Kindheit her kannte. Am Rande dieser Lichtung standen einige Bienenhäuschen, aus denen die fleißigen Bienen munter ein- und ausflogen. Nach etwa zweihundert Metern endete der Wald, und unser Weg führte uns über eine größere Wiese, die voller Obstbäume stand. Ein Bach, der aus dem Wald herausfloß, durchschnitt die Obstwiese, und sorgte für die nötige Bewässerung der Bäume und des Grases.

An einigen der Bäume sah man schon rotbäckige Äpfel uns entgegenleuchten, während die Pflaumenbäume schon angeerntet waren.

Es wäre großartig, wenn es Reichsdeutschland gelingen sollte, diesen Planeten Mars wieder in einen lebensfreundlichen Planeten zu verwandeln. Es würden, wie einst, aus dem dicht besiedelten Europa die Menschen diesmal zum Mars und nicht mehr nach Amerika auswandern. Dieses ging mir durch den Kopf, während wir weiter wanderten. Irene erriet meine Gedanken und sagte: „Es ist sehr wichtig, nur bodenständige Völker hier anzusiedeln. Du mußt wissen, Nomaden hinterlassen oft Verwüstung und ziehen weiter. Denen fehlt jegliches Heimatgefühl. Die sind dort zu Hause wo es etwas zu holen gibt. Der seßhafte Mensch ist auf seine Heimat fixiert. Er liebt seine Umgebung dort, wo er geboren ist und seine Seele fühlt sich in seinen Bergen und Wäldern, an seinen Seen oder wenn er an der Meeresküste geboren ist, zu Hause. Er pflegt seine Umwelt und versucht sie zu erhalten. Der Nomade ist zu vergleichen mit einem Heuschreckenschwarm, der alles abfrißt und danach weiterzieht. Auch das jüdische Volk ist in seinem Ursprung nomadisch. Du mußt wissen, daß die Juden im Grunde ein Mischvolk sind, das aus mehreren Völkern entstanden ist. In der Frühzeit war es bei den Stämmen und Dorfgemeinschaften üblich, Verbrecher aus der Gemeinschaft auszustoßen. Bei den Germanen hatten die Ausgestoßenen nur eine geringe Überlebenschance. Die Dorfgemeinschaften oder der Stamm gab dem Einzelnen Schutz und Geborgenheit. Der ausgestoßene Germane erfror meist im kommenden Winter, wenn er vorher nicht schon ein Opfer wilder Tiere geworden war.

Der Ausgestoßene in den südlichen Ländern hatte dagegen eine bessere Überlebenschance, da es dort keine Winter in unserem Sinne gibt. Dort fanden sich die Diebe, Betrüger und Mörder zusammen, und daraus entstanden die Hebräer, die raubend und mordend durch die Länder zogen und heute als Juden zu einer Weltplage geworden sind.

Da von unseren Vorfahren, den Germanen, nur die anpassungsfähigen Menschen übriggeblieben sind, haben die braven Menschen ihre Eigenschaften an ihre Nachfahren weiter gegeben. Deshalb ist das deutsche Volk auch so naiv und gutgläubig.“

„Sag mal, es gibt doch auch die Ostjuden. Worin unterscheiden die sich von den Hebräern?“, fragte ich Irene. „Die Ostjuden sind eigentlich keine Juden hebräischer Abstammung und haben im heutigen Palästina eigentlich kein Heimatrecht. Es sind Nachkommen von Hunnen und Mongolen, die vom Blut und ihren Erbanlagen, her echte Nomaden sind. Sie waren ursprünglich im Süden Rußlands beheimatet und sind im 9. Jahrhundert erst zum Judentum übergetreten und bilden heute die Mehrheit der Juden, und man spricht bei ihnen von den kasharischen Juden.

Obwohl die Mehrheit der Juden überall auf der Welt verstreut lebt, stellt der Staat Israel das geistige Zentrum der Judenheit dar. Es ist vom heutigen Standpunkt der Weltpolitik aus gesehen die internationale Zentrale allgemeiner Weltbegaunerei. Die Stadt Jerusalem soll nach dem Glauben der Juden einst die Welthauptstadt werden, wenn der Messias kommt und der Tempel Davids am Tempelberg wieder aufgebaut ist. Das größte Hindernis für den Wiederaufbau des Tempels stellt der Felsendom die große islamische Moschee dar. Diese Moschee ist auf den Grundmauern des Tempel Davids aufgebaut und müßte nach dem jüdischen Glauben erst beseitigt werden. Einige von den radikalen Juden wollten diese Moschee schon sprengen, was von der israelischen Armee allerdings bisher verhindert wurde.

Man muß nämlich wissen, daß nach dem islamischen Glauben von dieser Moschee der Prophet Mohamed im 6. Jahrhundert auf seinem Pferd zum Himmel aufgestiegen sein soll. Diese Moschee ist für den Islam nach Mekka das wichtigste Heiligtum. Eine Sprengung dieser Moschee würde den gesamten Islam gegen das Judentum vereinigen. Das kann sich das Judentum nicht leisten, da die Macht Israels und des internationalen Judentums auf der Spaltung der Völker aufgebaut ist."

Interessiert hatte ich Irene zugehört und sagte ihr, daß ich sie wegen ihres Wissens bewundere und daß es in der heutigen BRD wenige Frauen mit ihrem Wissen gibt.
„Was haben die BRD-Bürger innen auch für Möglichkeiten sich zu informieren. Auch die Mehrzahl der Männer in der BRD wird nicht viel mehr wissen," erwiderte Irene.
Ich mußte ihr recht geben, da die Mehrheit sich nach der heute in Deutschland jüdisch kontrollierten Presse, Fernsehen und Rundfunk orientiert. Die Presse wurde nach 1945 unter der Kontrolle des amerikanischen CIA aufgebaut. Dadurch ist es auch möglich den überwiegenden Teil der Bevölkerung von den für das Volk wichtigen Informationen abzuriegeln.

So gingen wir beide Hand in Hand weiter und sprachen über diese weltbewegenden Dinge und sahen durch das Panzerglas wie die Sonne am Marshorizont unterging. An unserem Weg gingen die Lampen an, während es dunkler wurde. Eine Nachtigall sang ihr Lied und Grillen zirpten von der nahen Wiese her. Hier unter der schützenden Kuppel aus Panzerglas hatte die Kälte der Marsoberfläche, die mit der untergehenden Sonne sich auf dessen Oberfläche ausbreitete, keine Chance einzudringen. Da sich langsam bei uns der Hunger meldete, machten wir uns wieder auf den Heimweg. Diesmal führte uns unser Weg direkt zu unsere Wohnung, wo wir uns vom langen Spaziergang auf unserer Terrasse bei einer Flasche Wein noch etwas ausruhen wollten. Vorher bereitete Irene für uns das Abendessen, während ich den Tisch deckte. Da wir am Abend vorher Steaks gegessen hatten, gab es diesmal geräucherten Lachs mit Salzkartoffeln und Salat. Dazu machte ich eine Flasche Moselwein auf, den wir in unserer Vorratskammer im Weinregal unter verschiedenen anderen Sorten entdeckt hatten. Nach dem Essen spülten wir noch das Geschirr ab und setzten uns auf die Terrasse, um die angebrochene Flasche Moselwein weiter auszutrinken. So saßen wir in den hohen Gartenstühlen und schauten nach unten zum kleinen See mit seinen bunten Wasserfontänen in dessen Mitte. Von den einzelnen Terrassenwohnungen, die durch Hecken eingegrenzt waren, leuchteten Lampen, die der ganzen Anlage einen stimmungsvollen Anstrich gaben.

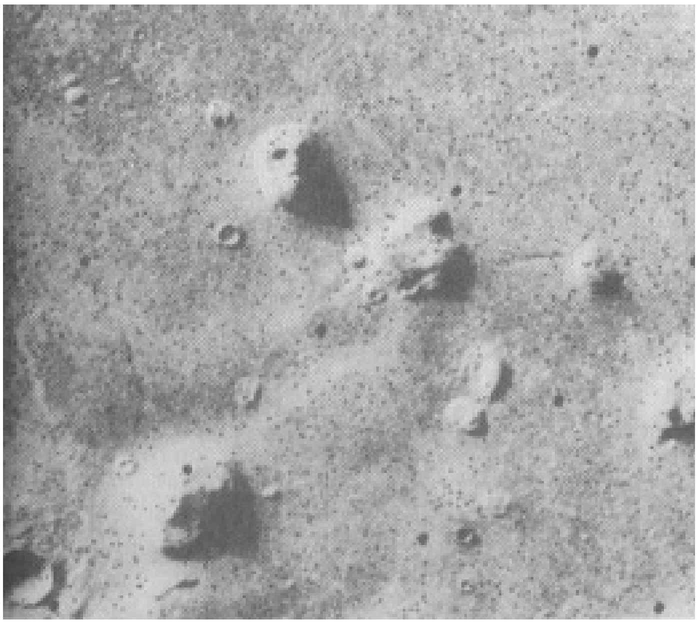
Golden funkelte der Wein in unseren Gläsern und hob bei uns beiden die Stimmung. Irene stand auf und holte mir einen Hocker, damit ich meine Beine darauflegen könne. Ich sagte ihr, daß ich mich gesund fühlte und auch nicht in Umständen sei. Darauf legte sie ihre Arme um mich, küßte mich und sagte: „Werdende Väter müssen liebevoll umsorgt werden." Darauf nahm ich sie liebevoll in meine Arme und sagte zu ihr: „Ein besseres Geschenk konntest du mir nicht machen. Es ist mir gleich, ob Junge oder Mädchen. Die Hauptsache ist, daß es gesund ist. In reichsdeutscher Umgebung und Ausbildung unter deiner Obhut wird bestimmt was gescheites daraus werden." Da sagte sie zu mir: „Wenn du nicht bei uns bist, erinnert mich immer unser Kind an dich."

Am übernächsten Tag war Freitag. An diesem Tag sollten wir mit Dr. Brockmeyer zu den Pyramiden und zu dem Marsgesicht in einem Panzerglaswagen fahren. Am Tag davor mußten wir allerdings bei der Verwaltung unsere Raumanzüge nochmals anpassen und ausprobieren. Dort erfuhren wir, falls kein Sandsturm aufkommt, daß am kommenden Montag ein Flug zum Mars-Südpol geplant sei. Dort befindet sich eine alte Ruinenstadt, die besichtigt werden kann. Auch hier soll die Reise unter der Leitung von Dr. Brockmeyer durchgeführt werden. Am Donnerstag gingen wir am Abend schon früher schlafen, da es am Freitag gegen 7 Uhr in der Frühe schon losgehen sollte. Neben dem Verwaltungsgebäude befindet sich ein Raum, in dem auch unsere Raumschutzanzüge sich befanden. Jeder dieser Anzüge war mit einem Namensschild versehen, so daß eine Verwechslung nicht vorkommen konnte. Kurz vor 7 Uhr morgens standen Irene und ich mit 30 anderen Personen vor der Eingangstür des besagten Raumes neben dem Verwaltungsgebäude. Punkt 7 Uhr öffnete sich automatisch die Tür nach innen, und wir traten alle ein. Dr. Brockmeyer begrüßte uns und bat uns, ihm einen Moment zuzuhören. „Meine Damen und Herren, ich freue mich, daß sie so zahlreich erschienen sind, und bitte sie, sich der Reihe nach an der Theke gegenüber anzustellen. Sie erhalten dort von unserem Fahrer Herrn Günter Meier und seinen Helfern ihre Raumschutzanzüge. Achten sie bitte darauf, ob genügend sauerstoffhaltige Luft in den tornisterartigen Behältern sich befindet, was sie an einem Manometer ablesen können, das sich am linken Ärmel des Raumschutzanzuges befindet. Sie werden sich durch das Gewicht des Anzuges behindert und schwerfällig fühlen. Das wird sich aber an der Oberfläche vollkommen geben, da wir dort nur ein Zehntel des jetzigen Luftdruckes haben.“ Nach etwa einer knappen Stunde steckten wir alle in unseren Raumschutzanzügen. Durch, in den Helmen dieser Anzüge, eingebaute Sender und Mikrophone war eine Verständigung untereinander möglich. So kam auch die Aufforderung von Dr. Brockmeyer, ihm zu folgen. Vor uns öffnete sich eine Tür zu einem großen Aufzug, mit dem wir zur Oberfläche des Planeten aufstiegen. Als die Tür des Aufzuges sich öffnete, kamen wir in eine große Halle, in der sich unser Panzerglaswagen befand. Wie ein übergroßer Panzer sah dieses Fahrzeug aus. Über eine ausfahrbare Treppe stiegen wir in dessen untere Etage ein. Dr. Brockmeyer erklärte uns, daß wir uns jetzt in der Luftschleuse des Fahrzeuges befinden. Von dort aus ging es in einem kleinen Aufzug in die erste Etage unter eine große Panzerglaskuppel, die eine abgerundete längliche Form hatte, so daß eine Rundumsicht nach allen Seiten möglich war. Bequeme, im Boden gelagerte Drehsessel machten es möglich, daß der Fahrgast auch nach jeder Seite die Landschaft betrachten konnte. Zur besseren Verständigung konnten wir die Helme unser Raumschutzanzüge hier oben abnehmen, da dieses Fahrzeug eine eigene Luftversorgung hatte. Vor uns öffnete sich ein großes Tor, und wir fuhren in eine sonnendurchflutete Marslandschaft hinaus. Über das Bordmikrophon teilte uns Dr. Brockmeyer mit, daß wir in einer Stunde das Marsgesicht erreichen, und eine knappe halbe Stunde später die Marspyramiden.

Unser Panzerglasfahrzeug mahlte sich mit etwa 50 bis 60 Stundenkilometer Geschwindigkeit durch den orangeroten Marssand, und eine orangerote Sandfontäne zog hinter unserem Fahrzeug her. Aus der Höhe eines Einfamilienhauses sahen wir auf die Marslandschaft hinaus. Das Fahrzeug war so gut konstruiert, daß wir kleinere bis mittlere Felsbrocken mit unseren Panzerketten einfach überrollten, ohne daß wir besondere Erschütterungen im Fahrzeug feststellen konnten. In den Kraterrand, durch den wir mit unserem Fahrzeug durchfahren mußten, hatten unsere reichsdeutschen Pioniere eine Lücke gesprengt, so daß wir ungehindert dort passieren konnten. Dahinter führte uns unser Weg bergab und weiter ging es durch eine orangerote Sandwüste die mit kleineren und größeren Felsbrocken übersät war.

Geschlossene Gebirgsketten gibt es auf dem Mars nicht viele, dafür einzelne hohe Berge, die teilweise höher als 10.000 Meter sind. An einem tiefen Gebirgseinschnitt führte unser Weg weiter vorbei. Dr. Brockmeyer erläuterte uns übers Mikrophon, daß diese Gebirgseinschnitte, die den Mars durchziehen, vor Urzeiten durch riesige Wassermassen entstanden sind. Weiter führte uns unser Weg mehrere Kilometer neben dem Abgrund des Gebirgseinschnitt vorbei, wobei es oft geschmeichelt war, von einem Weg zu sprechen, da wir oft große Felsbrocken umfahren mußten, die uns im Wege waren. Die großen Sandstürme, die sporadisch hier auf dem Mars auftreten, sind auch in der Lage, mit ihrer enormen Kraft, größere Felsbrocken zu verschieben. So steuerten wir geradezu auf einen solchen riesigen Brocken, der vor ein paar Wochen noch nicht an dieser Stelle gelegen hatte. Ein Umfahren war hier nicht möglich, denn wir fuhren gerade durch eine Schlucht. Der Felsbrocken hatte etwa die gleiche Größe wie unser Fahrzeug, so daß unser Fahrer Günter Meier etwa 50 Meter davor halten mußte. Gespannt warteten wir alle darauf, was nun geschah. Unser Fahrer hatte sein Cockpit vorne unten im Untergeschoß des Fahrzeuges. Ein gebündelter greller Lichtstrahl schoß, für das Auge so schnell kaum wahrnehmbar, aus dem Fahrzeug auf den Felsbrocken zu, der im Bruchteil von einer Sekunde auseinander platzte, als wäre er nie dagewesen. So konnten wir nach einer kurzen Pause unsere Fahrt ungehindert weiter fortsetzen. Dann ging unsere Fahrt aus der Schlucht heraus, und unser Weg hatte einen mittleren Anstieg und führte uns auf eine Hochebene hinauf, von der wir einen fantastischen Ausblick auf die umliegende Marslandschaft hatten. Während wir so weiterfuhren, erklärte uns Dr. Brockmeyer, daß das Fahrzeug nur Dank der Freien Energie diese Leistung vollbringen kann, und auch die Laserwaffe mit Freier Energie gespeist würde. In PS ausgedrückt, bringt der Motor des Fahrzeuges eine Leistung von 5000 Pferdestärken.

Plötzlich tauchte am Horizont ein einzelner langgezogener Basaltbrocken auf. Seine Länge mochte etwa 1,5 km und seine Höhe etwa 100 m betragen. Beim näheren Heranfahren waren

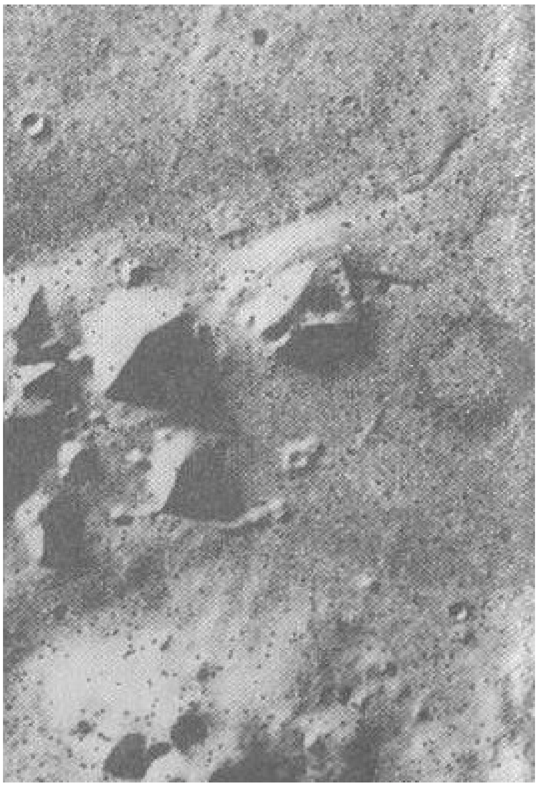


deutlich die Konturen eines menschlichen Gesichtes zu erkennen, Haaransatz, Stirn, Augen, Nase, Mund und Kinn. Unverkennbar ein europäisches Gesicht. Dr. Brockmeyer teilte uns übers Mikrophon mit, daß wir unsere Helme aufsetzen sollten, da wir an einigen Stellen neben diesem steinernen Gesicht halten werden, um Aufnahmen zu machen. Diejenigen, die ihre Fotoapparate mit haben, sollten sich dies nicht entgehen lassen. Es ist auch möglich, sich einige Aufnahmen, die er in der Vergangenheit selbst gemacht hatte, bei ihm abzuholen.
Gegenseitig halfen Irene und ich uns beim Aufsetzen der Helme. Irene, als mein guter Geist, hatte auch an den Fotoapparat gedacht, den ich in meiner Aufregung vergessen hatte. Etwa 20 m vor dem steinernen Gesicht hielt unser Fahrzeug. Gewaltig ragte es aus dem Marsboden hervor. Um eine Gesamtansicht von dem Marsgesicht zu bekommen, standen wir zu nah davor. Ehe wir Dr. Brockmeyer dies sagen konnten, sagte er uns über unsere Sprechanlage in den Helmen, daß er wegen des gewaltigen Eindrucks so nahe herangefahren sei.

Dieser riesige Basaltklotz muß aus einer anderen Region des Planeten hergebracht worden sein, da man festgestellt hatte, daß der Basalt sich nicht in den Untergrund fortsetzte und mit dem felsigen Untergrund keine gewachsene Verbindung hat. Durch welche Urkraft ist dieser Stein hierher befördert worden? Da stehen wir Reichsdeutschen noch vor einem Rätsel. Nach Abstimmung unter den Reisegästen wurde entschieden, daß wir das steinerne Gesicht in einem Radius von etwa 100 m umfahren. So ging die Fahrt weiter auf die andere Seite. Aber diesmal in einem größeren Abstand. Nun stiegen wir auf der westlichen Seite des Gesichtes aus, um Aufnahmen zu machen.

Irene sagte zu mir: „Stell dich mal in Richtung des Marsgesichtes, aber mit dem Gesicht zu mir, damit auf dem Raumschutzanzug auch dein Name zu lesen ist, sonst könnte ja jeder behaupten, ich habe vor dem Gesicht gestanden." Sie machte mehrere Aufnahmen von mir und dem Marsgesicht und übergab im Anschluß mir die Kamera, damit ich auch sie fotografieren konnte. So stiefelten wir durch den orangeroten Marssand, in dem wir nur bis zu den Knöcheln einsanken. Da der Luftdruck nur einen Bruchteil von dem der Erde hatte, machten einige von den Mitreisenden trotz der schweren Raumschutzanzüge 10 bis 15 m weite Sprünge.

Nach etwa 20 Minuten hörten wir über unsere Sprechanlagen in unseren Helmen die Stimme von Dr. Brockmeyer, der sagte, daß die Fahrt weiter geht. Nachdem wir in unserem Panzerglasfahrzeug auf unseren Drehsesseln Platz genommen hatten, ging die Fahrt in westlicher Richtung weiter zu den Marspyramiden, die nach ein paar Minuten Fahrt schon am westlichen Horizont auftauchten. Mit beschleunigter Geschwindigkeit kamen wir den immer größer werdenden Pyramiden langsam näher. Unser Kettenfahrzeug zeigte sich als das ideale Fahrzeug für die Marsoberfläche, da diese durch Meteoriteneinschläge teilweise sehr löchrig war und die riesigen Panzerketten unseres Fahrzeuges einfach darüber hinweg rollten. In größere Krater tauchten wir einfach ein und fuhren auf der anderen Seite wieder heraus.



Gewaltig ragten die Marspyramiden vor uns in den Himmel. Doppelt so groß wie diese aus Ägypten, aber in gleicher Anordnung und Bauweise. Der rechte der gewaltigen Bauwerke hatte eine eingestürzte Seitenwand, und ihr oberstes Viertel war eingebrochen. So begaben wir uns zu der mittleren der drei großen Pyramiden. Unsere Helme hatten wir wieder mit gegenseitiger Hilfe aufgesetzt und die Atemluftzufuhr überprüft. Mit Dr. Brockmeyer und unseren Fahrer Günter Meier an der Spitze stiefelten wir durch den Marssand dem Eingang der großen Pyramide zu. Dr. Brockmeyer riet uns, immer genau hinter ihm zu bleiben, da er sich in dem Kammersystem der großen Pyramide auskenne und außerdem einen Plan darüber dabei hätte. Während Günter Meier eine große Handlampe bei sich trug, hatte Dr. Brockmeyer den Plan in seinen Händen. Schon standen wir vor dem Eingang, der vor nicht allzu langer Zeit durch ein großes Eisentor verschlossen wurde.

Scherzhaft sagte Dr. Brockmeyer übers Mikrophon, daß die Tür nicht etwa die Alliierten Siegermächte mit ihrer jüdisch - zionistischen Führung draußen halten sollen, sondern nur den Marssand, der bei Sturm sonst herein weht. Die Amis und die Sowjets brauchen mindestens noch 15 bis 20 Jahre, bis sie technisch in der Lage sind, ferngesteuerte Raketen zum Mars zu schicken. Die Oberjuden werden sich dann ganz schön erschrecken, wenn dann vom Mars Bilder mit flatternden Hakenkreuzfahnen zur Erde gefunkt werden.

Während er übers Mikrophon seine scherzhaften Gedanken an uns weitergab, öffnete er mit Hilfe einer Fernbedienung das große eiserne Eingangstor. Gleichzeitig ging in der Pyramide die Beleuchtung an, denn so war die große Handlampe nur als Notbeleuchtung gedacht. Die Stromerzeugung durch die Freie Energie funktionierte auch hier reibungslos. Staunend erblickten wir schon im Eingang Wandbilder, die das Alltagsleben der Marsbewohner vor sehr langer Zeit darstellte. Erstaunlich, wie diese Menschen auf den Bildern uns Europäern ähnlich sahen. Moderne Einfamilienhäuser in parkartigen Landschaften, Wälder, Wiesen, Seen und Flüsse, und davor spielende Kinder, die auch aus Europa oder Nordamerika stammen könnten. Fast alle waren blond und blauäugig. Und über diesem Geschehen befanden sich am Himmel Flugscheiben mit Hakenkreuzemblemen. Dr. Brockmeyer wies uns daraufhin und sagte, daß das Hakenkreuz mit größter Wahrscheinlichkeit vom Mars über Atlantis zu den Kulturvölkern der Erde gelangt ist.

So drangen wir über den Gang weiter ins Innere der Pyramide. Weitere Wandbilder aus dem Alltagsleben dieser Menschen wechselten sich ab, bis wir vor einem Bild stehen blieben, das kurz vor einer großen Kammer sich an der Wand befand. Dort sah man eine große Gruppe von Menschen vor einem großen Teleskop stehend, die alle zum Himmel starrten. Ihre erschreckten Gesichter waren darauf deutlich zu sehen, denn alle starrten und zeigten mit den Händen auf eine riesige Explosionswolke, die am Sternenhimmel wohl auch mit bloßem Auge zu sehen war.

In Buchstaben, die unseren germanischen Runen glichen, standen Worte und Sätze darunter. Dr. Brockmeyer las uns langsam die Übersetzung vor. Daß im Jahre 3000 der Zeitrechnung der Nachbarplanet, der im größerem Abstand als der eigene Heimatplanet um das Zentralgestirn kreist, durch die kriegerische Auseinandersetzung seiner beiden unterschiedlichen Rassen explodiert ist. Ergänzend sagte Dr. Brockmeyer dazu, daß wir nicht genau wissen, wann das Jahr 3000 nach der Zeitrechnung genau war. Aber nach unserer chemischen Untersuchung der Wandbilder mußte es vor ca. 130.000 bis 150.000 Erdenjahren gewesen sein.

Die großen Seitenwände im Inneren der großen Kammer zeigten Sternenbilder vom Weltraum. Unter anderem auch ferne Milchstraßen, die Millionen von Lichtjahren entfernt waren, aber auch eine Sternkarte unseres Planetensystems, auf dem alle 10 Planeten eingezeichnet waren. Und als Botschaft für uns, die wir das Erbe der Marsbewohner antreten sollen, führte eine gestrichelte Linie vom Mars zur Erde. Auch unter diesem Bild standen ganze Sätze in der Runenschrift. Auch hier übersetzte Dr. Brockmeyer das Geschriebene „Liebe Schwestern und Brüder, nachdem unser äußerer Nachbarplanet durch die kriegerische Unvernunft einer eroberungssüchtigen dunklen Rasse, die unsere Schwestern und Brüder ständig zu unterdrücken versuchten, obwohl diese immer wieder bei der dunklen Rasse um Frieden nachgesucht hatten, aber sich standhaft weigerten bei der dunklen Rasse in die Sklaverei zu gehen, in einem von der dunklen Rasse gegen sie angezettelten Atomkrieg explodiert ist, ist auch unser Planet gefährdet.

Ständig treffen Kometen die Oberfläche unseres Planeten, und heizen die Atmosphäre auf. Wie lange wir hier noch überleben können, ist ungewiß. Deshalb bringen wir ständig Menschen mit unseren Raumschiffen zu Terra, die ihr auch Erde nennt. Es sind meist junge Menschen, die ihr Leben noch vor sich haben. Ihr, die wir euch jetzt schon Hypoboräer nennen, die überwiegend auf der Nordhalbkugel eurer Erde leben, machen wir zu unseren Erben. Hütet euch davor, unterschiedliche Rassen hier auf unseren Planeten siedeln zu lassen. Nehmt nur die mit, die euch wohl gesonnen sind, und die mit euch friedlich leben wollen. Macht diesen Planeten wieder für euch bewohnbar, denn ihr habt die Fähigkeiten dazu, denn ihr seit unsere Nachkommen. Sprachlos hatten wir den Worten von Dr. Brockmeyer zugehört. Steht nicht auch in unseren Geschichtsbüchern, daß plötzlich vor etwa 100.000 Jahren der große blonde Mensch, der germanische Menschentyp, in die Erdgeschichte plötzlich eintrat und den Neandertaler verdrängte, obwohl der Neandertaler kräftiger gebaut und der bessere Jäger war? Hier in dieser Kammer gilt das gleiche Phänomen wie bei den ägyptischen Pyramiden auf unserer Erde. Im oberen Drittel der Pyramide vergeht und verrottet nichts. Deshalb der gute Erhalt dieser Wandmalerei. Das hatten die alten Marsianer auch schon erkannt.

Dr. Brockmeyer wandte sich nun unserer Gruppe zu und sagte: „Nun meine Lieben Reisegefährtinnen und Gefährten, es wird leider Zeit heimzufahren. Die Nachbarpyramide können wir leider noch nicht besuchen, da diese nicht so genau erforscht ist. Sicherlich gibt es hier in dieser noch mehr Gänge und Kammern, in denen wir auf wissenschaftliche Hinweise hoffen. Es ist vom jüdischem Christentum sehr viel an altem Wissen vernichtet werden, da man nur eine dumme willfährige Menschenmasse braucht.

Die Worte von Dr. Brockmeyer sprachen uns aus dem Herzen. Mit einem letzten Blick auf die Wandmalereien, gingen wir mit unserer Gruppe durch den Gang nach draußen zu unserem Panzerglasfahrzeug. Auf der Rückfahrt herrschte eine auffällige Ruhe, da jeder über das Gesehene und von Dr. Brockmeyer Vorgetragene intensiv nachdachte. Da wir unsere Helme nicht mehr aufhatten, sahen wir die nachdenklichen Gesichter unserer Mitreisenden.

Auch Dr. Brockmeyer, der ebenfalls seinen Helm abgesetzt hatte, kam jetzt auf uns zu und setzte sich in den freien Sessel neben uns hin. „Na, ihr beiden Hübschen, habt ihr noch Fragen zu meinen Erläuterungen?“ „Wir sind einfach platt und müssen das Neue erst einmal verkraften,“ erwiderte ich. Irene nickte zustimmend und sagte darauf: „Ich hatte das alles bisher für eine reine Vermutung gehalten, aber sie haben uns jetzt dafür sogar die Beweise geliefert. Auch viele von uns Reichsdeutschen halten das noch für eine Theorie.“ „Das ist mir alles bekannt, die sollten sich nur einmal die Mühe machen und zum Mars kommen. Ich kämpfe schon seit Jahren darum den Mars wieder lebensfähig zu machen, wie uns die alten Marsianer in ihren Botschaften dies auch übermittelt haben.“ „Besteht nicht die Gefahr, wenn sich unsere Reichsdeutschen auf den Mars konzentrieren, daß das Altreich mit seiner Bevölkerung vergessen wird?“, fragte ich Dr. Brockmeyer. Er nickte und antwortete: „Ganz Unrecht haben sie nicht, aber die Deutschen im Altreich müssen selbst dazu beitragen und auch zeigen, daß sie es wert sind, befreit zu werden. Es ist bequem, alles zu glauben ohne zu hinterfragen, was in der jüdisch kontrollierten Presse steht. Das leider tun die BRD-Deutschen. Wir rechnen damit, daß in etwa 20 bis 30 Jahren die DDR vom Kommunismus nicht mehr gehalten werden kann, da der Kommunismus in der Praxis einfach nicht funktioniert, und das müssen die Oberjuden einsehen, die diesen künstlich am Leben erhalten, in dem sie der Sowjetunion ständig verbilligte Kredite aus dem Westen zukommen lassen, damit die Sowjets wiederum ihre Armee weiter aufrüsten können.

Damit haben die westlichen NATO-Staaten gegenüber ihren Steuerzahlern wieder das Argument, die Steuern zu erhöhen, da sie ja ebenfalls aufrüsten müssen. Das große Geschäft machen die Rüstungskonzerne und die Banken damit, die zum größten Teil in der Hand der Internationalen Bankjuden sind. Der Effekt daraus ist, das auch die westlichen NATO-Staaten bei den Internationalen Bankjuden sich immer mehr verschulden und damit immer stärker in deren Abhängigkeit geraten. Wenn in 20 bis 30 Jahren die DDR mit der BRD vereinigt wird, natürlich auch mit starkem Druck aus dem Volk heraus, der überwiegend von unseren Mitteldeutschen Landsleuten ausgeht, da diese noch nicht so dekadent wie die Westdeutschen sind, dann haben unsere Deutschen im Altreich die Möglichkeit zu zeigen, wie national, trotz der ständigen Gehirnwäsche, sie noch sind.“ Die Ausführungen von Dr. Brockmeyer zeigten mir, daß die Reichsdeutschen, wo ich sie auch immer antraf, über den inneren Zustand im Altreich bestens unterrichtet waren.
Während der Unterhaltung mit Dr. Brockmeyer waren wir schon ein gutes Stück weitergefahren und hatten schon das Marsgesicht hinter uns gelassen und auch schon die Schlucht passiert, als wir in der Ferne am Horizont eine riesige orangerote Staubwolke sichteten. Die Sturmwarnung mußte, während wir in der Pyramide waren, über Funk zu unserem gepanzerten Fahrzeug gesendet worden sein, da wir über den Sprechfunk in unseren Helmen nur untereinander Sprechkontakt hatten. Unser Fahrer Günter Meier erhöhte daraufhin die Fahrgeschwindigkeit, und wir rasten über die Sandgeröllwüste in Richtung unseres Stützpunktes. Gleichzeitig kamen über Funk vom Stützpunkt mehrmals die Sturmwarnung durch. Eine riesige Staubfontäne hinter uns herziehend, tauchte vor uns in etwa 3 km Entfernung die Halle unseres Stützpunktes auf. Dr. Brockmeyer riet uns, aus Sicherheitsgründen unsere Helme aufzusetzen und uns per Aufzug in den unteren Schleusenraum zu begeben, da wir dort sicher sind, falls uns der Sturm noch erreichen sollte.

Wie sinnvoll die Anordnung von Dr. Brockmeyer war, stellten wir fest, als uns etwa 1 km vor unserer Stützpunkthalle die volle Wucht des Sturmes erfaßte Das Fahrzeug wurde durchgeschüttelt und wir legten uns alle flach auf den Baden, um unser Gleichgewicht zu behalten. Gleichzeitig erhielt unser Panzerfahrzeug einen heftigen Stoß von der Rückseite, so daß wir mehrere Meter vorwärts geschoben wurden.

Dank der schildkrötenartigen Form unseres Fahrzeuges hatte der Sturm keine große Angriffsfläche, so daß die Felsbrocken, die mit der orangeroten Sandwolke, die wie ein Trommelfeuer auf unser Fahrzeug aufprallten, die Panzerung nicht durchschlagen konnten und an dieser abglitten Allerdings war nur noch eine langsamere Fahrt möglich, da der enorme Sturm mit einer Geschwindigkeit von 300 km pro Stunde uns jetzt aus der Fahrtrichtung entgegen kam. Unser Fahrer hatte seine Infrarotgeräte eingeschaltet, da der starke Sandsturm das Licht der Sonne total verdunkelte, und ohne diese Technik er absolut nichts gesehen hätte.. Hinzu kam noch die enorme Gefahr, daß große Felsbrocken in der Dunkelheit auf unser Fahrzeug rollen konnten. Aber Dr. Brockmeyer beruhigte uns, indem er sagte, daß eine automatische Kopplung zwischen dem Bordradar und der Laserkanone besteht, womit anrollende Riesenbrocken zerschossen werden.

Dank dieser Technik schafften wir es mit unserem Fahrzeug bis kurz vor das Hallentor, das Gott sei Dank auf der sturmabgewandten Seite lag. So merkten wir erst, daß wir uns in der schützenden Halle befanden, als wir das entsetzliche Heulen des Sturmes nicht mehr hörten.

Langsam kamen wir wieder auf die Beine, und nachdem sich die Tür unseres Fahrzeuges öffnete, gelangten wir über die ausgefahrene Treppe wieder zurück in die Halle. Dann ging es zum Aufzug, der uns zu unserem Ausgangspunkt in den Raum, in dem wir unsere Schutzanzüge erhielten, zurückbrachte.

Über die Lautsprecheranlage erfuhren wir, daß die Expedition zur Ruinenstadt wegen weiterer Stürme am Montag ausfällt. Aber für die Aufregung während des Sturmes, hatte uns die Stützpunktverwaltung für heute Abend zu einem echt bayrischen Abendessen mit Zittermusik eingeladen Dafür sollten wir uns gegen 19 Uhr vor dem Verwaltungsgebäude treffen. Da wir noch bis dahin 3,5 Stunden Zeit hatten, begaben Irene und ich uns zu unserer Terrassenwohnung, um nach dem Duschen unseren wohl verdienten Mittagsschlaf nach zu holen.

Punkt 19 Uhr standen wir vor dem Verwaltungsgebäude und stellten fest, daß die meisten der Reiseteilnehmer vom heutigen Vormittag auch schon anwesend waren. Dr. Brockmeyer hatte sich einen echt bayrischen Seppelhut mit Gamsbart dran auf den Kopf gesetzt. Irene sagte zu mir: „Jetzt hat der Doktor wieder seinen lustigen Abend." Kaum hatte sie dies gesagt, kam er auch schon auf uns zu und sagte: „Hallo Irenchen, wo hast du dein bayrisches Dirndel gelassen, denn heute wird´s Bayrisch?" „Wo sind dann die Bayrischen Alpen mit den schneebedeckten Bergen?" fragte Irene. „In ein paar Jahren haben wir auch das auf dem Mars, wartet es nur ab!" antwortete Dr. Brockmeyer.

Ein elektrisch angetriebener Bus fuhr vor und automatisch gingen dessen Türen auf. Unser Fahrer von heute Vormittag, Günter Meier, saß am Steuer. Wir stiegen alle ein, und Dr. Brockmeyer mimte den Reiseführer. So kamen wir auch in einen anderen Teil des unterirdischen Stützpunktes, den wir bisher noch nicht gesehen hatten. Dr. Brockmeyer erklärte uns, daß die unterirdischen Straßen und Hallen vor Urzeiten von den Marsianern angelegt worden sind. Sie hatten versucht darin zu überleben.

Die Katastrophe kam zu schnell, so daß Anpflanzungen für eßbares Gemüse, Obst und Feldfrüchte nicht mehr möglich waren.

Heute besitzen unsere Reichsdeutschen hier viele Gewächshäuser zum Anbau von Früchten. Werkstätten, Schulen, Kinos, Geschäfte, Sportstätten und vieles mehr für den täglichen Bedarf. Allerdings ist ihr erklärtes Ziel, das Leben in erster Linie wieder auf die Oberfläche des Planeten zu bringen.

So fuhr unser Bus durch eine sauber angelegte Stadt, wo die Menschen ihrer Beschäftigung für Reichsdeutschland nachgingen. Wir hätten auch im unterirdischen Andenstützpunkt oder im Stützpunkt 211 in der Antarktis sein können. Am Stadtrand gelegen, kamen wir an unserem Ziel, einer bayrischen Gartenwirtschaft an. Vor dem Eingang hatte man ein Schild in weißblauer Farbe aufgestellt, worauf geschrieben stand: „Freistaat Bayern!"

Eine bayrische Blaskapelle sorgte für die Unterhaltung der Gäste, während einige Kellnerinnen, die originale bayrische Dirndels trugen für das leibliche Wohl der Gäste sorgten.

Die Stützpunktverwaltung hatte für uns einige Tische reservieren lassen, wohin wir von einer Kellnerin geleitet wurden. Nachdem wir unsere Getränke bestellt hatten, sagte uns Dr. Brockmeyer:
„So, liebe Volksgenossen, jetzt eßt mal schön auf Kosten der Verwaltung die Speisekarte hoch und runter!“ Alle lachten darüber.

So nett auch die Unterhaltung war, so waren wir beide, Irene und ich froh, als es wieder zurück zu unserem Ausgangspunkt ging. Mit vollen Magen kamen wir in unserer Wohnung an. Dort lag schon von unserem Piloten Fritz Krause eine Meldung vor, daß er uns am Montag abholen und zur Erde fliegen soll.

So konnten wir die Besichtigung der Marsstadt im südlichen Teil des Planeten endgültig abschreiben. Den Samstag verbrachten wir im Schwimmbad, und im Anschluß gingen wir durch die botanischen Gärten um uns von Herrn van Möhlen zu verabschieden, den wir auf der Obstplantage beim Äpfelpflücken mit einigen Helfern antrafen.

Der Sonntag ging schnell vorüber, da wir vormittags nach dem Frühstück zum Schwimmen waren, und nach dem Mittagessen war packen angesagt.

Pünktlich um 8 Uhr früh kam ein Elektrofahrzeug und holte uns samt unserem Gepäck ab. Damit ging es zur Abflughalle unseres Marsstützpunktes. Mit etwa 72m Durchmesser stand unsere Flugscheibe Haunebu III in der Halle. Die Treppe war herunter gelassen, und unser Pilot Fritz Krause stand im Gespräch mit Dr. Brockmeyer davor.

„Hallo, ihr Beiden“, begrüßte uns Dr. Brockmeyer und schüttelte uns beiden die Hände. Auch Fritz freute sich uns wieder zu sehen. Und Dr. Brockmeyer meinte, daß wir beim nächsten Marsbesuch mit ihm die Expedition zur Ruinenstadt nachholen sollten. Er bliebe gern auf dem Mars, da hier noch viel zu entdecken ist. Auf der Erde müsse er sich nur über die betrügerische internationale Politik ärgern und über die Dummheit seiner Landsleute im Altreich.

So stiegen wir über die Leiter in unsere Flugscheibe ein. Fritz sagte uns, daß unser Andromedagerät schon auf einer geostationären Bahn auf uns warten würde. Eine Seitenwand unserer Halle öffnete sich automatisch, und unsere Flugscheibe glitt dort hinein.

Wir befanden uns jetzt in der Luftschleuse, und nachdem sich die Seitenwand geschlossen hatte, öffnete sich über uns die Schachtwand, so daß wir mit unserer Flugscheibe ungehindert emporsteigen konnten.

In etwa 100 km Höhe über der Oberfläche des Planeten flogen wir mit unserer Flugscheibe in die geöffnete Schleusenkammer des Andromedagerätes hinein. Nachdem sich die große Metallklappe des Andromedagerätes geschlossen hatte, warteten wir in unserer Flugscheibe, bis die Schleusenkammer sich mit genügend sauerstoffhaltiger Luft gefüllt hatte. Gleichzeitig mit der Entwarnung über den Lautsprecher, kam auch die Entwarnung durch eine grüne Ampel. So konnten wir wieder ins große Raumschiff umsteigen.
Mit einem Blick zurück auf die Oberfläche des Planeten Mars, startete unser Raumschiff durch. Mit 10.000.000 km pro Stunde rasten wir zurück zur Erde. Da wir keine Ladezeit zu berücksichtigen hatten, ging der Flug direkt in die Erdumlaufbahn, die wir nach 7 Stunden Flug erreichten.

Mit unserem Hauptmann Fritz Krause stiegen wir vom Andromedagerät in den Flugkreisel Haunebu III über. Nachdem sich die Schleusenkammer des Andromedaraumschiffes geöffnet hatte, flogen wir in unserem Flugkreisel der Erde entgegen. Über dem Andenstützpunkt tauchten wir in den Talkessel ein, wo sich unter uns die Erde öffnete und wir durch den Schacht senkrecht in die Tiefe flogen. Jetzt hatte uns die heimatliche Erde wieder.

Als wir aus unserem Flugkreisel stiegen, leuchtete auf der Anzeigentafel. mein Name auf. „Hans Altmann bitte umgehend zur Verwaltung kommen!“ Fragend sah ich Irene an und sah in ihr ängstliches Gesicht. „Ich ahne Schlimmes, unsere Trennung!“, sagte sie. Fritz, der neben uns stand sagte, daß er an eine totale Trennung nicht glaubte. So verabredete ich mit Irene, daß wir uns, nachdem ich in der Verwaltung war, in der Feriensiedlung treffen. Während Irene mit unserem Gepäck in Richtung Feriensiedlung fuhr, fuhr ich mit Fritz zur Verwaltung des Stützpunktes. An der Information wurde mir gesagt, daß ich vom Führer persönlich erwartet würde.

Ein junger SS-Scharführer bat mich ihm zu folgen. Eine breite Treppe führte uns zur ersten Etage. Vor einer hohen mit Schnitzereien versehenen Nußbaumflügeltür blieben wir stehen. Der SS-Scharführer bat mich einen Augenblick zu warten, da er mich beim Führer anmelden wollte. Kurz darauf kam er wieder heraus, und sagte zu mir, daß der Führer mich empfangen will. Klopfenden Herzen trat ich ein.
Mit der Tür im Rücken blieb ich stehen, schlug meine Hacken zusammen und hob meinen rechten Arm zum Deutschen Gruß. Adolf Hitler erwiderte den Gruß, indem er seinen rechten Arm leicht angewinkelt hob und mir entgegen kam. Mit, „Mein lieber Altmann“, schüttelte er mir die Hand und klopfte mir mit der linken Hand freundschaftlich auf meinen Oberarm. Er geleitete mich zu einer Sesselgruppe, die um einen runden altdeutschen Tisch gruppiert war. Neben dieser Sesselgruppe stand ein großer Nußbaumschreibtisch im italienischen Renaissance-Stil mit dicken Löwentatzenfüßen. Hinter diesem Schreibtisch stand ein hoher brauner Ledersessel. Und an der hohen Wand dahinter hing ein großes Oelgemälde vom Obersalzberg mit seinem Haus, dem Berghof darauf abgebildet. Dieses Gemälde war links und rechts mit zwei von der Decke herabreichenden Hakenkreuzfahnen eingekränzt.

Der Raum verlängerte sich zur rechten Seite hin, wo sich ein großer Konferenztisch in Nußbaumantik mit hohen Nußbaumpolsterstühlen herum befand. Der Führer ließ mir Zeit den Raum zu betrachten, ehe er das Wort ergriff.

„Mein lieber Altmann,“ begann er erneut. „Die Umstände zwingen uns immer wieder zu außergewöhnlichen Maßnahmen. Nachdem mir am 30. April 1945 mit meiner Frau Eva die Flucht aus dem Chaos in Berlin geglückt war, haben wir trotz jahrelanger Vorbereitungen einen schweren Anfang gehabt. Nachdem das internationale Judentum wieder die Herrschaft in unserem Deutschen Reich mit Hilfe des größten Teiles dieser Welt ergaunert und erlogen hat, ist es unser und mein größtes Ansinnen, das Deutsche Volk und die Völker Europas vor der jüdischen Versklavung zu bewahren. Dieses Ziel ist nur mit dem Sieg über das gesamte Weltjudentum zu erreichen. Dazu brauchen wir Menschen wie sie, die über das nötige Wissen verfügen, nicht käuflich sind und aufklärend im deutschen Volk wirken können.
Mir ist zu Ohren gekommen, daß sie mit unserer reichsdeutschen Irene Schmidt ein so gutes Einvernehmen haben, daß es mir schwer fällt, sie beide nicht heiraten zu lassen. Aber die Zukunft unseres Volkes und der zur Zeit geistige Kampf für die Wiedererlangung unserer Freiheit für unser Deutsches Vaterland ist noch höher zu bewerten.

Unser Parteigenosse und Reichspropagandaminister Josef Goebbels hat im Glauben an seine Auferstehung als Deutscher im Deutschen Volke, kurz vor dem Ende, freiwillig mit seiner Frau und seinen Kindern Selbstmord begangen. Er hat es getan, um die Feinde gleichzeitig von mir abzulenken, da an meiner und meiner Frau statt ein bereits totes deutsches Ehepaar vor meinem Führerbunker verbrannt und als meine und meiner Frau Leichen dem anstürmenden Feind präsentiert wurden. Wir, und ganz besonders ich, trauerten um diesen toten Freund und um seine Familie. Wir Reichsdeutschen, zu denen ich sie, mein lieber junger Freund, mitzähle, sind es unseren unzähligen Opfern der beiden Weltkriege schuldig, den Kampf um die Freiheit nicht aufzugeben. Ich bin mir dessen bewußt, daß ich in diesem Leben die Befreiung unseres Volkes und der Völker Europas nicht mehr erlebe, aber sie und ihre Generation haben die Möglichkeit dazu. Bei der totalen Überwachung geht es nur in kleinen Gruppen, die als geistige Partisanen arbeiten. Es muß wie in einer Freimaurerloge organisiert werden. Außen herum eine Gruppierung von völlig harmlosen Vereinen, ob Wandergruppen, Naturfreunde, Freunde alter Geschichte oder Archäologen. Sie müssen sich das wie die vielen Schalen einer Zwiebel vorstellen. Der innere Kern besteht nur aus Wissenden, die gleichzeitig auch in den äußeren Kreisen vertreten sind. Diese Leute, zu denen auch sie dann gehören, haben die Aufgabe, die Mitglieder der äußeren Kreise zu prüfen und diese, je nach Eignung, stufenweise den inneren Kreisen zuzuführen. Es muß ein Netzwerk von kleinen Gruppen über Deutschland und Europa ausgebaut werden. Das gleiche gilt für die
USA und Kanada, Australien und Neuseeland. Den Geheimdiensten wird es nicht möglich sein, solch ein Netzwerk in seiner Gesamtheit zu zerschlagen. Sie werden versuchen, in die einzelnen Gruppen Spione einzuschleusen, aber das ist ein riesiger Personalaufwand für die Geheimdienste, der nicht zu bewältigen ist. Sollte trotzdem eine kleine Gruppe auffliegen, so kann sofort danach wieder eine neue gegründet werden. Selbst bei aller Abhörtechnik und Bespitzelung solcher Gruppen und deren einzelner Mitglieder werden die Geheimdienste nicht mit diesen fertig werden. Wichtig ist, darauf zu achten, daß die einzelnen Gruppen nicht zu groß werden. In keinem Fall sollte die Gruppe stärker als 15 Leute sein. Darüber hinaus sind die Gruppen dann zu teilen. Über viele kleine Gruppen kann Wissen und Aufklärung unter das Volk gebracht werden. Das ist zwar ein langer und mühsamer Weg, aber der heute einigst mögliche. Die Zeit der großen nationalen Parteien ist vorbei. Presse, Rundfunk und Fernsehen sind voll in jüdischer Hand, und das Volk wird dadurch täglich mit Lügen, Halbwahrheiten und Desinformationen berieselt.

Gegen diese Propagandamacht hat eine einzelne nationale Partei nichts entgegenzusetzen. Eine nationale Partei ist heute zur Bedeutungslosigkeit verurteilt, da der Gegner sofort nach Gründung einer solchen seine Spitzel dort einschleußt, die die Aufgabe haben, Unruhe unter die Mitglieder zu bringen, die Partei zu spalten und durch unsinniges Verhalten ein Anwachsen der Partei zu verhindern. Gleichzeitig sollen sich die nationalen Parteien untereinander bekämpfen, damit auch auf diese Art ein Durchbruch nicht erfolgen kann. Unsere Feinde haben gelernt und wenden heute eine hinterhältige Kampfesweise an, die sie während unserer Kampfzeit vor 1933 so perfekt noch nicht beherrschten. Deshalb müssen wir unsere Taktik umstellen, und aus den kleinen Gruppen heraus die Informationen unter die Bevölkerung bringen. Die Führer dieser Gruppen und deren enge Vertraute sind geistige Partisanen. Wichtig ist, die Mitglieder mit politischen Wissen zu versorgen, diese zu schulen, wie man diskutiert, ohne seine politische Gesinnung zu offenbaren. Bevor man daran denkt, die Macht zu übernehmen, muß das derzeitige politische System erschüttert und unglaubwürdig gemacht werden.

Wenn 5000 Nationale in der Bevölkerung diskutieren, am Arbeitsplatz, auf der Kegelbahn, im Urlaub, in der Warteschlange beim Arbeitsamt oder beim Sozialamt, dann werden die richtigen Argumente auf fruchtbaren Boden fallen. Wenn dann die Arbeitslosigkeit wächst, was in einem jüdisch-kapitalistischen System naturgegeben ist, werden die Gruppen zahlreicher werden. Das System wird in ohnmächtiger Wut gegen alles Nationale immer härtere Gesetze beschließen, was wiederum immer mehr Volksgenossen in unsere Arme treiben wird. Unsere Volksgenossen werden gleichzeitig feststellen, wie die zugewanderten fremdrassigen Ausländer immer mehr vor den Deutschen bevorzugt werden, was ihre Wut immer mehr gegen das System steigern wird. In der Endphase wird dann die 6.000.000 Millionengaskammerlüge der Auserwählten und ihrer deutschen Helfershelfer nicht mehr geglaubt. Wenn dann die Volkswut am höchsten ist, kommt es zu Demonstrationen, die aus den Gruppen heraus organisiert werden. Diese Gruppen bilden dann den harten Kern der Demonstranten. Dann kommt die Stunde der reichsdeutschen Flugscheibenmacht.

Das internationale Finanzjudentum, mit ihren verräterischen Helfern aus unserem Volk, wissen natürlich darum. Deshalb werden sie als Gegenmaßnahme Millionen von fremdrassigen Ausländern nach Deutschland einschleußen und mit deren Hilfe versuchen, einen Bürgerkrieg gegen unser Volk zu entfachen. Die Schuld wird mit Hilfe der Judenpresse dem deutschen Volk in die Schuhe geschoben. Bisher hat das deutsche Volk meistens die Lügen geglaubt, denn es sagte schon Napoleon I.: „Es gibt kein gutmütigeres, ab auch kein leichtgläubigeres Volk als das Deutsche. Zwiespalt brauchte ich unter ihnen nicht zu säen. Ich brauchte nur meine Netze auszuspannen, dann liefen sie wie scheues Wild hinein. Untereinander haben sie sich gewürgt, und sie meinten, damit ihre Pflicht zu tun. Törichter ist kein anderes Volk auf der Erde. Keine Lüge kann grob genug werden, die Deutschen glauben sie. Um eine Parole, die man ihnen gab, verfolgen sie ihre Landsleute mit größerer Erbitterung als ihre wirklichen Feinde.“

Das, mein lieber Altmann, sind die wahren Gründe, warum wir auch den letzten Weltkrieg verloren haben. Es gab immer wieder Verräter und Saboteure, die verhinderten, daß rechtzeitig entsprechende Waffen fertig wurden um eingesetzt zu werden. Die Atombombe hätten wir schon 1943 haben können. Die V 2 Rakete wäre ohne Sabotage schon Anfang 1943 geflogen. Mit dieser hätten wir den Aufmarsch der Alliierten Invasionstruppen in England zusammenschießen können. Die Winterkleidung für den Ostfeldzug ist im Herbst 1943 nach Italien umgeleitet worden, und unsere Soldaten sind massenweise im harten Winter an der Ostfront erfroren.

Ich könnte ihnen Beispiele nennen, aber ich denke, daß sie auch vieles schon wissen. Die nationalsozialistische Politik war stets eine Friedenspolitik Wir waren immer an einen Ausgleich mit den Staaten Europas interessiert. Selbst als polnische Kavallerie ständig nach Ostpreußen einbrach, Bauernhöfe ansteckte und die Menschen umbrachte, haben wir noch geschwiegen. Auch unser Angebot, uns wenigstens einen Korridor vom Reich nach Ostpreußen zu geben, wurde abgelehnt, obwohl dieser Korridor durch von Polen geraubtes deutsches Land führen sollte. Die Stadt Danzig, die zu 96% aus deutscher Bevölkerung bestand, wollte man uns nicht zurückgeben. Im Gegenteil, es sind, von 1919 bis 1939, ca. 70.000 deutsche Volksgenossen in polnischen Konzentrationslagern umgekommen.
Der Höhepunkt polnischer Mordlust gipfelte im Blutsonntag von Bromberg, in der 1918 von Polen geraubten Provinz Posen. An diesem Sonntag sind von den Polen 5400 deutsche Zivilisten bestialisch ermordet worden.

Gleichzeitig verkündeten polnische Zeitungen, daß Polen seine Staatsgrenze bis vor Berlin ausdehnen will und die Endschlacht gegen die deutsche Wehrmacht im Grunewald in Berlin austragen würde. Da wir zu diesem Zeitpunkt mit Sowet-Rußland einen Nichtangriffspakt hatten, marschierte die Rote Armee gleichzeitig von Osten her nach Polen ein. Unsere Wehrmacht benötigte ganze 14 Tage, um die polnische Armee zu besiegen. Darauf erklärte uns England am 3. September 1939 den Krieg, und Frankreich schloß sich am 5. September 1939 der englischen Kriegserklärung an, da beide Staaten mit Polen gegen das Deutsche Reich einen Beistandspakt geschlossen hatten. Logischerweise hätte England und Frankreich gleichzeitig wegen des Angriffs auf Polen, auch der Sowjetunion, den Krieg erklären müssen. Da diese Kriegserklärung aber unterlassen wurde, lag der Verdacht nahe, daß zwischen England und Frankreich einerseits und der Sowjetunion andererseits ein Geheimabkommen bestehen müßte, was sich später auch bestätigte. Am 3. September, dem Tag der Kriegserklärung Englands an das Deutsche Reich, beauftragte ich unseren Außenminister Ribbentrop über unseren Botschafter Hesse in London folgendes Friedensangebot der Englischen Regierung zu unterbreiten: Wenn England einen Frieden mit Polen vermittelt, würde das Deutsche Reich sofort seine Truppen aus Polen abziehen, Polen für entstandene Kriegsschäden Wiedergutmachung leisten, und nur auf die freie Stadt Danzig bestehen und auf den Korridor zwischen Pommern und Ostpreußen.
Unser Botschafter platzte in eine Sektfeier der englischen Regierung hinein, und der damalige Kriegsminister und spätere Premier, Winston Churchill, frohlockte mit den Worten: „Jetzt haben wir sie endlich soweit!“

Wer sind demnach die wahren Kriegstreiber? Die Antwort kann sich jeder, der eins und eins zusammenzählen kann, selbst beantworten.

Ich habe einen weiteren Versuch unternommen mit England Frieden zu schließen, indem ich unseren Truppen nach dem Frankreichfeldzug den Befehl gab, 250.000 Engländer nicht gefangen zu nehmen, als unsere Truppen diese bei Dünkirchen eingekesselt hatten. Wie leicht wäre es damals gewesen, nach England nachzustoßen und die Insel zu besetzen. Wir haben als weitere Friedensgeste diese 250.000 Engländer ziehen lassen. Gedankt haben sie uns dies, indem sie unsere Städte bombardiert haben, wobei 3 Millionen Zivilisten verbrannt, erstickt und von den herabstürzenden Trümmern erschlagen worden sind.“

Während Adolf Hitler so sprach, wurde mir erst richtig bewußt, wie ungerecht die veröffentliche Meinung in der Welt diesen Mann be- und verurteilte. Er sah mir beim Sprechen klar in die Augen, und ich konnte in seinem Gesicht keine Falschheit entdecken. Im Gegenteil, er hatte eine Ausstrahlung, die ich bei keinem Menschen so erlebt hatte. Trotz seiner damals schon 72 Jahre hatte er noch nichts von seiner Energie verloren.

Ich sagte dem Führer, daß mir vieles von den geschichtlichen Ereignissen bekannt ist. Aber das Wissen darüber wird zum Generationenproblem, da immer mehr Zeitzeugen aussterben, und daß sich spätere Generationen gegen die Väter- und Großvätergeneration stellen werden, weil immer mehr Lügen geglaubt werden, da die Geschichte immer mehr verfälscht wird, und auch die Schulbücher lügen unseren Kindern eine falsche Vergangenheit über unser Volk vor.

„Oberflächlich gesehen haben sie recht. Aber die Medien und die Politiker, die bewußt das Volk belügen, werden sich in ihren eigenen Netzen verfangen, da jede Lüge wieder mit einer neuen Lüge gestützt werden muß.

Das ist wie bei einem Kartenhaus, das ab einer bestimmten Größe zusammenbricht. Es ist aber unbedingt wichtig, dem Volk nicht nur die Unfähigkeit des zur Zeit herrschenden Systems zu beweisen, sondern auch Lösungsvorschläge anzubieten, die der Mann auf der Straße auch nachvollziehen kann. Vor allem gehört dazu auch ein wirtschaftliches Konzept, daß der breiten Bevölkerung Wohlstand und Sicherheit bietet. Dafür sollten sie, mein lieber Altmann, einen Vortrag von unserem Wirtschaftswissenschaftler Dr. Drechsler über das Thema: „Der Wandel des Kapitalismus im 20.Jahrhundert“ anhören. Gerade über die wirtschaftliche Argumentation erreicht man das Gehör unserer Volksgenossen und bringt sie zum Nachdenken.“

Damit war die Unterredung beim Führer beendet. Indem er mir alles Gute und viel Erfolg bei meiner Arbeit im Altreich wünschte, geleitete er mich zur Tür. Dort drehte ich mich nochmals zu ihm um und hob zum Abschied nochmals meinen rechten Arm zum Deutschen Gruß. Auch er tat desgleichen und lächelte mir dabei freundlich zum Abschied zu.

Als ich die Treppe zur Eingangshalle herunter kam, kam mir Irene mit fragenden Gesicht schon entgegen. Sie hatte die Zeit im Häuschen in der Wohnanlage am See nicht aufhalten können. Sie fiel mir in die Arme und drückte mich. Danach sah sie mich fragend an. Ich nahm sie in den Arm und ging mit ihr aus der Eingangshalle heraus. Dort stiegen wir in eines der parkenden Elektroautos.

Im gleichen Häuschen am See, wie vor unserer Marsexpedition, konnten wir die letzten Tage noch wohnen. Irene hatte es schön gemütlich gemacht. Blumen standen auf der Fensterbank und dem Tisch. Dieter und Anneliese hatten uns ein Kranzgebinde über die Eingangstür gehängt mit einem Schild, wo darauf geschrieben stand: „Herzlich willkommen.“

Mit „Hallo“ wurden wir von Dieter und Anneliese begrüßt. Irene hatte schon mit Hilfe von Anneliese, während ich beim Führer war, auf der Terrasse vor unserem kleinen Häuschen alles gedeckt. Bevor wir Dieter und Anneliese von unserer Marsreise berichten konnten, wollte Irene über meine lange Unterredung beim Führer unterrichtet werden. So blieb mir nichts anderes übrig, als Irene zu berichten, daß ich meine Arbeit im Altreich der heutigen BRD für Reichsdeutschland tun müßte. Gleichzeitig hoffte ich, so oft wie möglich bei ihr zu sein. Obwohl Irene damit gerechnet hatte, umarmte sie mich und weinte sich an meiner Brust aus. Dieter und Anneliese versuchten Irene gleichfalls mit Worten zu trösten und äußerten die Überzeugung, daß ich sehr oft bei ihr sein könnte. Ich versuchte in gleicher Weise Irene und damit auch mich zu beruhigen, daß ich meinen Urlaub und verlängerte Wochenenden mit ihr verbringen werde. Ich nannte sie meine tapfere liebe Frau und hoffte, so oft wie möglich bei ihr zu sein. Mir war es klar, daß ich so eine Frau wie Irene schwerlich wiederfinden würde und schon gar nicht in der BRD.

Am nächsten Tag standen wir früh am Morgen vor der großen Versammlungshalle. Irene und ich fanden darin zwei gute Plätze in einer der Vorderen Reihen.

Dr. Drechsler stellte den Typ des breitschultrigen, etwa 180 cm großen ostgermanischen Menschen dar. Seine hohe Stirn ließ auf Intelligenz und sein breites Kinn auf Energie schließen. Gespannt sahen wir zum Rednerpodium auf Dr. Drechsler.

Dieser räusperte sich und begann seine Rede mit: „Deutsche Landsleute, wir sind Sozialisten, sind Feinde, Todfeinde des heutigen kapitalistischen Wirtschaftssystem mit seiner Ausbeutung der wirtschaftlich Schwachen, mit seiner Ungerechtigkeit der Entlohnung, mit seiner unsittlichen Wertung der Menschen nach Vermögen und Geld, statt nach Verantwortung und Leistung, und wir sind entschlossen, dieses System unter allen Umständen zu vernichten!

Und dennoch genügt es nicht, ein System zu ändern, das ein Wirtschaftssystem durch ein anderes zu ersetzen, sondern notwendig ist vor allem die Änderung des Geistes! Dieser Geist, der zu überwinden ist, ist der Geist des Materialismus! Wir müssen ein ganz neues wirtschaftliches Denken gewinnen, ein Denken, das sich frei macht von heutigen Vorstellungen, die im Gelde wurzeln, im Besitz, in Rentabilität und einem falschen Erfolg! Es ist ein Kennzeichen des marxistischen, des falschen Sozialismus, daß seine Gedankengänge ganz genau die des Kapitalismus sind, weswegen ich ihn seit Jahren schon immer als geistige Einheit mit ihm nenne, nur mit umgekehrten Vorzeichen! Der nationale Sozialismus, der aus dem organischen Leben selber stammt, wirft die verlogenen Worte einer weltfremden Theorie über den Haufen, ebenso wie die toten Begriffe einer untergehenden Zivilisation!

Wir müssen lernen, daß es in der Wirtschaft eines Volkes nicht nach Rentabilität geht, nicht nach Gewinn, sondern einzig und allein nach der Deckung des Bedarfes für die Angehörigen dieses Volkes! Dies und nichts anderes ist auch die Aufgabe einer Volkswirtschaft! Wir müssen lernen, daß die Begriffe Weltwirtschaft – Handelsbilanz - Exportausdehnung Begriffe einer untergehenden Epoche sind, die sich selbst längst ad absurdum führten, da sie gegen das ewige Gesetz organischen Lebens verstoßen und aus Spekulation geboren sind, nicht aus Notwendigkeit, nicht aus dem Boden! Wir müssen lernen, daß es Betrug ist, wenn die spekulative Produktion erst mit allen Mitteln des Anreizes und der Reklame einen künstlichen Bedarf schafft, Betrug an der Arbeitskraft des Menschen und an seinem Leben! Denn gereizte Begehrlichkeit steigert nur immer die Ansprüche, gesteigerte Ansprüche verdoppeln die menschliche Sklaverei, die eine Sklaverei des Geistes ist, der an Stelle der Seele die Herrschaft angetreten hat über das Leben! Was wissen die heutigen Menschen denn noch, was Leben ist?! Sie rennen und hetzen sich ab, quälen sich, mühen sich, fronen wie Galeerensklaven, um ein Leben zu führen, dessen Inhaltslosigkeit grauenerregend ist! Es geht nicht darum, daß jenes neue Wirtschaftssystem, das wir wollen, mehr produziert! Es geht überhaupt nicht um Mehrproduktion, wie gerade der Marxismus fordert, sondern es geht um die Seelen der Menschen! Und die Produktion, die Wirtschaft hat nur die Aufgabe: den Wirtschaftsbedarf dieser Menschen, eines Volkes, zu decken unter Abweisung von Gütern, die nur künstlicher Reizerregung ihre Nachfrage verdanken, unter Abweisung auch der Rentabilität und Gewinn!

Wir müssen lernen, daß Arbeit mehr ist als Besitz! Leistung mehr ist als Dividende! Es ist das unseligste Erbe dieses kapitalistischen Wirtschaftssystems, daß die Wertung aller Dinge nach dem Gelde erfolgt, nach Vermögen, Besitz!

Der Niedergang eines Volkes ist die notwendige Folge der Anwendung dieses Wertmessers, da die Auswahl nach Besitz der Todfeind der Rasse, des Blutes, des Lebens ist! Wir haben nie einen Zweifel darüber gelassen, daß unser nationaler Sozialismus dieses Vorrecht des Besitzes bricht und die Befreiung des deutschen Arbeiters sich auch erstrecken soll auf Anteil am Gewinn, Anteil am Besitz und Anteil an der Leistung!

Aber es hieße wiederum mit altem Maßstab messen, wenn man es dabei belassen würde und nicht jene Revolutionierung des Geistes betonte, die uns leitet gegen den Geist des heutigen Systems! Wir setzen bewußt der Wertung nach Besitz die Wertung nach der Leistung gegenüber, die einzige Wertung ist, welche wir anerkennen! Wir stellen die Leistung in den Mittelpunkt und nicht die Dividende, so wie wir die Verantwortung als die Krönung des menschlichen Strebens anerkennen und nicht Reichtum und Prunk! Das ist eine neue Weltanschauung, eine neue Religion der Wirtschaft, und in ihr liegt begründet, daß die grauenvolle Herrschaft des goldenen Kalbes zu Ende ist und daß die Unterschiede der Menschen und die Unterschiede der Rechte - Unterschiede der Leistung sind, Unterschiede des Grades an Verantwortung, Unterschiede, die von Gott stammen und heilig sind!

Die Aufgabe der Volkswirtschaft ist die Bedarfsdeckung und nicht eine möglichst hohe Rentabilität für das Leihkapital.

Der Nationalsozialismus erkennt das Privateigentum grundsätzlich an und stellt es unter staatlichen Schutz.

Das Wohl des Volkes zieht aber der maßlosen Reichtumsanhäufung in den Händen einzelner eine Grenze.

Alle Deutschen bilden eine Werkgemeinschaft zur Förderung der allgemeinen Wohlfahrt und Kultur.

Im Rahmen der allgemeinen Arbeitspflicht jedes Deutschen und unter grundsätzlicher Anerkennung des Privateigentums, steht jedem Deutschen freie Erwerbsmöglichkeit und freie Verfügung über einen Arbeitsvertrag zu.

Die gesunde Mischung von Klein- Mittel- und Großbetrieben auf allen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens, also auch in der Landwirtschaft, bleibt aufrecht erhalten.

Wucher und Schiebertum, sowie die rücksichtslose Bereicherung auf Kosten und zum Schaden des Volkes wird mit dem Tode bestraft.

Riesenbetriebe (Konzerne, Syndikate und Trusts) werden bekämpft. Einführung eines Arbeitspflichtjahres für jeden Deutschen.

Zum Finanzpolitischen Grundsatz ist folgendes zu sagen:

Das Geldwesen steht im Dienste des Staates, die Geldgewaltigen dürfen keinen Staat im Staate bilden. Daher unser Ziel: Brechung der Zinsknechtschaft durch:

Befreiung des Staates und damit des Volkes aus seiner zinspflichtigen Verschuldung gegenüber dem Großleihkapital.

Verstaatlichung der Reichsbank AG und der Notenbanken. Finanzierung aller großen öffentlichen Aufgaben (Ausbau der Wasserkräfte, Verkehrswege usw.) unter Vermeidung des Anleiheweges durch die Ausgabe zinsloser Staatskassengutscheine bzw. auf bargeldlosem Wege.

Einführung einer stabilen Währung auf gedeckter Grundlage.

Schaffung einer gemeinnützigen Bau- und Wirtschaftsbank (Währungsreform) zur Gewährung zinsloser Darlehen.

Durchgreifende Umgestaltung des Steuerwesens nach sozialen, volkswirtschaftlichen Grundsätzen, Befreiung des Konsums von der Last der indirekten Steuern sowie der Produktion von einengenden Steuern (Steuerreform und Steuerbefreiung).

Das, meine Landsleute, ist die Wirtschafts- und Geldpolitik im wiedererstehenden Deutschen Reich. Und sie meine Landsleute, die die große und schwierige Aufgabe haben, im heutigen besetzten und unterdrückten Reich zu arbeiten und aufzuklären, sollten den wirtschaftlichen Aspekt in ihre Aufklärungsarbeit unbedingt mit einbeziehen.

Sie werden fragen, wie können wir das praktisch durchführen und welches Bild des Kapitalismus sollten wir nun in der politischen Auseinandersetzung vertreten, welche Merkmale als relevant heraus stellen?

Nach meinem Dafürhalten kommt es vor allem auf zwei Punkte an:

Einmal müssen wir immer wieder den kapitalistischen Geist attackieren sowie das materialistische Profit- und Besitzerdenken, das sich auf nahezu alle Lebensbereiche ausgedehnt hat. In der Behandlung dieses Punktes ist eine stimmungsorientierte Verfahrensweise in der Praxis durchaus angebracht, da das im Volk verbreitete Konsumdenken und der Materialismus als erstrebenswerte Lebenseinstellung vertreten ist, wobei jeder angehalten ist, ständig zu prüfen, ob er persönlich ein gutes Beispiel abgibt.

Der zweite Punkt ist, daß wir den Kapitalismus immer wieder mit der Herrschaft der Hochfinanz und. der ökonomisch- politischen Diktatur des Finanzkapitals identifizieren müssen. Es muß deutlich werden, daß wir nicht wie die Marxisten das Privateigentum an Produktionsmitteln bekämpfen, sondern diejenigen, die sich die gesamte Wirtschaft unterworfen haben. Dies sind die Banken und Versicherungen, die internationalen Geldverleiher, die den Völkern mit ihrer ökonomischen Macht auch ihren politischen Kurs aufzwingen. Die Besitzstrukturen müssen offengelegt, die politischen Zielsetzungen der Hochfinanz aufgedeckt und die verantwortlichen Hauptausbeuter aus ihrer Anonymität gezerrt und an den öffentlichen Pranger gestellt werden.

Ich denke, daß das die richtige Richtung ist. Es bleibt ihnen natürlich überlassen, eigene Argumente hinzuzufügen. Denn gerade auf sie meine Landsleute, kommt es mit an, daß unser deutsches Vaterland mit seiner Bevölkerung befreit werden kann. Den geistigen Nährboden bereiten sie dafür vor.

Indem wir Dr. Drechsler applaudierten, verbeugte er sich in Richtung Publikum und bedankte sich dafür, daß wir ihm zugehört haben.

So gingen wir im Anschluß aus der Halle mit dem Menschenstrom hinaus. Viele Gesichter der Zuhörer hatte ich beim ersten Mal, als der Führer seine Rede hielt, schon gesehen. Aus Sicherheitsgründen wurden wir allerdings untereinander nicht bekannt gemacht, da selbst unter der stärksten Folter Namen nicht genannt werden können, die nicht bekannt sind.

Allerdings wird es zwangsläufig vorkommen, wenn das Netzwerk einmal im Altreich steht, daß die einzelnen Führer der inneren Kreise mit Einzelnen untereinander Verbindungen aufnehmen.

Mit einem Elektroauto fuhren wir wieder zurück zum Häuschen am See, wo uns Dieter und Anneliese schon erwarteten. Dieter meinte, daß ich jetzt mit viel Wissen bepackt auf die dummen und unwissenden Bundesbürger losgelassen würde. Nur wird es sehr schwer sein, dieses Wissen zu vermitteln. Er selbst hätte vor einem Monat an all diese Dinge nicht geglaubt, wenn er es nicht selbst erlebt hätte. Auch Anneliese stimmte ihm voll dabei zu.

Nachdem wir die letzten 2 Tage mit Schlafen, Essen und Spaziergängen verbracht hatten, hieß es für mich Koffer packen, da am Morgen darauf Fritz mich ins Altreich zurückfliegen sollte. Ich nahm Irene in meine Arme und versuchte sie zu trösten, obwohl es mir auch nicht wohl zumute bei der Trennung von ihr war. Anneliese und Dieter umarmten mich und ich sah, daß beide Tränen in ihren Augen hatten.

Pünktlich stand Fritz mit dem Elektroauto vor der Tür. Irene fuhr mit, damit wir die letzten 1.5 Stunden noch zusammen sein konnten. Fritz sagte mir, daß ich immer daran denken soll, daß meine Arbeit für die Neuerstehung unseres Deutschen Reiches sein soll.

Am frühen Morgen wurde ich im Süden unserer Stadt von unserer Flugscheibe in einem Wald per Richtstrahl abgesetzt. Irene begleitete mich. Meinen Transmitter hatte ich abgegeben, da man von reichsdeutscher Seite der Meinung war, daß nach meiner letzten Vorstellung vor Egons Gaststätte zu viel Staub aufgewirbelt wurde, und die Kripo, nebst den Geheimdiensten, in Zukunft besser aufpassen würden. Allerdings hatten unsere reichsdeutschen Freunde durch ihre Abhörmaßnahmen herausbekommen, daß die Gegenseite uns erst mal in Ruhe lassen würde, damit die Öffentlichkeit nicht noch mehr mit bekommen soll. Es hatten sich mehrere Klatschblätter auf das Ereignis gestürzt, und die Berichte rissen darüber nicht ab. Die gleichen Leute, die damals geschrien hatten: „Hängt sie auf“, als Anneliese und ich in Handschellen Egons Gaststätte verlassen mußten, gaben sich gegenüber den Zeitungen jetzt als unsere besten Freunde aus und kassierten für die Interviews noch Honorare.

Mit meinem Reisekoffer in der Hand gingen Irene und ich den Weg aus dem Wald heraus in Richtung Taxistand. Bevor wir dort ankamen, umarmten wir uns mehrere Male, und Irene versprach mir, mich so oft wie möglich in die reichsdeutschen Stützpunkte zu holen.

Fritz wartete mit seiner Haunebu-Flugscheibe, in einer Wolke versteckt, in 3000 m Höhe auf Irene, die auf dem Leitstrahl zurückgeholt wurde, nachdem sie mir nochmals versichert hatte, mich nicht zu vergessen und immer auf mich zu warten.

So schritt ich allein mit meinen Koffer in der Hand aus dem Wald heraus. Bevor ich aber den Taxistand erreichte, überlegte ich, daß es aus Gründen der Tarnung besser wäre, zuerst mit der Straßenbahn zum Bahnhof zu fahren und von dort ein Taxi zu nehmen.

Bei einer eventuellen Nachforschung hätte ich der Kripo erklären müssen, warum ich mit einem Reisekoffer aus dem Wald komme, wo weit und breit kein Haus steht. Einen Spaziergang mit einem schweren Reisekoffer durch den Wald, hätte mir auch der dümmste Kripobeamte nicht geglaubt.

Zu Hause wurde ich schon voller Spannung erwartet. Es war Sonntagnachmittag, als ich mit dem Taxi vor unserer Haustür vorfuhr. Meine Schwester, die am kommenden Mittwoch in den Urlaub fliegen wollte, war schon in Ferienstimmung und hatte ihren Koffer schon vorgepackt. Meine Eltern, die nicht genau wußten, wann ich zurück kam, hatten einen Ausflug ins Bergische Land gemacht. Erstaunt betrachtete meine Schwester meinen Reisekoffer und sagte:
„Ich glaube nicht, daß du mit deiner Freundin in Mexiko warst. Die Leute erzählen sich die unglaublichsten Geschichten. Mit dir soll die Kellnerin Anneliese Koss und Dieter Vennemann verschwunden sein. Ich hoffe, daß du keine Schwierigkeiten bekommst.“ Darauf sagte ich zu meiner Schwester, daß sie mich doch kennen müßte Und da ich ihr vertraute, erzählte ich ihr, wie alles gekommen war. Ungläubig und verwundert sah sie mich an und sagte, daß sie sich nicht vorstellen kann, wie sich ein Mensch so einfach in Luft auflösen kann, obwohl viele Menschen das bei mir und Anneliese gesehen hätten.

Während wir miteinander sprachen, half sie mir beim Koffer auspacken, und dabei fielen einige Fotos herunter, die Irene und ich aus dem Weltall, von den Marspyramiden und von einigen Raumschiffen gemacht hatten. Starr vor Verwunderung schaute sie sich die Bilder an. Als sie dann ihre Sprache wiedergefunden hatte, schüttelte sie nur den Kopf und sagte: „Unglaublich!“ Ich hatte ihr nur das Nötigste erzählt, da ich sie nicht überfordern wollte.

Sie glaubte, daß ich mit Irene nicht in Mexiko, sondern in den Filmstudios von Hollywood war, und daß war für sie schon eine Sensation. Sollte ich ihr die ganze Wahrheit sagen, daß ich tatsächlich mit Irene auf dem Mars war, und wir vorher den Mond im Raumschiff umrundet hatten? Ich glaube, bei allem Vertrauen, daß sie zu mir hatte, wäre das doch zuviel gewesen.

Bevor ich zu Egons Gaststätte ging, schellte ich erst bei Horst Wagner an. Horst wohnte nur ein paar Straßen weiter. Ich hatte Glück. Horst war zu Hause. Er war braungebrannt aus Mexiko mit seiner Freundin Luzi vor 2 Tagen zurückgekommen. Mit, „Mensch Hans!“ wurde ich freudig von ihm begrüßt. „Erzähl mal,“ sagte er zu mir.

Mit Grüßen von allen, und besonders von Anneliese und Dieter, fing ich an und berichtete ihm alles Erlebte wahrheitsgetreu. Mit offenem Mund hörte er mir zu, jedes Wort aufnehmend. Zum Schluß sagte er mir, daß mit den Gruppen bilden finde er großartig. „Und was hältst du davon, wenn wir gleich mit einem Kegelverein anfangen? Werner und Manfred, unsere alten Schulkameraden, sind bestimmt mit von der Partie.“ „Gut“, sagte ich, „aber erzähl mal von euerem Mexikourlaub!“ „Schön wars!“, sagte er. „Aber Luzi mit ihrer hellen Haut und ihren vielen Sommersprossen hatte doch unter der heißen Sonne Mexikos stark zu leiden. Die muß sich jetzt noch etwas davon erholen.“ „Hast du was von Egon gehört?“, fragte ich ihn. „Ja, der ist zur Zeit noch im Krankenhaus und wohl bald überm Berg.“ „Hoffentlich bekommen das die Mossadleute nicht mit. Dann ist sein Leben wieder gefährdet, erwiderte ich. Horst nickte und gab mir Recht. Egons Gaststätte war schon geöffnet. Ein Bruder von ihm hatte sich bei seinem Arbeitgeber Urlaub genommen, um die Gaststätte so lange zu führen, bis Egon wieder gesund war.

Horst und ich gingen zu Egons Gaststätte, um dort an der Theke ein Pils zu trinken. Als wir die Gaststätte betraten, kam uns einiger Lärm schon entgegen. Und einer der Gäste mußte mich wohl wiedererkannt haben, denn zu den anderen an der Theke sagte er: „Seht Leute, da kommt der Mann mit dem indischen Fakirtrick. Ob der sich wieder unsichtbar macht?“

Ein daneben stehender Gast wollte ihn übertrumpfen und sagte: „Der macht sich erst unsichtbar, wenn er seine Zeche bezahlen muß!“ Bevor die gesamte Meute an der Theke darüber lachen konnte, erwiderte ich: „Gleich mache ich euch beide unsichtbar, dann könnt ihr zu Hause sehen, wie eure beiden Ehefrauen fremdgehen und könnt nichts dagegen unternehmen!“ Jetzt hatte ich die Lacher auf meiner Seite, und Egons Bruder Ewald, der hinter der Theke für uns Bier zapfte, sagte: „Gut gekontert Hans!“ Die beiden vorlauten Gäste sagten jetzt nichts mehr. Horst und ich erkundigten uns nach Egon, und Ewald sagte, daß sein Bruder in 2 Wochen wieder auf den Beinen ist, und auch der Kripo gesagt hat, daß ihr und Anneliese mit dem Überfall auf ihn nichts zu tun habt. Merklich atmeten Horst und ich über die positive Information auf, da ich schon Angst hatte, daß die Kripo meine Eltern und meine Schwester damit hineinzieht. Horst und ich beschlossen Egon im Krankenhaus zu besuchen, da ich, wenn auch ungewollt, an seinem Zustand meinen Anteil hatte.

Am Montag ging ich im elterlichen Geschäft meiner gewohnten Arbeit nach, und am Mittwoch darauf brachte ich meine Schwester zum Flughafen, von wo sie nach Spanien flog. Am Samstag wartete ich ab Mittag auf Irene, aber sie erschien nicht. Ungeduldig wartete ich bis nach Mitternacht und schlief dann ein. Plötzlich träumte ich, oder war es Wirklichkeit, spürte wie meine Bettdecke an der Seite angehoben wurde, und sich ein weiblicher Körper an mich schmiegte. Da wurde ich wach, und ich merkte, wie 2 Frauenarme mich umschlungen hielten. Eine freudige Überraschung durchfuhr meinen Körper. Irene lag neben mir. Nachdem ich sie an mich gedrückt und geküsst hatte, fragte ich sie, warum sie jetzt erst gekommen war. „Es ist eine allgemeine Kontaktsperre ausgesprochen worden, da einigen BND- und Mossad-Agenten gelungen ist, einzudringen. Diese sind nach Enttarnung sofort vor ein Schnellgericht gestellt worden und im Anschluß erschossen worden. Es besteht der Verdacht, daß sich noch einige Agenten der Gegenseite sich im Stützpunkt befinden, die noch nicht enttarnt wurden. Daraufhin, ist die absolute Abschottung befohlen worden. Auch ich dürfte jetzt nicht bei dir sein. Fritz hat es auf seine Kappe genommen, daß ich jetzt bei dir bin. „Nimm mich doch mit,“ war meine Antwort. „Du weißt, daß das nicht geht,“ sagte sie. „Wann sehe ich dich wieder?“, fragte ich sie. „Ich weiß es nicht,“ antwortete sie. „Es ist aber beschlossen, daß du, falls es nicht zur Befreiung Deutschlands kommen sollte, dann für immer in unsere Stützpunkte geholt wirst“, sagte Irene. „Wohl erst in 40 Jahren, wenn unser Volk total degeneriert sein wird und die Mühe hier im besetzten Altreich umsonst war,“ war meine Antwort. Ich sah im Schein der kleinen Nachttischlampe ihren hilflosen und verzweifelten Blick, der mir sagte, daß sie genauso wenig für die Situation konnte wie ich. So nahm ich sie in meine Arme und wir gaben uns unseren Gefühlen hin.

Als es schon dämmerte, verabschiedete sich Irene von mir, und ich hatte das Gefühl für lange Zeit.

Am Sonntag traf ich mich mit meinem Freund Horst, und wir besuchten Egon im Krankenhaus. Er war schon fast wieder der Alte. Ich erzählte ihm, daß es Anneliese und Dieter gut ging, aber über mehr würde ich später reden, wenn er wieder in seiner Gaststätte ist.

So floß die Zeit dahin, und ich fühlte mich von den Reichsdeutschen etwas im Stich gelassen.

Andererseits konnte ich verstehen, daß aus Gründen der Sicherheit der Kontakt zur Zeit abgebrochen wurde. Ich hatte meine Aufgabe zu erfüllen. Aber über einen Kegelverein hinaus war es schwer, Freunde zu finden, die auch innere Kreise mit bilden wollten.

Es kam die Urlaubswelle, und alles flog in den Ferien nach Südeuropa. Um so brauner die Menschen zurück kamen, um so mehr Ansehen genossen sie bei ihren Freunden und Nachbarn. Auch das Auto wurde zum Statussymbol. Darauf legten die Menschen ihr Augenmerk. Durch den BRD-Wohlstand angelockt, kamen immer mehr Fremde ins Land, die Arbeit suchten und ihre Familien nachkommen ließen. Es trat genau der Zustand ein, der vom Führer und Irene vorausgesagt worden war.

So war ich gezwungen, ob ich wollte oder nicht, zu überlegen wie ich mein Einkommen erhöhen könnte. Mir ging es im elterlichen Geschäft nicht schlecht, aber um einen eigenen Pkw zu unterhalten, reichte mein Gehalt nicht aus. Die Gehaltstarife für einen kaufmännischen Angestellten lagen damals weit unter dem, was ein Handwerker verdiente. So entschloß ich mich, nach Köln zur Möbelfachschule zu bewerben, um danach als qualifizierte Fachkraft in einem größeren Unternehmen meinen Unterhalt zu verdienen.

Innerhalb von 10 Tagen bekam ich die Antwort, daß ich auf Grund meiner bisherigen Ausbildung die Voraussetzung für die Schule erfüllen würde und war damit angenommen. So packte ich meine Koffer und fuhr am 1. April 1962 nach Köln, in der Hoffnung, daß ich nach 1 Jahr etwas schlauer als bisher und damit einen besseren Arbeitsplatz bekommen könnte. Meinen Eltern war es nicht möglich mir mehr zu zahlen, da sie von den Fabrikanten nur eine Verkaufsprovision erhielten, die im Höchstfalle bei 10% vom Umsatz lag.

Der Schule war ein Internat angegliedert, in welchen wir Schüler- und Schülerinnen übernachten, Essen, Schlafen und nach der Schule unsere Hausaufgaben machen konnten. Die Räume der Schülerinnen befanden sich im Erdgeschoß, und es war uns Schülern strengstens verboten, diese zu betreten, was laut Heimordnung sofortigen Verweis aus dem Internat zufolge hatte. Ich teilte mein Zimmer mit zwei Mitstudierenden. Einem jungen Mann aus dem Saarland, mit dem Vornamen Peter, und einem zweiten aus Bamberg, der Viktor hieß.

Die erste Unterrichtsstunde hatten wir bei einem Textilingenieur, der uns erklärte, daß ein Lehrer nach 10 Jahren Schulunterricht eine Macke hätte und nach 25 Jahren bei ihm alles zu spät sei. Dann gibt es Männer, die der Zeit sehr hinterher hinken und heute noch Hosen tragen, die in den unteren Enden der Hosenbeine Schlag 60 haben. Und noch etwas Herrschaften, fügte er hinzu. Sie sind an einer Schule, die ihnen viel Geld kostet. Warum nehmen sie nicht das Geld, stellen sich auf die Rheinbrücke und werfen es runter, dann hören sie es wenigstens noch plumpsen. Etwas schockiert hatten die meisten Studierenden den Ausführungen des Herrn Jürgens, so hieß dieser Lehrer, zugehört. Kurze Zeit später war die erste Stunde herum, und es betrat der Direktor der Schule, mit dem Namen. Kardinal, die Klasse. Der Textilingenieur Jürgens packte gerade noch seine Sachen zusammen und begrüßte den Direktor sehr freundlich, mit der Bemerkung, ihm jetzt das Feld zu überlassen. Das erste was uns auffiel, Direktor Kardinal hatte Hosen mit Schlag 60 an. Dies veranlasste uns zu einem unterdrückten Grinsen. Mit einem hämischen Gesichtsausdruck verließ Jürgens, mit der Tasche unter dem Arm, den Klassenraum.

Meine Damen und Herren, begann Direktor Kardinal, da ich auf eine 25-jährige Schulerfahrung als Lehrer und Schuldirektor zurückblicke, sind mir alle Tricks bekannt, die Schüler und Schülerinnen so anwenden. Wir gaben uns Mühe, das Lachen zu unterdrücken, da gerade in der vorangegangenen Unterrichtsstunde Herr Jürgens eine hämische Bemerkung darüber gemacht hatte

Bald mußten wir feststellen, daß dieser Direktor ein Kleinigkeitsfanatiker war, da er uns erklärte, daß er auch die Buchführung für das der Schule angeschlossene Internat machte und das Konto Brotaufstrich in viele kleine Konten unterteilt hätte. Da gab es ein Konto für Erdbeermarmelade, für Kirschmarmelade und für die vielen anderen Sorten. Auch für jede Wurstart gab es ein eigenes Konto. Entsprechend war auch seine Unterrichtung sich an Kleinigkeiten aufhängend und mit dem Unterrichtsstoff nur langsam vorankommend. Die dritte Stunde war ebenfalls beim Direktor Kardinal, der uns in Betriebswirtschaft unterrichten sollte. Seine ersten Worte waren: „Meine Damen und Herren, die sogenannten Auslieferungslager machen dem Möbeleinzelhandel das Leben schwer, da diese ständig direkt an den Endverbraucher verkaufen und dem Einzelhandel damit wichtigen Umsatz wegnehmen.“ Dabei war sein Blick auf mich gerichtet, da meine Eltern ein solches Auslieferungslager betrieben, aber überwiegend mit Polstermaterialien an die Polstereien, womit der Endverbraucher nichts anfangen konnte. In der Pause hatte ich die Gelegenheit einen Blick in das auf dem Pult liegende Klassenbuch zu werfen, wo hinter meinem Namen stand, Vater Auslieferungslager und hinter Religion war ein Strich. Mir war damit klar, daß ich bei diesem Kleinigkeitsfanatiker und Erzkatholiken besonders aufpassen mußte. So kam ich am übernächsten Tag in der Betriebswirtschaftsstunde bei ihm auch prompt dran. Ich hatte mich auf das Thema gut vorbereitet, was der Direktor wohl auch merkte. So unterbrach er jeden von mir gesprochenen Satz und fügte eigene Ergänzungen dazu, um mich aus dem Konzept zu bringen. Dies gelang ihm nicht so richtig. So brach er meinen Vortrag ab und bemerkte, daß ich noch viel an diesem Stoff arbeiten müsse. Ein Proteststurm meiner Mitschülerinnen und Mitschüler hatte dies zur Folge, und eine Mitschülerin, die Susanne aus Bayern, sagte zum Direktor glatt, daß sie mich beim Lernen im Arbeitsraum zu diesem Thema abgehört hatte und ich das Thema perfekt beherrscht hätte.

So wurde ich trotz dauerndem Melden das ganze Jahr bis zur Prüfung vom Herrn Direktor Kardinal nie mehr drangenommen, es sei, daß er besondere Fragen, die er der ganzen Klasse stellte und von keinem der Schülerinnen und Schüler beantwortet werden konnten, zum Schluß an mich richtete.

Wie ich bald feststellte, war ich nicht der einzigste Schüler, von dem die Schule monatlich DM 290,-- kassierte, aber im nächsten Jahr bei der Prüfung abschießen wollte. So war in der Parallelklasse ein weiterer Schüler, Hans-Gerd Binder, dem der Herr Direktor zu sich in sein Büro beorderte um ihm mitzuteilen, daß Söhne von Beamten auf dieser Schule nichts zu suchen hätten, da ja sein Vater Beamter gewesen sei. Hans-Gerd hatte sich das Schulgeld mühsam zusammengespart, von seinem Wehrsold und seiner Abfindung als Zeitsoldat der Bundeswehr.

Hans-Gerd war als technischer Zeichner im Fach Raumgestaltung ein guter Schüler. Trotzdem lag er in seinen Arbeiten bei Note 2 minus. Dies stellte jedoch eine Unterbewertung dar, weil er im Fach perspektivisches Zeichnen besser war als unser unterrichtender Architekt Kreuter. Trotzdem bekam er im Zwischenzeugnis eine 6 in diesem Fach. Nach seiner Beschwerde beim Herrn Direktor Kardinal, bat dieser ihn, seine Mappe mit den gesamten Arbeiten ihm zu geben, damit das geprüft werden könne.

Nach dem Schulunterricht sahen wir wie der Herr Architekt Kreuter mit der Mappe unseres Mitschülers Hans-Gerd die Schule verließ. In der Hoffnung, daß Hans-Gerd in diesem Fach eine bessere und gerechtere Schulnote bekam, hatte er und wir, die auf seiner Seite standen, uns sehr getäuscht. Die Mappe mit seinen Arbeiten war angeblich verlorengegangen.

Damit behielt Hans-Gerd seine Note 6 in diesem Fach, und da er im Fach Buchführung etwas schwach war, wurde er nicht mehr zur Abschlußprüfung zugelassen. Eine Unterschriftenaktion für unseren Mitschüler Hans-Gerd wurde von unserem Direktor Kardinal damit kommentiert, daß er sich die Namen der Unterzeichner merken werde und diese bei der mündlichen Abschlußprüfung besonders herannehmen würde.

Die Mitschülerinnen und Mitschüler, deren Eltern große Möbelhäuser oder Fabriken besaßen, hatten es wesentlich besser. Es hing in der Hausbibliothek eine Liste aus, wo die Eltern dieser Mitschülerinnen und Mitschüler als noble Spender mit Summen ab DM 10.000,-- aufwärts für die Schule verzeichnet waren. Deren Arbeiten wurden auch wesentlich besser bewertet, und sie hatten auch sonst mehr Freiheiten. So ging die Zeit dahin, und mit dem heranrückenden Jahr 1963 kam der Tag der Prüfung auch näher. Dieser wurde nur für uns Studierende durch den Kölner und Düsseldorfer Karneval unterbrochen.

Von Irene und Reichsdeutschland hatte ich schon lange nichts mehr gehört. Wie oft dachte ich an sie. Ich kannte den Duft ihrer Haut, ihr liebevolles Lächeln und ihre angenehme Stimme. Oft dachte ich intensiv an sie, besonders abends, kurz vor dem Einschlafen, wünschte ich sie bei mir. Dann fragte ich mich, wie unser Kind aussehen wird, welches schon bald ein Jahr alt sein müßte. Wie schön wäre es, wenn sie bei mir wäre und ich mit ihr über meinen Kummer reden könnte und sie dabei meinen Kopf, der in ihrem Schoß liegt, streicheln würde. So hatte ich sie in meinem Inneren verewigt, so daß ich kaum für andere hübsche Mädchen im passenden Alter Augen hatte. Es gab eine Reihe von Mitschülerinnen, die deshalb die Schule besuchten, um sich den richtigen Mann zu angeln, der auch ins elterliche Geschäft paßte, wenn daheim kein männlicher Nachfolger existierte. Obwohl die eine oder die andere Mitschülerin recht nett war und ich auch Chancen bei einigen hatte, hielt ich mich doch zurück. Auch die hübsche blonde Köchin aus unserer Internatsküche unterhielt sich gern mit mir, und weil das Essen aufgrund unseres geizigen Direktors immer rar ausfiel, brachte sie mir heimlich manche Wurst und Schinken mit, nachdem ich sie eines Abends in einer der Schule benachbarten Gaststätte getroffen hatte und wir uns im Laufe des Abends geküßt hatten. Gleich danach hatte ich wegen Irene ein schlechtes Gewissen, was für eine weitere Annäherung hinderlich war. Mein Zimmergenosse Peter, dem mein Verhalten auffiel, fragte mich eines Tages nach dem Grund dafür. Ich erklärte ihm, daß es eine Frau in meinem Leben gab, die ich nicht vergessen könnte. Darauf meinte er, daß ich jetzt jung wäre und Chancen bei den Frauen hätte und nicht ewig im Zölibat leben kann. So überredete er und einige andere Schulfreunde mich in der Vorkarnevalszeit zu einer Veranstaltung in den Kölner Gürzenichkeller zu gehen. Auf dem Weg dorthin liefen einige junge Frauen ohne männliche Begleitung auch in unsere Richtung. Peter, der nicht auf den Mund gefallen war, fragte die Frauen, ob sie ihm sagen könnten, ob es regnet, denn wir sind fremd hier in Köln. Lustiges Gelächter war die Antwort. So kamen wir gleichzeitig dort an und wurden vom Kellner an einen gemeinsamen großen Tisch gebracht. So gefiel mir eine Blonde unter den Frauen, mit der ich mich verabredete. Meine Schulfreunde freuten sich darüber, und meinten, daß eine nette junge Frau die Lebensfreude eines Mannes wesentlich steigern könnte. So traf ich mich mit Elvira, die bei der Post als Fräulein vom Amt arbeitete und mit ca. 154 anderen jungen Frauen im Postwohnheim in Köln wohnte.

So ging die Zeit dahin, und Anfang März kam die schriftliche Prüfung, die eine Woche dauerte, da wir in 14 Fächern geprüft wurde. Eine Reihe von Mitschülerinnen und Mitschülern, die nicht zur Prüfung zugelassen wurden, konnten sich schon vorher von uns verabschieden. Darunter auch Hans-Gerd Binder.

Nach der schriftlichen Prüfung durften dann auch einige ihre Sachen packen. Die Bedingungen für uns Schüler und Schülerinnen waren nicht leicht, besonders für diejenigen, wozu ich mich auch zählte, die außer der Volksschule und einer 3-jährigen Berufsausbildung keinen weiteren Abschluß hatten. Der überwiegende Teil hatte eine höhere Schulbildung. So hatte ich die schriftliche Prüfung geschafft, und wie es nicht anders zu erwarten war, kam ich in allen Unterrichtsfächern unseres Direktors Kardinal dran. So saß ich mit einer Mitschülerin vor der Prüfungskommission, die aus dem Vorsitzenden des Einzelhandelsverbandes, unserem Rechtsanwalt Dr. Grüner, dem Beauftragten des Ministerpräsidenten des Landes Nordrheinwestfalen, einem Dr. Lübbemeyer und aus unserem Direktor Kardinal bestand.

Ich bekam das Thema: „Die Kapitalbereitstellung im Einzelhandel." Da ich mich im zurückliegendem Jahr besonders auf die Fächer des Direktors spezialisiert hatte, gelang mir ein guter Vortrag darüber. Der Vorsitzende des Einzelhandelsverbandes sagte mir im Anschluß, daß dieser Vortrag gut gewesen wäre. Am langen Gesicht unseres Direktors sah ich, daß das diesem nicht paßte. Im Anschluß sprach er mich auf dem Schulhof an, wie es denn sein könnte einen solch guten Vortrag von mir zu hören. Ich erwiderte ihm, daß ich gerechnet hatte von ihm ein schwieriges Thema zu bekommen. Darauf war seine Antwort: „Da haben sie ja nochmal Glück gehabt." Am darauf folgendem Tag stand ich schon wieder auf dem Plan unseres Direktors. Diesmal ging es um die Fächer Buchführung und kaufmännisches Rechnen. Neben mir saß ein Mitschüler Günter Groß aus München. Dessen Vater besaß in München ein großes Möbelhaus, war aber früher bis 1945 Offizier bei der Waffen-SS, was unser Direktor, wie wir feststellten, in seinem Klassenbuch vermerkt hatte.

Ich kam zuerst an die Reihe und bekam die Aufgabe, eine Kalkulationsaufgabe an der Tafel zu lösen. Ich rechnete diese Aufgabe perfekt vor, aber unser Direktor sagte: „Die Lösung ist falsch!" Zum Glück bemerkte der Vorsitzende des Einzelhandels, der mich am Tag vorher wegen meines guten Vortrages gelobt hatte, daß ich richtig gerechnet hatte, und er sagte deshalb zum Direktor: „Aber Herr Kardinal, so kann man es doch auch rechnen." Am langen Gesicht des Direktors sah ich dessen Enttäuschung. Danach kam mein Schulfreund Günter Groß mit einer Aufgabe dran. Günter war im kaufmännischen Rechnen und in der Buchführung immer ein ausgezeichneter Schüler, und er löste, wie ich feststellte, die Aufgabe richtig. Nur der Herr Direktor behauptete, daß die Lösung falsch wäre. Leider gab es keinen aus der Prüfungskommission, welcher außer dem verlogenen Direktor die Aufgabe hätte lösen können. So war durch die Allmacht des Direktors und wahrscheinlich durch die SS-Zugehörigkeit seines Vaters, Günter durch die Prüfung gefallen. In der Aula der Schule bekamen wir 2 Tage später unsere Prüfungszeugnisse vom Direktor Kardinal ausgehändigt. In den Prüfungsfächern des Direktors, deren Aufgaben ich einwandfrei gelöst hatte, bekam ich die Noten ausreichend. Mit saurem Gesicht überreichte er mir die beiden Dokumente. Danach hielt er vor uns, die die Prüfung bestanden hatten, noch eine Rede, indem er sich zwischendurch mehrere Zigaretten ansteckte und die Kippen in Reih und Glied, wie Soldaten, in seinem Aschenbecher aufreihte.

Obwohl ich in der Fachschule einiges für mein späteres Leben lernte, stellte diese doch einen Vorgeschmack, in Bezug auf Ungerechtigkeit, Korruption und Protektion, auf die Bundesrepublik Deutschland dar.

Aus dem Geldverdienen wurde leider nichts, da ich während meiner Abschlußprüfung vom Kreiswehrersatzamt einen Stellungsbefehl zur Bundeswehr bekam. Am 1.April 1963 sollte ich in Hamburg-Wandsbeck in der Lettow-Vorbeck-Kaserne einrücken.

Grundsätzlich hatte ich nichts dagegen an der Waffe ausgebildet zu werden, da diese Ausbildung für einen Befreiungskampf unseres Volkes in späterer Zeit nützlich sein könnte. Aber mein Väter wurde immer kranker. Es hatte sich herausgestellt, daß er an einer Herzgefäßerkrankung leidet und einem zusätzlichen Herzklappenfehler, wodurch sich die Herzklappe nicht mehr richtig schließt und Blut in die Lunge gepumpt wird, was zu einer extremen Atemnot führte. Aber alle Rückstellungsanträge halfen nichts. Auch ein eingeschalteter Rechtsanwalt kostete nur Geld, aber bewirken konnte er nichts.

So kam der erste April 1963 näher und damit auch der Tag meiner Einberufung zur, von Amerika aus geleiteten deutschen Söldnertruppe, genannt deutsche Bundeswehr. Die ersten Tage bestanden darin, daß wir Jungsoldaten eingekleidet wurden, im Bettenbau unterwiesen wurden und vielfachen Impfungen uns unterziehen mußten. Man hatte wohl an die alten Offiziere, die noch von der Wehrmacht kamen, einige Konzessionen gemacht, indem alte Namen wie die nach dem im 1.Weltkrieg berühmten Afrikakämpfer Lettow-Vorbeck benannte Kaserne, in welcher wir unsere Grundausbildung erhielten, beibehalten wurden. Auch ein Gedenkstein für die nach dem 1. Weltkrieg verlorenen deutschen Kolonien war damals in dieser Kaserne noch vorhanden. Nur die amerikanischen Stahlhelme störten das Erscheinungsbild. Und über die Uniformen konnte man noch hinwegsehen. Die Grundausbildung war in Härte und einer Zeitspanne von 3 Monaten der der Wehrmacht im III. Reich gleichzusetzen. Nur die Überzeugung fehlte, da viele der Jungsoldaten lieber im Berufsleben und beim Geldverdienen geblieben wären. Bei mir kam noch die Sorge um meinen kranken Vater hinzu, der täglich von morgens bis abends unsere Händlerkunden besuchen mußte, um gegen eine 5-prozentige Provision Aufträge heranzuholen. Die weiten Autofahrten wurden für ihn immer anstrengender, so daß er ca. 2 Wochen nach meiner Einberufung zur Bundeswehr einen Blutsturz bekam und ins Krankenhaus mußte. Auf Grund der ärztlichen Bescheinigung, bekam ich von unserer Ausbildungskompanie von Samstagmittag bis Sonntagabend Sonderurlaub, um meinen Vater im Krankenhaus zu besuchen.

Nach Auskunft des Arztes stand es mit meinem Vater nicht gut. Als Soldat der Wehrmacht hatte seine Gesundheit beim Vormarsch bis kurz vor Moskau gelitten. Nach Verwundung und Erfrierungen kämpfte er in Italien gegen Engländer und Amerikaner. Er geriet in Gefangenschaft, und kam in die ägyptische Wüste unter jüdischer Bewachung. Es war ein Sonderlager für NS-Parteigenossen.

So war er mit 55 Jahren krank und aufgebraucht. Und ich, der ihm helfen wollte, wurde durch meine Bundeswehreinberufung daran staatlich gehindert. Die namhaften Firmen wollten die Vertretung auch für 1.5 Jahre nicht ruhen lassen, bis ich meine Bundeswehrzeit beendet hatte. So bekamen meine Eltern einige tausend DM Abfindung, und es wurden, von den Firmen für meinen kranken Vater, andere Vertreter eingesetzt.
Während ich die Möbelfachschule besuchte und beim Militär war, hatte sich meine Schwester einen festen Freund zugelegt, der sie auch heiraten wollte. Rudi war einerseits ein Gemütsmensch, aber andererseits einer, der nach außen hin glänzen wollte. Er war bei der hiesigen Verkehrsgesellschaft Fahrer eines Linienbusses, und da er dort Wechselschicht hatte, konnte er mal vormittags und mal nachmittags mit unserem Lieferwagen Ware ausliefern.

So wurde meine Schwester auch Teilhaberin am elterlichen Geschäft, da mangels der verlorenen Vertretungen kein Platz mehr im Geschäft meiner Eltern für mich war.

Mein Vater rappelte sich mit eisernen Willen noch einmal auf, und ich fuhr ihn während meines Bundeswehrurlaubes zu seinen Händlerkunden. Aber das war schon nach der Grundausbildung, nachdem ich wegen eines Vorfalls während der Fahrschule, statt bestraft zu werden, vom Schützen zum Gefreiten befördert wurde.

Nach meiner 3-monatigen Grundausbildung, wo ich von der Pistole übers Schnellfeuergewehr G 3 und der Maschinenpistole bis hin zum MG-42 alles an Waffen kennengelernt hatte, was ein Panzergrenadier so kennen muß, kamen die Panzerabwehrwaffen hinzu, von dem Gewehrgranatgerät über die Handflammpatrone bis zur Panzerfaust. Auch das Anspringen eines Panzers mit einer Tellermine wurde geübt. Auch mußten wir uns von Panzern überrollen lassen, um zu wissen, wie man im Ernstfall Haftminen von unten an dieselbigen befestigt.

So kam ich dann zum l.Versorgungsbataillon 176. Nach dem Test, den wir zum Ende der Grundausbildung absolvieren mußten, war ich für die Munitionsgruppe vorgesehen. Der Leiter dieser Gruppe, ein Oberfeldwebel und Ostpreuße, wollte mich weiter fördern, und falls ich mich für 2 Jahre verpflichten würde, würde er mich zum Unteroffizierslehrgang vorschlagen.

In der Deutschen Wehrmacht des III. Reiches hätte ich dieses Angebot auch gern angenommen. Aber in einer Söldnerarmee von Amerikas Gnaden kam dies für mich nicht in Betracht. Zumal konnte ich mit meinem, nationalen Gedankengut es nicht verantworten, gegen unsere Brüder und Schwestern der ehemaligen DDR zu kämpfen.

So kam ich vorerst in die Fahrschule, um dort den Führerschein B. für Jeep zu machen. Während dieser Zeit lernten wir während unserer praktischen Ausbildung Hamburg und Umgebung kennen. Unser Fahrlehrer, ein Feldwebel Müller, war ein umgänglicher Mensch, und da wir Sommer hatten, fuhren wir jeden Nachmittag in der Woche mit dem Fahrschul - Jeep der Kompanie zu den schönsten Ausflugszielen in der Umgebung. Abends zum Antreten waren wir regelmäßig zurück. Vormittags hatten wir theoretischen Unterricht bei einem Unteroffizier Frese. Eines Vormittags fragte mich ein Kamerad, den ich schon aus der Grundausbildung kannte, welche Seite wir im Lehrbuch aufschlagen sollten? Seite 24, war meine prompte Antwort. Unteroffizier Frese zeigte sofort auf uns beide und sagte: „Sie und Sie, schreiben innerhalb von 4 Tagen einen Aufsatz über Befehl und Gehorsam, nicht unter einer DIN-A-4-Seite!“ Mein Kamerad Peter Kucera, ein Hamburger, war ein bißchen sauer auf den Unteroffizier, da er nicht so recht wußte, was er schreiben sollte.

Da ich gern Aufsätze schrieb und mich mit Hintergrundspolitik damals schon gut auskannte, machte mir das Thema sogar Spaß.

Am folgenden Donnerstag betrat Unteroffizier Frese Punkt 8 Uhr den Unterrichtsraum der Fahrschule. „Morgen Männer!“, erschallte seine Stimme. „Morgen Herr Unteroffizier!“, ging der Gruß zurück. „Alles setzen!“, war seine nächste Äußerung. Zu Peter Kucera und mir gewandt fragte er: „Kucera und Altmann, bringen sie ihre Aufsätze über Befehl und Gehorsam an meinen Tisch!“ Mit „Jawohl, Herr Unteroffizier“, reichten wir ihm unsere beschriebenen Blätter an seinen Tisch.

Zuerst las er das von Peter beschriebene Blatt flüchtig durch und legte es beiseite. Verwundert besah er dann meine beiden auf 4 Seiten beschriebenen Blätter in DIN-A-4-Größe. „Herr Unteroffizier, das Thema ist zu umfangreich und zu interessant, um es auf einem DIN-A-4-Blatt zu beschreiben.“ Verwundert sah er mich an und befahl mir, wieder meinen Platz einzunehmen. Als er jedoch zu lesen begann, trieben ihm schon die ersten Sätze die Zornesröte ins Gesicht. Neugierig riefen die übrigen Kameraden: „Herr Unteroffizier, bitte vorlesen!“, da ihnen die optische Reaktion des Unteroffziers nicht entgangen war. „Schütze Kock!“ „Jawohl, Herr Unteroffizier!“, erschallte Kocks Stimme, indem er aufstand. „Ich erteile ihnen für die nächste halbe Stunde die Aufsicht!“
Mit der Bemerkung, er müsse dem Herrn Major vom Schützen Altmann was zu lesen bringen, verließ er den Unterrichtsraum.

Von allen Seiten fragten mich meine Kameraden, was ich denn geschrieben hätte, worüber sich der Frese so aufregt? „Warten wir es ab, vielleicht liest er es uns noch vor,“ war meine Antwort. Kurz darauf stürmte Uffz. Frese zur Tür herein. Schütze Kock rief: „Achtung!“ Alles stand auf, und Kock knallte die Hacken zusammen und meldete keine besonderen Vorkommnisse. „Danke, setzen“, war die Antwort von Uffz. Frese. „Altmann!“ „Jawohl Herr Unteroffizier!“, erwiderte ich, indem ich mich von meinem Platz erhob. „Altmann,“ wiederholte Uffz. Frese, „sie melden sich sofort beim Major!“ Ich grüßte, und ging in die 2.Etage zu Major Sternebeck. Auf mein Klopfen hörte ich seine Stimme, die mich herein rief. Ich trat ein und grüßte militärisch.

„Altmann, sie betreiben Wehrkraftzersetzung!“, behauptete Major Sternebeck. „Herr Major, nennen sie mir einen Punkt, der gegen unser Volk in diesem Aufsatz spricht!“ „Altmann, die Argumente stimmen, aber wie können sie schreiben, daß sie deshalb kein Kriegsdienstverweigerer würden, bei all ihren Argumenten gegen die Bundeswehr, nur um das Waffenhandwerk zu erlernen, um mit diesen waffentechnischen Kenntnissen eines Tages das deutsche Volk nicht nur von den Kommunisten, sondern auch von unseren westlichen Verbündeten zu befreien. Außerdem fühlt sich Uffz. Frese von ihnen verhöhnt, indem sie am Anfang ihres Aufsatzes ihm danken, daß er ihnen die Gelegenheit gab, ihre Gedanken zu Papier zu bringen. Dann stellen sie für die Truppe obendrein eine Gefahr dar!“ Fragend sah ich den Major an und fragte ihn, worin er die Gefahr sähe? Ungeduldig antwortete er: „Altmann, eigentlich sollte ihnen dies der MAD (militärischer Abschirmdienst) sagen, aber sie erwähnen das Gelöbnis, das jeder Bundeswehrsoldat, der eingezogen wurde, ablegt. Darin heißt es, ich gelobe die Ehre und die Freiheit des Deutschen Volkes tapfer zu verteidigen, also auch die Ehre und die Freiheit der DDR-Bevölkerung, so daß sie im Ernstfall auch auf unsere Verbündeten schießen würden, wenn diese auf DDR-Deutsche schießen. Dann erwähnen sie den Artikel 107 der Charta der Vereinten Nationen und den § 65 des Potsdamer Abkommens, wo geschrieben steht, daß deutsche Soldaten, falls diese in Kampfhandlungen verwickelt werden, bei Gefangennahme wie Partisanen behandelt werden können, also standrechtlich erschossen werden können, da wir mit den Alliierten Siegermächten des 2. Weltkrieges noch keinen Friedensvertrag haben. Mensch Altmann, begreifen sie denn nicht, wenn das unter den Soldaten unseres Bataillions bekannt wird, dann steigt sprunghaft die Zahl der Kriegsdienstverweigerer. Was sie da vorbringen, da denken ja nicht mal unsere Offiziere und Unteroffiziere darüber nach.“ Indem nahm der Major den Telefonhörer von der Gabel wählte eine Nummer, und am anderen Ende, ich konnte es gerade so hören, meldete sich mein Kompaniechef, Hauptmann Weihe. Hauptmann Weihe war Tapferkeitsoffizier und Ritterkreuzträger des 2.Weltkrieges. Major Sternebeck las am Telefon meinen Aufsatz unserem Hauptmann vor. Danach wandte er sich wieder mir zu.

Indem er sagte: „Altmann, melden sie sich sofort bei Hauptmann Weihe, und was danach mit ihnen wird, muß noch beraten werden!“ Ich hatte die ganze Zeit stehen müssen und war froh, daß ich endlich gehen konnte.

Im Gebäude gegenüber war unsere Kompanie untergebracht. Dort meldete ich mich bei unserem Hauptmann. Nachdem ich an seiner Tür angeklopft hatte, hörte ich seine Stimme mit einem lauten „Herein“. Ich schloß die Tür hinter mir, grüßte militärisch. Hauptmann Weihe saß hinter seinem Schreibtisch und sagte: „Junge, setz dich! Mußt du denn alles schreiben, was du denkst? Das kann in unserer Demokratie sehr gefährlich sein. Den Uffz. Frese hast du wahrscheinlich damit geistig überfordert. Und jetzt bleib hier sitzen, bis ich wieder da bin. Ich werde mit dem Major verhandeln und sehen was ich da machen kann.“ Nach etwa 40 Minuten kam Hauptmann Weihe zurück und sagte: „Altmann, ich brauche dein Ehrenwort, daß du über den Inhalt des Aufsatzes schweigst, und auch über das, was dir noch so bekannt ist an brisantem Hintergrundwissen. Unter diesen Umständen ist es möglich, Gras über die ganze Sache wachsen zu lassen.“ Ich stand auf und sagte: „Jawohl, Herr Hauptmann, ich gebe ihnen mein Ehrenwort.“ Darauf hin drückte er mir fest meine Hand, und die Abmachung war damit besiegelt. „Uffz. Frese ist in dieser Hinsicht auch schon vergattert worden. Sie können sich sofort wieder in ihrer Fahrschule bei ihm melden, und weiter am Unterricht teilnehmen.“ Mit militärischen Gruß verabschiedete ich mich von unserem Hauptmann und begab mich zurück zum Fahrunterricht. Ich hatte den Eindruck, daß der Frese plötzlich einen Grad freundlicher zu mir war.

So verging eine knappe Woche, bis beim morgendlichen Antreten unser Spieß, Hauptfeldwebel Lettow, einen Zettel aus der Tasche holte und bekannt gab: „Hiermit ist der Schütze Altmann ab sofort zum Gefreiten befördert worden. Die Dienstgradabzeichen hole er sich im Anschluß beim Versorgungsunteroffizier ab.“

Alles war erstaunt darüber, daß ein Schütze so kurz nach der Grundausbildung schon zum Gefreiten befördert wurde. Obwohl die Kameraden neugierig fragten, hielt ich dicht.

Nach etwa 4 Wochen war Fahrprüfung. Punkt 8 Uhr morgens fanden wir Fahrschüler uns in der Fahrschule ein. Nach der schriftlichen Prüfung kam nachmittags die praktische Prüfung. Die Prüfung im Geländefahren hatten wir schon Tage vorher absolviert. Am Nachmittag bekam ich meinen Führerschein. Unser Fahrlehrer, der mittlerweile zum Oberfeldwebel befördert worden war, freute sich, daß ich gut abgeschnitten hatte.
Danach wurde ich in der Schirrmeisterei zum Fahrdienst eingeteilt. Der Schirrmeister, ein junger Stabsunteroffizier und ein umgänglicher Mensch. Sein Gehilfe, der Gefreite Stein und der Schirrmeister versuchten eine Unfallskizze zu zeichnen, was ihnen offenbar nicht gelang. Da ich perspektivisches Zeichnen und Einrichtungsskizzen auf der Möbelfachschule zu Genüge gezeichnet hatte, sagte ich zu beiden: „Darf ich mal versuchen?“, und hatte die Unfallskizze schnell fertig. Der Stabsunteroffizier fragte mich, ob ich in der Rechtschreibung einigermaßen sicher sei, und ob ich Schreibmaschine schreiben könnte. Ich bejahte diese Frage. „Warten sie hier, ich gehe zum Hauptmann“, sagte der Stabsunteroffizier. Kurze Zeit später betrat er wieder die Schirrmeisterei und teilte mir mit, daß ich ab sofort die Nachfolge vom Gefreiten Stein antreten soll, da dieser in Kürze seine Dienstzeit beendet hätte.

Der Schirrmeistergehilfe hat so einige Privilegien, wie: am Wochenende keinen Spindappell. Beim Waffenappell hätte ich mit einem verrosteten Gewehr antreten können, da die Unteroffiziere und Feldwebel auf mich angewiesen waren, wenn sie für ihre Feierlichkeiten den Fahrer vom Dienst benötigten, den ich einzuteilen hatte. Hatte einer der Unteroffiziere oder Feldwebel mich ungerecht behandelt, war der Fahrer vom Dienst nicht für sie da. So kam es vor, daß der Küchenfeldwebel mich anrief und mich fragte, ob ich mal eben rüber zur Küche käme, und eine Torte mit ihm und den Köchen essen möchte.

So verlief die Bundeswehrzeit ohne viel Aufregung so dahin, bis ich eines Tages an die Wache gerufen wurde, und mein Studienfreund Hans-Gerd Binder stand vor dem Tor. Meine Freude war ziemlich groß, da Hans-Gerd einen geraden Charakter hatte, was man in der heutigen Zeit von nicht vielen Menschen sagen konnte. Er hatte geheiratet und wohnte mit seiner Frau in Hamburg in der Nähe des Volksparkstadions. Da gerade Dienstschluß war, setzten wir uns in die Gaststätte, die neben der Kaserne war und wo mir Hans-Gerd mir einige Neuigkeiten mitteilen konnte. So berichtete er mir, daß unser Schuldirektor Kardinal aus dem Dienst entfernt worden ist, da dem Einzelhandelsverband über dessen Selbstherrlichkeiten so einiges zu Ohren gekommen war. Letztendlich stolperte der Herr Direktor über die verschwundene Mappe von Hans-Gerd, dessen Schwiegervater der Vorsitzende des Einzelhandelsverbandes von Ostwestfalen war. So nahm die Gerechtigkeit ihren Lauf.

Die Kameradschaft war in unserer Einheit recht gut, obwohl die unterschiedlichsten Intelligenzgrade in unserer Einheit vertreten waren. Kurz vor 21 Uhr kam ich eines Tages aus Hamburg-Mitte zurück, und da erst um 22 Uhr Zapfenstreich war, nutzte ich die Gelegenheit, in der Gaststätte neben der Kaserne noch ein bis zwei Bier zu trinken. Seitlich an der Theke war noch ein Barhocker neben einem Kameraden frei. Dort setzte ich mich hin und freute mich auf ein gut gezapftes Pils. An der Längsseite der Theke stand mein Stubenkamerad Jürgen Wenzel, den ich aus meinem heimatlichen Boxverein schon kannte. Jürgen flirtete mit der weiblichen Thekenbedienung, was dieser offensichtlich gefiel. Drei neben Jürgen stehende Typen denen dies offensichtlich nicht gefiel, pöbelten Jürgen an, was dieser ignorierte. Diese Typen kamen aus der Barackensiedlung die schräg gegenüber unserer Kaserne lag. Als Jürgen von der Theke weg ging und zur Treppe steuerte, wo es in den Keller zu den Toiletten ging, gingen die drei Typen hinter Jürgen her. Ich stieß meinen Kameraden an und sagte: „Du Heinz, wir müssen Jürgen helfen!“ Der mit Heinz angesprochene sagte: „Damit will ich nichts zu tun haben, und außerdem ist gleich Zapfenstreich.“ Mir war in diesem Augenblick der Zapfenstreich egal, und ich wußte, daß Jürgen im umgekehrten Falle dem Heinz mit Sicherheit geholfen hätte. So legte ich schnell mein Geld für das Bier auf die Theke, und ging eilig die Treppe zu den Toiletten hinunter. Dort hatten die drei Typen den Jürgen in der Herrentoilette in die Enge getrieben und schlugen auf ihn ein. Jürgen wehrte sich recht tapfer, aber zwei gegen sechs Fäuste waren auf die Dauer zuwenig. So packte ich mir kurz entschlossen einen von den Dreien, schlug ihn mit dem Gesicht gegen die Wand, so daß er K.O. in sich zusammensackte. Der nächste lief in meine linke Gerade rein. So hatte es Jürgen nur noch mit einem Gegner zu tun, den er jetzt auch gut ausboxte. Derjenige, den ich mit einem Stoß gegen die Wand K.O.- geschlagen hatte, war wieder zu sich gekommen und machte sich aus dem Staub. Der Gegner von Jürgen forderte Jürgen auf, außerhalb der Gaststätte den Kampf fortzuführen. Trotz meiner Warnung ließ sich Jürgen auf diesen Vorschlag ein. Nach einem kurzen Zeitraum ging mein Gegner stehend K.O. Da ich ihn nicht voll krankenhausreif schlagen wollte, ließ ich von ihm ab, und wacklig auf seinen Füßen torkelte er mühsam aus der Gaststätte hinaus.

Vor der Gaststätte sah ich meinen Kameraden Jürgen, der sich krampfhaft am Zaun zu unserer Kaserne festhielt. Er war kaum wiederzuerkennen. Sämtliche Zähne hatte man ihm ausgeschlagen. Die Nase hing ihm vollkommen schief im Gesicht. Seine Augen hatte man ihm so zugeschlagen, daß er nichts mehr sehen konnte. Nur an meiner Stimme erkannte er mich. Er lallte, daß 6 Mann hier draußen auf ihn gelauert hatten, wohl alarmiert durch den ersten von den Dreien, den ich durch den Schlag mit dem Gesicht gegen die Wand K.O - geschlagen hatte, und den wir haben gehen lassen. So nahm ich meinen Kameraden Jürgen auf meinen Rücken, und trug ihn die ca. 100 m Richtung Kasernentor.

Der Zapfenstreich war längst überschritten, aber der Wachhabende, ein Sanitätsunteroffizier, war ein anständiger Kerl. Er datierte den Vorgang auf die Zeit vor 22 Uhr zurück. In der gleichen Nacht wurde Jürgen in das Bundeswehrkrankenhaus überführt, damit er unter fachärztlicher Kunst wieder zusammen geflickt werden konnte. Er bat mich seiner Frau zu sagen, daß er sich im Bundeswehrkrankenhaus befindet.

Für das Wochenende hatte ich Wochenendurlaub eingereicht, und so fuhr ich auch bei Frau Wenzel vorbei. Frau Wenzel war eine attraktive Frau und war 6 Jahre älter als Jürgen. Sie empfing mich in durchsichtiger Unterwäsche und hatte darüber nur einen offenen Bademantel an. Mir war das recht peinlich, aber Frau Wenzel störte das nicht. Sie fragte auch nicht, wie es Jürgen ging, und schimpfte auf ihn, daß er nur an sich denken würde und daß es von ihm eine Frechheit sei, sich so einfach ins Krankenhaus zu legen, dadurch hätte er ihr ganzes Wochenende kaputt gemacht. Ich versuchte ihr zu erklären, daß sie froh sein könnte, daß die Typen Jürgen nicht totgeschlagen haben. Aber meine Argumente glitten an ihr ab, so daß ich mich schnell verabschiedete und dachte, daß der Jürgen eine bessere Frau verdient hätte.

Mein Wehrdienst ging ohne große Schwierigkeiten so dahin. Der Gefreite Stein war vor etwa einer Woche entlassen worden, und es warteten Frau und Baby daheim auf ihn, worauf er sich besonders freute. Unser Schirrmeister mußte zum Feldwebellehrgang, so daß ich der einzigste in unserer gesamten Kompanie war, der den Betrieb in der Schirrmeisterei beherrschte. So sollte ich die Urlaubsgesuche der Kameraden abzeichnen, denen ein Fahrzeug unserer Kompanie zugeordnet war. Ich war aber auch dafür verantwortlich, daß der Fahrer sein Fahrzeug im sauberen Zustand mir vorführte, da ich sonst das Urlaubsgesuch nicht unterzeichnen durfte und dann Ärger mit unserem Spieß bekommen hätte. Auf der anderen Seite wollte ich auch nicht als Kameradenschwein dastehen. Ich trug meine Sorgen unserem Spieß, Hauptfeldwebel Lettow vor, der dafür vollstes Verständnis zeigte. So bekam ich den Oberfeldwebel Schröder zugeordnet. Oberfeldwebel Schröder war früher Volkspolizist in der DDR und ging nach seiner Flucht in die BRD zum Bundesgrenzschutz und von dort aus zur Bundeswehr. Ich stellte fest, daß er hochintelligent war, was den Dienstablauf in der Schirrmeisterei erleichterte. Das ging dann so vor sich: Trat ein Zustand ein, den er noch nicht kannte, so fragte er mich. Ich erklärte ihm den Vorgang, und er befahl mir dessen Ausführung, so wie ich es ihm zuvor erklärte hatte. So entwickelte sich mit ihm eine angenehme Zusammenarbeit. Gleichzeitig sprachen wir über die Möglichkeit einer früheren Entlassung wegen meines schwerkranken Vaters aus der Bundeswehr. Allerdings meinte der Oberfeldwebel, daß ich doch überlegen sollte, daß ich bei der Bundeswehr gut aufgehoben bin und die Möglichkeit zur Weiterbildung hätte. Die Argument sprachen überwiegend für die Bundeswehr, aber konnte ich das meinem Vater antun? Also reichte ich meine vorzeitige Entlassung mit einem amtsärztlichen Attest und der Bescheinigung der Industrie- und Handelskammer ein.

Dies teilte ich auch meiner Freundin aus Köln mit, die sich merkwürdigerweise darüber gar nicht freute. So kurz vor Weihnachten stand sie vor unserem Kasernentor und erklärte mir, daß die Post ihr Versetzungsgesuch befürwortet hätte, und sie jetzt im Postwohnheim in Hamburg wohnte. „Es ist deine Entscheidung gewesen, hierher zu kommen, und diese Entscheidung ist falsch gewesen, da du weist, daß ich nicht ewig bei der Bundeswehr bleibe“, sagte ich zu ihr. „Sollte dir Hamburg und Umgebung so gut gefallen, dann kannst du für längere Zeit hier bleiben.“ „Das kannst du mir nicht antun, ich glaube du liebst mich,“ war ihre Antwort darauf, und Tränen rollten dabei über ihre Wangen hinunter. Etwas hilflos stand ich ihr gegenüber, da ich an eine feste Bindung nicht gedacht hatte. Dann hörte ich mich selber sagen: „Kommt Zeit, kommt Rat.“ Sie umarmte mich daraufhin innig und fragte mich, ob wir uns fürs nächste freie Wochenende nicht ein Hotelzimmer in Hamburg nehmen sollten? Etwas zögerte ich, da ich Irene nicht vergessen hatte, aber seit fast 2 Jahren hörte, noch sah ich etwas von ihr und fühlte mich von meinen Reichsdeutschen im Stich gelassen. Wenn ich wenigstens ein Lebenszeichen von ihr bekommen hätte. Heute weiß ich, daß ich damals von einigen Geheimdiensten intensiv überwacht wurde.

So dachte ich, daß es für einen jungen und kräftigen Mann wie mich ein Leben im Zölibat auf die Dauer nicht zumutbar ist. Also verbrachte ich mit Elvira ein Wochenende in einem preiswerten aber sauberen Hotel auf St. Pauli.

Das Frühjahr 1964 rückte heran, und die Kameraden, die Ende März 1964 entlassen werden sollten, zählten die Tage ihrer noch verbliebenen Wehrdienstzeit. Viele von ihnen hatten ab Dezember 1963 sich ein Zentimetermaß in ihren Spind gehängt und davon jeden Tag ein Zentimeter abgeschnitten. So riefen sich die wehrpflichtigen Soldaten, wenn sie sich im Kasernenbereich begegneten, die Anzahl der Tage zu, die sie noch bei der Bundeswehr zu dienen hatten.

Als Ende März 1964 die Reservisten mit ihren Koffern durch das Kasernentor in Richtung Heimatort abzogen, war ich noch nicht dabei. Aber eines Morgens kam unser Spieß, Hauptfeldwebel Lettow, zu mir in die Schirrmeisterei und sagte zu mir: „Nur noch 6 Tage, dann sind sie wieder Zivilist.“ Ich freute mich darüber und hatte das Gefühl, daß der Spieß mir meine Freude darüber ehrlich gönnte. Nur setzte jetzt bei Elvira das große Heulen ein. Jetzt saß ich moralisch in der Klemme. Ich hatte mich näher mit ihr eingelassen. Die Erziehung der fünfziger und sechziger Jahre war noch recht konservativ, weshalb ich mir ziemliche Gewissensbisse machte. Sie erzählte mir, daß sie nur im Falle einer Heirat mit mir durch die Post ins Rheinland zurückversetzt werden kann. Da sie mir nicht gleichgültig und sie außerdem recht hübsch war, entschloß ich mich, sie zu heiraten. Die Hoffnung, Irene wiederzusehen, hatte ich fast aufgegeben, obwohl ich sie nicht vergessen hatte.

Anfangs wohnten wir vorübergehend in meinem Zimmer, bis wir durch Vermittlung eines Freundes eine kleine Wohnung mit separater Toilette auf dem Flur für DM 25,- Miete pro Monat bekamen.

Durch die Krankheit meines Vaters war unsere Haupteinnahmequelle, eine Polstermöbelvertretung, verloren gegangen. Gleichzeitig war während meiner Abwesenheit durch Schule und Bundeswehr meine Schwester zu 40% am Unternehmen beteiligt worden, und ihr zukünftiger Mann weitete seine Tätigkeit im Unternehmen immer mehr aus. Da ich für meine Frau und in Zukunft auch für ein Kind zu sorgen hatte, bewarb ich mich beim Horten - Konzern und wurde auch prompt eingestellt.

Da ich nicht nur Kenntnisse über Textilien hatte, wurde ich auch oft in der Möbelabteilung eingesetzt. Es war ein angenehmes Arbeiten. Der Verdienst war nicht sehr hoch, aber es war möglich mit einer Familie davon zu leben. Zusätzlich bekam ich die Aufsicht über Arbeitergruppen, die am Wochenende wichtige Reparaturarbeiten an der Rolltreppe oder im Supermarkt durchführen mußten. So bekam ich im Anschluß an den langen verkaufsoffenen Samstag ab 18 Uhr ein reichliches Essen aus unserer Cafeteria, danach einen Teller voll mit Schinken- und Wurstbrötchen und eine Kanne Kaffee. Mit dieser Art von Verpflegung bewaffnet, konnte ich meinen Nachtdienst antreten. Am Sonntagmorgen kam ich dann mit der ersten Straßenbahn nach Hause mit dem Bewußtsein, daß am Monatsende mindestens 60,- bis 80,- DM mehr in meiner Lohntüte war. In der Woche gab es noch einen freien Tag, den ich zum Mietwagenfahren nutzte. Als ich dann von unserem ehemaligen Vereinstrainer von unserem Leichtathletikverein, der auch Amtmann beim Wohnungsamt unserer Stadt war, eine größere Wohnung angeboten bekam, konnten wir umziehen und ohne Schulden die größere Wohnung auch einrichten. Es war eine größere Wohnung in einer Wohnsiedlung mit Bad und Balkon.

Im Juni 1965 verstarb mein Vater. Seine Herzkrankheit war so weit fortgeschritten, daß ihm die ärztliche Kunst der damaligen Zeit nicht mehr helfen konnte. Einige Tage vor seinem Tod stand ich noch im Krankenhaus an seinem Krankenbett und er sagte zu mir, daß er spürte, daß es bald mit ihm vorbei sei und das er in mir einen guten Sohn gehabt hat. Ich war darüber gerührt und hätte gern einen Teil meiner Gesundheit ihm gegeben, wenn ihm dies geholfen hätte. Meine Schwester kam abends gegen 21 Uhr bei uns vorbei und holte mich ab. Mit meiner Mutter und meiner Schwester sah ich meinen Vater sterben. Er hatte das 57.te Lebensjahr noch nicht vollendet, und eine Erwerbsunfähigkeitsrente hatte unser Bundesstaat noch einige Monate vorher abgelehnt, da er in den Augen des Amtsarztes noch nicht krank genug war.

Nach dem Tod meines Vaters stieg mein Schwager Rudi voll mit ins Geschäft ein. Da durch den bereits vorhandenen 40% Anteil meiner Schwester ein gesetzlicher Erbanteil von 20% noch hinzu kam, waren meine Mutter und ich in punkto Geschäftsanteile in der Minderheit. So blieb ich weiter bei der Firma Horten und versuchte durch Nachtschichten und Mietwagenfahren meine Finanzen aufzubessern.

Kam ich abends pünktlich von der Arbeit nach Hause, merkte ich immer deutlicher wie unzufrieden meine Frau war. Oft war ich übermüdet, da ich an den Wochenenden als Aufsicht nachts in meiner Firma tätig war.

Nachdem ich an einem Freitag an meinem freien Tag durch zusätzliches Mietwagenfahren Geld verdient hatte, sprachen mich am Samstag meine Arbeitskollegen an und teilten mir mit, daß meine Frau in der Firma war, um sich zu erkundigen, ob ich unter dem weiblichen Personal eine Freundin hätte. Ich dachte, erst mal darüber zu schweigen, da ich dachte, daß dies sich wieder von selbst einränken würde. Ist Eifersucht doch ein Zeichen von Liebe. Als ein Nachbar, mit dem ich mich oft unterhielt und sonst mich auch gut verstand, mich beiseite nahm, bevor ich unsere Wohnung betrat und mir sagte, daß ich auf meine Frau aufpassen sollte, da diese sich in meiner Abwesenheit mit einem Fernfahrer eingelassen hätte. Diese Mitteilung mußte ich erst einmal verdauen. Vielleicht waren meine Gedanken noch immer bei meiner reichsdeutschen Irene. Ich dachte mir, daß ich das selbst überprüfen werde. Jetzt sah ich die Situation auch unter einem anderen Blickwinkel. Die Nachfrage von Elvira nach einer Freundin bei meinen Arbeitskollegen sollte von ihren eigenen Taten ablenken.

So nahm ich mich zusammen, ließ mir nichts anmerken und betrat unsere Wohnung. Eine alleinstehende ältere Nachbarin, die in letzter Zeit ständig daheim war, wenn ich kam, grüßte mich scheinheilig, und sah dabei auf ihre Armbanduhr, um die Zeit meiner Rückkunft zu prüfen. Essen war natürlich keines fertig, obwohl meine Frau außer Haushalt und Kind keine offizielle Belastung hatte. Elvira war der Meinung, daß ein Vater seine Tochter auch saubermachen und wickeln können muß, da das Vater und Tochter intensiver binden würde. Ich sagte ihr, daß ihre Bindung an mich auch besser wäre, wenn sie das Essen fertig hätte. Endlich verdrückte sich die Nachbarin, da sie ihre Kontrollfunktion im Auftrag meiner Frau wohl erfüllt hatte.
Ich teilte Elvira mit, daß ich am Samstag wieder eine Nachtschicht als Aufsichtsperson bei Horten machen müßte, und sie erst am Sonntagmorgen mit mir rechnen muß. Offensichtlich hatte sie nichts dagegen einzuwenden, so daß sich der Hinweis des Nachbarn bestätigte.

Am Samstag Abend, wo mich meine Frau bei Wurst und Käsebrötchen als Aufsicht in Hortens Supermarkt vermutete, lag ich mit zwei Freunden in der Nähe unserer Wohnung auf der Lauer. Abends, gegen 19 Uhr wurde sie von einer männlichen Person an unserer Haustür abgeholt. Arm in Arm spazierten sie die Straße entlang. Meine Freunde Horst, Helmut und ich, trauten unseren Augen nicht. Jede Deckung ausnutzend, schlichen wir hinter den beiden her, bis diese in einen LKW einstiegen. Sofort umstellten wir den LKW und sahen, wie der Vorhang der Fahrerkabine wackelte. Mit der Faust klopften wir an die Beifahrertür des LKWs. Sofort hörte das Wackeln des Vorhanges auf. Meine beiden Freunde meinten, daß ich jetzt genügend Beweise hätte, um schnellstens geschieden zu werden. So rief ich:
„Elvira, ich weiß, daß du in der Schlafkabine mit einem anderen Mann bist. Ich packe jetzt meine Sachen und ziehe aus der gemeinsamen Wohnung aus!“ Damit gingen wir zu unserer Wohnung. Horst verabschiedete sich und Helmut blieb noch als Zeuge da. Nach etwa einer halben Stunde tauchte meine Frau in der Wohnung auf. Sie war sehr verschwitzt und hatte zerzauste Haare. Als sie uns sah, kam Panik in ihr auf. Sie rannte, so schnell sie konnte zum LKW ihres Geliebten zurück, der ihr wohl klar machte, daß sie damit einen großen Fehler begangen hätte. Unsere kleine Tochter lag alleine unter einer Strampeldecke in ihrem Bettchen. Sie hatte alleine in ihrem Bettchen geweint, und ich hatte sie auf meinen Arm genommen und getröstet. Sollte ich aber deswegen bei einer Frau bleiben die fremd ging? Ich unterstellte ihr, daß sie gut zu unserem Kind ist. Helmut half mir beim Packen, und von einer nahen Telefonzelle rief ich ein Taxi an.

Im Frühjahr 1966 wurden wir geschieden. Die Richterin bestimmte, daß ich Unterhalt in Höhe von DM 350,- pro Monat an meine geschiedene Frau zahlen sollte, bis Mitte 1968, da dann unsere Tochter in den Kindergarten gehen kann, und meine Frau sich ab diesem Zeitpunkt eine Arbeit suchen soll. Da ich etwa DM 650,- netto im Monat verdiente, blieben mir noch DM 300,-- übrig. Davon gab ich meiner Mutter DM 150,- pro Monat Kostgeld ab. DM 50,-- kostete die Straßenbahnkarte pro Monat, DM 100,- blieben mir im Monat noch übrig.

Sollte ich wieder Mietwagen fahren? Das konnte ich mir nicht leisten. Hätte Elvira dies bemerkt, hätte sie mich wegen Schwarzarbeit mit Sicherheit angezeigt und höhere Unterhaltszahlungen verlangt.

So machte ich etwas ganz anderes. Diese mir zur Verfügung stehenden 2.5 Jahre setzte ich für meine Gesundheit ein. Ich ging drei mal in der Woche zum Tae-Kwon-Do-Training.

Es war ein sehr hartes Training, aber ich erreichte nach 1.5 Jahren eine Fitness wie nie zuvor in meinem Leben. So sehr ich auch auf jede DM sehen mußte, so hatte ich doch einen enormen Kraft- und Energieaufbau zu verzeichnen.

Um mehr zu verdienen, nahm ich eine Stelle als Substitut in einem Kaufhaus an. Ein Substitut ist der Stellvertreter des Abteilungsleiters. Das Betriebsklima war anfangs so gut, daß es schon verdächtig war. Das lag daran, daß der Geschäftsführer des Kaufhauses eine zu lockere Personalpolitik betrieb, indem er nachmittags mit einigen Abteilungsleiterinnen und Abteilungsleitern in ein Waldcafe am Stadtrand fuhr, um sich mit diesen dort einen angenehmen Nachmittag zu machen. Oft kam es vor, daß einige von den Abteilungsleitern kurz vor Feierabend im angetrunkenen Zustand zum Dienst zurückkehrten. Außerdem hatte der Geschäftsführer mit der Abteilungsleiterin der Kosmetikabteilung ein Verhältnis, was dem gesamten Personal bekannt war. So wurden nicht immer die fähigen Leute gefördert, sondern diejenigen, die vom Führungspersonal und der Geschäftsleitung die intimsten Kenntnisse besaßen.

Diese Situation wurde besonders von einem Verkäufer aus der Herrenoberbekleidung ausgenutzt, einem Herrn Liebig. Dieser, damals schon etwas ältere Herr, war noch recht agil. Er war stets im Sturmschritt durch die Abteilungen unterwegs, und seine große Hakennase steckte er in alle Angelegenheiten hinein.

So sollte im Haus ein Betriebsrat gegründet werden, und Liebig wollte dessen Vorsitzender werden. Er tat alles, um sich beim Personal einzuschmeicheln, und mit geschickter Argumentation hatte er auch Erfolg.

So bekam Liebig einen hohen Anteil der Stimmen und wurde Betriebsratvorsitzender. Über den Betriebsrat schaffte er es Abteilungsleiter der Versandabteilung zu werden. Eine Frau Skorka, die ich schon vom Horten- Konzern her kannte, wurde als seine Stellvertreterin eingesetzt. Gleichzeitig übernahm Liebig die Leitung der Möbelabteilung, da im Versand Frau Skorka die ganze Arbeit für ihn machen mußte.

Neben diesen offiziellen Tätigkeiten hatte Liebig die Zeit, wie sich herausstellte, für seine Karriere alles Nützliche zur Konzernzentrale nach Hanau zu berichten. Es gelang ihm, daß der Geschäftsführer Herr Behr durch einen Herr Gast abgelöst wurde.

Dieser Herr Gast war, wie sich herausstellte, dem Personal gegenüber brutal aber gleichzeitig dumm. Da die Verkäuferinnen ihre Kulturbeutel unter der Verkaufstheke liegen ließen, wenn sie zur Pause gingen, wurden diese durch den Herrn Gast regelmäßig kontrolliert. Stellten die Verkäuferinnen dann fest, daß ihre Kulturbeutel durchwühlt wurden, beschwerten sie sich bei dem Betriebsratsvorsitzenden Liebig, und heulten sich bei ihm aus, da in solchen Beuteln Frauen oft persönliche und intime Dinge darin aufbewahren. Liebig hatte es danach sehr eilig, die Frauen beim Geschäftsführer Gast anzuschwärzen. Diese Frauen waren dann die ersten, wenn es um Personalkürzungen ging. Leider durchschauten nur die wenigsten vom weiblichen Personal das Doppelspiel des Herrn Liebig.

Die nächste Maßnahme des Herrn Gast bestand darin, daß er den Abteilungsleitern vorschrieb, nur bei bestimmten Fabrikanten zu kaufen. Ich stellte dabei fest, daß die Waren dieser Firmen bedeutend teurer waren, als bei den Firmen, die ich selbst vorher ausgesucht hatte.

Der Verdacht lag nahe, daß Herr Gast eine erhebliche Provision für sich verlangte, was die Waren so verteuerte.

So wechselte ich meinen Arbeitsplatz zu einem Teppichhaus was sich einige Straßen entfernt von dem Kaufhaus befand.

In der Mittagspause besuchte ich hin und wieder meine ehemaligen Kolleginnen und Kollegen, bis ich eines Tages Herrn Liebig traf. Dieser erzählte mir, daß er als rassisch Verfolgter des III. Reiches 1933 seine Beamtenstelle beim Arbeitsamt verloren hätte. Herr Liebig bekam für 35 Jahre sein Gehalt nachgezahlt, wobei eventuelle Beförderungen mit berücksichtigt wurden, zusätzlich bekam er auf diese Summe bankübliche Zinsen und Zinseszinsen. So könne er jetzt nach Hessen ziehen, wo er ein Büro für Unternehmensberatung eröffnen wollte. Es hatte sich mein Verdacht bestätigt, daß Liebig zum „auserwähltem Volk“ gehörte.

Fast täglich fuhr ich mit der Straßenbahn abends nach Feierabend von meinem Arbeitsplatz nach Hause, bis mir eines Tages bei der Heimfahrt Anita in der Straßenbahn begegnete. Anita war eine dunkelhaarige Schönheit von südländischem Typ. Wir hatten uns mehrere Jahre nicht gesehen, und aus dem dünnen Mädchen mit dem damals schönen Puppengesicht war eine ansehnliche Frau geworden. Gemeinsam stieg sie mit mir an der gleichen Haltestelle aus der Straßenbahn, und wir verabredeten uns für das nächste Wochenende. Mir war bekannt, daß Anita geschieden war, da sie mit 17 Jahren schon verheiratet war, und mit ihrem ersten Mann eine Gaststätte eröffnet hatte. Außerdem hatte sie aus dieser Ehe einen kleinen Sohn, der bei ihren Eltern wohnte. Unter diesen Voraussetzungen konnte eine so junge Ehe auf die Dauer nicht gut gehen.

Am Samstag Abend brachte ich sie nach Hause. Sie wohnte allein in einer kleinen Altbauwohnung unter dem Dach. Nachdem wir uns näher gekommen waren, blieb ich bei ihr. Nachdem ich einige Tage und Nächte bei ihr verbracht hatte, gestand sie mir, daß sie wieder geheiratet hätte, und von ihrem 2. Mann getrennt lebe. Dieser hätte ihr eine Menge Schulden hinterlassen. Ich versprach ihr zu helfen. Da der Termin für die Unterhaltszahlungen an Elvira beendet war, und ich nur noch DM 130,- für meine kleine Tochter pro Monat zu zahlen hatte. Gleichzeitig erinnerte ich mich an eine Mietwagenfirma, für die ich in den vergangenen Jahren in meiner Freizeit und an den Wochenenden schon gefahren hatte. Beim Straßenverkehrsamt unserer Stadt machte ich eine Ortskundeprüfung, und beim Gesundheitsamt beantragte ich ein Gesundheitszeugnis, welches ich nach eingehender Untersuchung auch bekam. So war ich im Besitz eines Personenbeförderungsscheines und durfte damit ein Taxi fahren. Ich war gesund und belastbar und fuhr jedes Wochenende Taxi, was mir DM 500,- bis 600,-- pro Monat einbrachte.

Das Teppichhaus, bei dem ich arbeitete lag direkt an der Fußgängerzone. Als ich eines Tages im Eingang dieses Hauses gerade einen Stapel preiswerter Veloursbrücken aufbaute, sprach mich ein großer schlanker Mann an, den ich schon seit mehreren Jahren kannte. Er war als Geschäftsführer in einem großen Polstermöbelhaus beschäftigt. Er erzählte mir, daß sein Unternehmen einige Straßen weiter gerade eine Filiale eröffnet hätte. Er fragte mich, was ich denn als Teppichverkäufer so verdienen würde. Ich sagte ihm, daß ich im Monat so bei DM 1000,- brutto liege. Darauf meinte Herr Heimdahl, wenn sie bei uns arbeiten, können sie das Doppelte verdienen.

So bewarb ich mich auf seine Empfehlung hin in diesem großen Polstermöbelhaus. Der 3. Januar 1970 war mein erster Arbeitstag in diesem Haus. Mit 12 Verkäufern standen wir in der Nähe des Eingangs dieses Hauses. Der Verkäufer, der zuerst den ankommenden Kunden begrüßte, hatte die Chance das Geschäft zu machen. Wir Verkäufer bekamen ein Fixum plus Provision. Im Möbeleinzelhandel spricht man bei diesem Verkaufssystem von der freien Jagd. Das bei solch einem System nie Kameradschaft aufkommt, liegt auf der Hand.

Anfangs hatte ich ziemliche Schwierigkeiten mich durchzusetzen, da das Unternehmen 144 Zulieferanten hatte. Jeder dieser Zulieferanten hatte eine Codenummer, die auf dem Preisschild an jeder Garnitur oder Tisch befestigt war. Da ein großer Teil der Polstergarnituren in vielen Stoffen und Farben lieferbar waren, so mußte man wissen, welche Nummer zu welchem Lieferanten gehörte. Auch war eine Umstellung vieler Polstermöbel in der Größe möglich. Keine der Kolleginnen oder Kollegen gaben mir eine Auskunft, da sie in jeden neuen Mitarbeiter eine Konkurrenz sahen. Es ging wie in einem Wolfsrudel zu, wo jeder sich seine Rangordnung erst erkämpfen mußte. Auch machten diejenigen Verkäufer und Verkäuferinnen die meisten Umsätze, die mit dem ehrlichsten Gesicht am besten lügen konnten.

So schrieb ich mir als Erstes im Büro die Liste mit den 144 Zulieferanten ab und lernte die Nummern auswendig. Nach etwa 2 Monaten wußte ich, welcher Fabrikant zu welcher Nummer paßte. So stiegen auch meine Umsätze, und damit auch mein Gehalt. Eines Tages wurde ich zu Herrn Heimdahl gerufen, der mir sagte, daß ich für 3 Wochen in der kleineren Filiale Urlaubsvertretung für einen Kollegen machen sollte. Es war dort ein angenehmeres Arbeiten, da wir in dieser Filiale nur zu dritt auf der Matte standen und nicht uns gegenseitig die Kunden wegnahmen. Trotzdem war es noch ein harter Kampf, aber dafür war der Verdienst überdurchschnittlich hoch. Dadurch war es mir möglich auch in relativ kurzer Zeit die Schulden von Anita zu bezahlen.

Anita und ich hatten eine bessere Wohnung mit Bad bekommen, und am 25.11.1969 brachte sie einen kleinen Jungen zur Welt. Wir waren beide darüber glücklich, denn er war ein kräftiges und gesundes Kerlchen. Trotzdem zögerte ich sie zu heiraten. Es kam mir vor, als würde mich eine innere Stimme warnen.

Aber am 14. September 1970 heirateten wir trotzdem. Wir bekamen vom Hauseigentümer im gleichen Haus und auf gleicher Etage eine größere Wohnung. Die Bedingung dafür war, wir mußten heiraten.

Trotz meines guten Verdienstes fuhr ich am Wochenende weiter Taxi. Solch ein Taxischein ist gerade für einen Familienvater eine Art Existenzsicherung. Sollte ich mit meinem obersten Chef Ärger bekommen, so hätte ich mit Sicherheit bereits 1 Stunde später auf einer Taxe gesessen und damit meinen Lebensunterhalt verdient. Zumindest war das Anfang der 70ziger Jahre möglich.

Im Dezember 1970, kurz vor Weihnachten, nahm ich mir ein paar Tage Urlaub, um Taxi zu fahren. Dabei kam ich bei unserer Filiale vorbei und besuchte den dortigen Filialleiter Herrn Martin, der mir eine traurige Mitteilung machte. Unser älterer Kollege Herr Mutz war gestorben. Er hatte auf dem Weg nach Hause im Auto einen Herzinfarkt bekommen und war in seinem Auto vor der Haustür gestorben. Herr Mutz war einer derjenigen Kollegen, die immer zu Späßen aufgelegt waren.

Er hatte die langjährige Belastung des Möbelverkäuferberufes nicht mehr durchgestanden. Da der Kollege Zech auch gerade Urlaub machte und nicht erreichbar war, bat mich der Filialleiter Herr Martin, meinen Urlaub abzubrechen und am nächsten Tag zum Dienst zu erscheinen. Er rief sofort auch die Geschäftsleitung an, und holte sich dort die Genehmigung, daß ich ab sofort Verkäufer in der dortigen Filiale werde.

Als der Kollege Zech aus seinem Urlaub zurückkehrte, wurde mir mitgeteilt, daß die Verkäufer dieser Filiale ein höheres Fixum und eine höhere Provision bekämen, und dies galt jetzt auch für mich.

Durch meinen besseren Verdienst kam zum ersten Mal auch in das Leben von Anita finanzielle Ordnung. Wir konnten uns manches kaufen, was vorher nicht möglich war. Auch konnten wir jetzt in den Urlaub fahren, wovon wir früher nur geträumt hatten.

So sollten wir eigentlich rundherum zufrieden sein. Ich hatte allerdings nicht mit der inneren Zerissenheit von Anita gerechnet. Ihre Eltern, ihre Schwester und ihr Schwager, hielten ihr dauernd vor, daß sie Glück hatte mich geheiratet zu haben. Mir war das nicht recht, da es hinterher immer Streit deswegen gab. Anita hielt mir vor, ich würde mir einen Heiligenschein aufsetzen lassen. Jetzt kam es öfter vor, daß sie abends betrunken war, wenn ich nach Hause kam. Dann war sie sehr agressiv, auch gegen ihren eigenen Sohn, den sie mit einem Holzschuh verprügelte, so daß ich sie festhalten mußte, damit dem Jungen nichts ernstliches passierte.

Mit innerer Unruhe fuhr ich täglich zur Arbeit, und da wir auch für die beiden Kinder viel anzuschaffen hatten und ein neues Auto fällig war, fuhr ich am Wochenende weiter Taxi.

Durch das höhere Gehalt, das wir in unserer Firma erhielten, hatte die Geschäftsleitung mit uns Verkäufern im Arbeitsvertrag eine zusätzliche Vereinbarung getroffen. Wir hatten einen Kündigungstermin von einem 1/2 Jahr und durften uns 1.5 Jahre danach nicht selbstständig machen. Deshalb ließen wir uns Ende 1976 von einer anderen Polsterfirma abwerben, wo uns laut Vertrag ein noch höheres Gehalt geboten wurde.

Ich hatte ein ungutes Gefühl, da der Inhaber dieses Unternehmens ein Manfred Lewy, ein Mann von einer Körpergröße von unter 160 cm war, und sich schämte, wenn er nicht mindestens einen Mercedes der gehobenen Nobelklasse fuhr. Hatte ich doch noch so meine Erfahrungen mit dem zu kurz geratenen Einkaufsleiter Herrn Lang aus meiner Lehrzeit.

Wenn ich mit meinem Kollegen Siegfried Zech in der Polstermöbelabteilung beim Umdekorieren war, stellten wir oft fest, daß Herr Lewy hinter einer Ecke oder Säule stand, um unsere Unterhaltung zu belauschen. Da mein Kollege Siegfried nicht auf den Mund gefallen war, sagte er: „Bevor wir uns unterhalten, müssen wir zu erst gucken, ob nicht der Manni unter dem Tisch steht!“ Wutentbrannt kam nach einer dieser Äußerungen Manfred Lewy aus seiner Lauschecke gestürmt und schrie: „Herr Zech, was erlauben sie sich!“ Verwundert sah Siegfried Zech den wutschnaubenden kleinen Mann an und andwortete: „Ach sie, Herr Lewy, sind es, ich dachte schon, es hätte sich der kleine Manni von der Konkurrenz wieder eingeschlichen.“ Mit hochrotem Haupt marschierte dann Herr Lewy in Richtung seines Büros, um sich neue Schikanen auszudenken.

Schon lange hegte ich den Wunsch, mir etwas Eigenes aufzubauen, deshalb mietete ich mir im September 1977 ein Ladenlokal in einer Bergmannsstadt am Niederrhein an. Dazu kündigte ich zum 31.12.1977 schriftlich bei Herrn Lewy.

Zwei Tage nach meiner schriftlichen Kündigung wurde ich zu Herrn Lewy ins Büro gerufen. Er hatte herausbekommen, daß ich mich selbstständig machen wollte, und er sagte zu mir, daß ich in Unternehmerkreisen nichts zu suchen hätte. Darauf antwortete ich: „Wenn ich eines Tages vor Gott stehe, und er mich fragt, warum ich nur als Fußmatte bei Herrn Lewy gearbeitet habe, würde er damit nicht einverstanden sein.

Mit einem Wutschrei sprang Herr Lewy auf und schrie: „Verlassen sie sofort meinen Laden!“ „Geben sie mir das schriftlich!“ war meine Antwort. Zu unserem Buchhalter gewandt schrie er: „Vester, rufen sie die Polizei!“

Der Buchhalter überhörte die Aufforderung, wußte er doch, daß Herr Lewy im Unrecht war. Trotzdem ging ich aus dem Haus direkt zur Gewerkschaft. Ein kurzer Anruf des Gewerkschaftssekretärs bei Herrn Lewy, und ich hatte die Bestätigung, daß Herr Lewy mir Hausverbot erteilt hatte. Das Arbeitsgericht entschied, daß Herr Lewy mir mein Gehalt bis zum 31.12.1977 zahlen mußte.

So konnte ich meinen Polsterladen in Ruhe einrichten. Am 2. Januar 1978 eröffnete ich den Laden. Vom Vorgänger hatte ich ein Lehrmädchen übernommen, daß vorher dort Tapeten verkauft hatte.

Der Laden war ein voller Erfolg. Ich mußte zwar oft bis spät abends arbeiten, aber die Kunden kamen gern zu mir, da ich preiswerter als meine Mitbewerber war und auch die richtigen Polstermöbel für die engen Bergmannshäuser hatte. Dadurch war es mir möglich, bald auch einen Lieferwagen, wenn auch gebraucht, zu kaufen.

So gingen einige Monate dahin, zwar mit viel Arbeit, aber es kam auch Geld herein. Wir waren mittlerweile in ein Einfamilienhaus umgezogen. Dieses Haus hatte eine größere Terrasse mit einer Wiese dahinter. So stand ich abends oft auf der Terrasse, schaute zum Himmel empor und hoffte irgendwann ein Zeichen von unseren Reichsdeutschen zu sehen. Wenn Anita mich zu sehr nervte, setzte ich mich auf mein Fahrrad und fuhr aus dem Ort heraus durch die Felder in den nahen Wald. Auf einer einsamen Waldwiese setzte ich mich eines schönen Sommerabends ins Gras, lehnte meinen Rücken an eine große Kiefer und richtete meinen Blick zum Sternenhimmel empor. Leise säuselte der Wind durch die Baumkronen, Grillen zirpten im Gras, und der Duft der harzigen Nadelbäume des Waldes mischte sich mit dem Geruch von frischem Gras. Ich genoß die Einsamkeit und beobachtete ein Rudel Rehe, das in etwa 30 Meter Entfernung von mir ästen. Wenn die Rehe die Gräser abfraßen, stand immer eines mit erhobenen Kopf und witterte in alle Richtungen, bis es von einem anderen Reh wieder darin abgelöst wurde.

Plötzlich raschelte es hinter mir im Unterholz des Waldes, und ein dürrer Ast brach unter dem festen Schritt eines Menschen. Ich drehte mich schnell um und erkannte eine männliche Gestalt, die mit federndem Schritt auf mich zu kam. Er war etwa 184 cm groß breitschultrig und hatte eine kurze schwarze Lederjacke an, deren Reißverschluß am Kragen etwas geöffnet war, und aus dieser Öffnung mir im Halbdunkeln ein Ritterkreuz entgegen blinkte.

Jetzt konnte ich im Mondlicht auch seine Gesichtszüge erkennen, und sein blonder kurzer Haarschopf hob sich gegen die Dunkelheit ab. Fritz Krause, schoß es mir durch den Kopf, „Hallo Hans, mein Kamerad!“, schallte es mir entgegen. Freudig schritt ich auf ihn zu und sagte: „Mensch Fritz, das ist aber eine Überraschung, ich habe schon geglaubt, ihr habt mich aufgegeben.“ Schon schüttelten wir uns gegenseitig die Hände und klopften uns mit der anderen gegenseitig kameradschaftlich auf den Rücken. „Komm mit zur Flugscheibe, und laß dich überraschen!“, sprach er. Indem faßte er mich am Arm, und schon wurde es dunkel um uns herum. Auf einer Plattform wie, vor 17 Jahren, landeten wir, und schon ging seitlich die Schiebetür auf.

Das Herz stockte mir, Freudentränen drangen mir aus den Augen. Irene stand vor mir. Wir schlossen uns gegenseitig in die Arme und hofften, daß die Zeit für uns stehen blieb. „Du, da ist noch jemand, der dich begrüßen will!“, sagte Irene. Lächelnd stand hinter mir ein junges Mädchen, oder war sie schon eine junge Dame? Sie mochte 17 Jahre alt sein, war schlank, hochgewachsen, hatte mittelblonde Haare und unverkennbar die Gesichtszüge von Irene, nur ihre Augen waren braun, so wie die meinigen. „Das ist unsere Tochter Ellen!“, sagte Irene zu mir. Spontan umarmte mich Ellen. Es waren glückliche Minuten für uns drei, die wir eine Familie sein könnten, aber nicht sein durften. So hörte ich jetzt das Wort Vater das erste Mal aus ihrem Munde, und es war Balsam für meine Seele.

Als nächstes wollte ich wissen, warum ich fast 18 Jahre nichts mehr gehört hatte. Darauf sagte Fritz: „Setzen wir uns doch erst einmal hier in die Runde!“ Damit machten wir es uns in einer Polsterecke bequem. Fritz berichtete, zu mir gewandt, weiter: „Du mußt wissen, daß du von den Geheimdiensten ständig beobachtet wirst. Dadurch mußten wir uns zu deiner eigenen Sicherheit von dir zurückhalten. Irene hätte dich lieber bei sich gehabt, und ich denke, daß euer Leben dann auch glücklicher verlaufen wäre. Zur Zeit starten wir eine Aktion gegen das internationale Großkapital. Wir halten dich selbstverständlich da raus, da du, wie schon erwähnt, immer noch unter Beobachtung stehst. In einigen Tagen startet die Aktion, die du über den Bildschirm aus einem Fluggerät aus dem nahen Weltraum mit uns gemeinsam beobachten kannst.“

Danach folgte ein kurzer aber schmerzlicher Abschied, und Irene brachte mich auf einem Leitstrahl zur Erde zurück. So standen wir beide alleine auf der einsamen Waldwiese. Sie war mit ihren 51 Jahren eine prachtvolle Frau und hätte auch den meisten 30- bis 40 jährigen Frauen den Rang abgelaufen. Wir umarmten uns, und sie sagte zu mir: „Es wird die Zeit kommen, da du zu uns für immer gerufen wirst.“ „Hoffentlich bald“, war meine Antwort. „In einigen Tagen sehen wir uns wieder“, antwortete Irene und löste sich neben mir in Luft auf.

Es war spät geworden, meine Uhr zeigte 23 Uhr an, und im Mondlicht sah ich mein Fahrrad an der gleichen Stelle an eine Fichte gelehnt, so wie ich es abgestellt hatte. Zum Abschied blickte ich noch einmal zum Himmel hoch und sah gerade noch einen leuchtenden Punkt, der wie ein Stern aussah und sich plötzlich blitzschnell bewegte, und in einer leichten Zickzackkurve Richtung Weltall verschwand. Wehmütig bestieg ich mein Fahrrad und fuhr zu unserem niederrheinischen Dorf zurück, wo ich seit ein paar Jahren wohnte.

Einige Tage vergingen, ohne daß ich etwas hörte. Aber eines Nachts erschien mir Irene im Traum und sagte zu mir, daß sie telpathisch so weit fortgeschritten wären, daß sie sogar in die Träume von Menschen eindringen und diese beeinflussen können. Am nächsten Samstag Abend, gegen 21 Uhr, sollte ich wieder auf der Waldwiese sein.

Als ich am Samstag Mittag aus meinem Laden nach Hause kam, war Anita nicht da. Wie ich richtig vermutete, hielt sie sich zwei Häuser weiter bei Nachbarn auf. Ich schellte dort an und wurde hereingerufen und aufgefordert, Bier und Schnaps mitzutrinken. Ich lehnte höflich ab und nahm Anita mit, die bereits stark angetrunken war. Lallend beschimpfte sie mich, da ich sie von ihrer Saufrunde weggeholt hatte. Das Einzigste was ich jetzt noch tun konnte, ich legte sie ins Bett, wo sie alsbald auch einschlief. Die beiden Kinder wurden von meiner Schwiegermutter versorgt, die mit meinem Schwiegervater am anderen Ortsrand eine preiswerte Wohnung bezogen hatte.

Am Abend, gegen 20.30 Uhr, fuhr ich mit meinem Fahrrad in den Wald zur Waldwiese. Da es dunkel wurde, gab es um diese Zeit keine Spaziergänger und Ausflügler mehr. So wurde ich von keinem Normalbürger beobachtet. An gleicher Stelle, wie das letzte Mal, stellte ich mein Fahrrad an die große Fichte, blickte zum Himmel und wartete ab. Mit steigender Dunkelheit waren am Firmament immer mehr Sterne zu sehen.

Plötzlich wurde es über mir hell, und in einem Lichtstrahl wurde ich hochgezogen, ohne daß es diesmal dunkel um mich herum wurde. Mein Blick richtete sich nach oben, und zu meinem Erstaunen sah ich keinen runden Flugkreisel, sondern ein Fluggerät in Dreieckform. Hoffentlich bin ich auch beim richtigen Verein, schoß es mir durch den Kopf. Aber schon wurde ich durch eine Öffnung in das Fluggerät hineingezogen.

Unmittelbar hinter der Pilotenkanzel landete ich in dem Fluggerät. Die Bodenluke hatte sich direkt unter mir geschlossen, und indem kamen Fritz, Irene und unsere Tochter Ellen auf mich zu. Nachdem Fritz mich kameradschaftlich begrüßt hatte, umarmte mich Irene, und Ellen gab mir, ihrem Vater, einen Kuß auf die Wange. Erstaunt sah ich mich in dem neuen Fluggerät um . Fritz erklärte mir, daß es sich hierbei um einen Flugapparat handelte, der gleichzeitig auch eine Zeitmaschine ist. Dadurch können riesige Entfernungen im Weltall bis in andere Sternensysteme in relativ kurzer Zeit überwunden werden. Das geht durch einen sogenannten Zeittunnel durch eine Parallelwelt. Deshalb hat es den Namen Walküre bekommen.
Walküren waren im weitesten Sinne die Engel unserer germanischen Vorfahren, die aus Walhall kamen und die toten Helden mit sich nahmen. Also die Mittlerinnen zwischen dem Diesseits und dem Jenseits. Mit diesem Fluggerät Walküre hatte Reichsdeutschland wieder einen gewaltigen Technologievorsprung erreicht.

In Krefeld-Uerdingen, am Niederrhein, befindet sich eine große Filiale des Metro- Marktes. Die Metro ist eine sogenannte Großhandelskette, die jeden beliefert, der irgend einen Gewerbeschein besitzt, und dieser kann seine Verwandten und Bekannten zum Einkauf dorthin mitnehmen. Dort werden alle möglichen Waren des täglichen Bedarfs und darüber hinaus Möbel, Haushaltgeräte und auch Fahrräder angeboten. Bis 21 Uhr abends sind diese, über Westeuropa verstreuten Märkte, geöffnet. Der normale Einzelhandel wird durch solch eine Kette von riesigen Märkten in seinem Umsatz erheblich geschädigt. Hinter dieser Gruppe steht das internationale Großkapital und damit auch die Vertreter des auserwählten Volkes.

Es war Samstag Abend gegen 21 Uhr, als wir mit unserem Fluggerät Wälküre über Krefeld-Uerdingen in 30 Kilometer Höhe schwebten. Über unsere an Bord befindliche Sendeanlage konnte der dortige Polizeifunk genau abgehört werden. Zu viert saßen wir vor dem Bildschirm und konnten das Metro- Gelände genau überblicken.

Indem huschten mehrere dunkel gekleidete Gestalten, mit schwarzen Masken auf dem Kopf, über den Parkplatz und machten sich an der Eingangstür zu schaffen. Jetzt ging schon die Alarmsirene los, und die Gestalten zogen sich blitzartig zurück und verschwanden in der Dunkelheit. Nach etwa 15 Minuten kamen mehrere Polizeieinsatzwagen mit Blaulicht und heulenden Sirenen vorgefahren. Der Marktleiter erschien ebenfalls auf der Bildfläche, und man sah ihn mit dem Einsatzleiter der Polizei lebhaft diskutieren. Nach etwa weiteren 15 Minuten verschwand die Polizei samt Marktleiter. Fritz war mit den maskierten Bodentruppen über Sprechfunk verbunden. Jede Bewegung der Polizei wurde auf dem Bildschirm registriert. 15 Minuten ließen unsere Reichsdeutschen verstreichen, da in dieser Zeit die Polizeiwagen in ihre Reviere sich zurückgezogen hatten, oder zu anderen Einsätzen gerufen wurden. Unsere maskierten Gestalten gingen wieder vor und aktivierten wieder die Alarmanlage und zogen sich wieder blitzartig zurück. Es war ein reines Katz- und Mausspiel. Das ging zehnmal hin und her, bis Marktleiter und Polizei glaubten, daß die Alarmanlage defekt sei und diese abstellten. Unsere maskierten Bodentruppen hatten auf diesen Augenblick nur gewartet und schlugen wieder blitzartig zu. Von überall her rollten LKW´s an und wurden mit Hilfe von Gabelstaplern, die in der Metro herumstanden, beladen.

Es handelte sich um große runde Käse, Wurstwaren, Konserven, Fernseher, Radiogeräte, Fahrräder, unzählige Lebensmittel, und vieles andere mehr. Die maskierte Einsatztruppe arbeitete generalstabsmäßig perfekt und blitzschnell, so als hätten sie beruflich nichts anderes bisher gemacht. Ich staunte über diese Perfektion. Fritz sagte: „Der Eckname für diese Aktion heißt Blitzschlag.“ Ein voller LKW nach dem anderen rollte voll beladen vom Parkplatz in verschiedene Himmelsrichtungen davon. Auf Parkplätzen, an Autobahnen und Landstraßen warteten Lieferwagen und kleinere LKW´s auf die großen Lastkraftwagen. Dort wurden die Waren umgeladen und weiter transportiert. Fritz erklärte mir, daß unsere Reichsdeutschen bei den Sozial- und Arbeitsämtern unter den Beamten ihre Informanten hätten und diese haben Listen über bedürftige deutsche Familien herausgegeben. In den nächsten Tagen werden bei diesen Familien plötzlich Lieferwagen vorfahren, und die deutschen Familien mit den Gebrauchsgütern reichlich beschenken.

„Es wird wohl einen langen Rechtsstreit zwischen der Metro und den Versicherungsgesellschaften geben, da die Versicherungen sich wegen der ausgeschalteten Alarmanlage erstmal sträuben werden, zu zahlen.“

Der große Erfolg der Aktion Blitzschlag war der, daß kein Polizeibeamter und kein Wachmann bedroht oder überwältigt werden mußte. Wir waren vom Erfolg dieser Aktion voll begeistert, war es doch gleichzeitig ein Einsatztest für unsere reichsdeutschen Elitetruppen. Wie gern hätte ich mich auf reichsdeutscher Seite aktiv an dieser Aktion beteiligt. Ich sagte dies auch Fritz und Irene. Fritz meinte, daß er damals schon dafür war, mich in den Stützpunkt voll aufzunehmen, aber es gibt ja überall Bürokraten und Prinzipienreiter und das auch bei uns Reichsdeutschen. Es waren diese Prinzipienreiter, die mir das Paradies gezeigt haben und mich danach wieder in die Wüste zurückgeschickt hatten. Ich sagte dies Irene und Fritz. Fritz machte ein trauriges Gesicht, und Irene drückte sich an mich und weinte dabei. Auch unsere Tochter Ellen bekam dabei feuchte Augen.

So saßen wir noch etwas beisammen, und Irene berichtete mir, daß Anneliese und Dieter auch zwei prächtige Kinder, einen Jungen und ein Mädchen, haben und mich herzlich grüßen lassen. Danach nahm mich Irene bei der Hand, und wir begaben uns in einen separaten Raum, wo wir uns ungestört unterhalten konnten.

Irene sagte, daß sie wüßte, wie unglücklich ich hier in Deutschland leben würde, da oft meine Gutmütigkeit von meinen Mitmenschen schamlos ausgenutzt wird und ich aufpassen muß, daß ich nicht bestohlen werde, und meine ganze Schufterei umsonst ist. Sie zeigte auch Verständnis dafür, daß ich geheiratet hatte, war aber der Meinung, daß auch meine zweite Ehe nicht ewig halten würde, da die Alkoholabhängigkeit eines Partners oft alles zerstören kann. In den Therapien, wo sie ihre Sucht bekämpfen, werden die Abhängigen erst zu totalen Egoisten gemacht. „Du wirst sehen, wenn es dir schlecht geht, wird deine jetzige Frau versuchen, dich los zu werden, auch wenn du ihr in der Vergangenheit immer wieder geholfen hast. Aber vorerst mußt du deinen Weg weitergehen, und es wird ein dornenreicher sein. Aber du mußt wissen, daß ich auf dich warte."

Ich war gerührt über das Verständnis, welches sie mir entgegenbrachte, und zum Abschied umarmten wir uns innig mit dem Versprechen, daß wir uns bald wieder sehen. Auch unsere Tochter Ellen drückte mich zum Abschied, und auch Fritz war es anzusehen, daß er mich lieber gleich mitgenommen hätte. Am frühen Sonntag Morgen so gegen 5.30 Uhr wurde ich über unserem Waldstück abgesetzt. Anita hatte von meinem Ausflug nichts mitbekommen, da sie ihren Rausch ausschlief, und die beiden Jungens waren bei den Schwiegereltern gut aufgehoben.

So gingen die Monate dahin. Ich stürzte mich intensiv in meine Arbeit, und der relativ kleine Polsterladen warf gute Gewinne ab. Kam ich mit guter Laune abends nach Hause, weil der Umsatz im Laden gut war und ich dies Anita berichtete, bekam diese oft Wutanfälle und sagte zu mir: „Erst wenn du einmal am Boden bist, wird es mir besser gehen." Ich bezog diese Ausfälle auf ihre Alkoholkrankheit und konnte mir nicht denken, daß sie diese Äußerungen wirklich ernst nahm.

In der kleinen Straße, wo wir wohnten, hatte ich ein Baugrundstück von 600 qm Größe gekauft. Ich hatte mir überlegt, daß die Vergangenheit gezeigt hatte, daß Grund und Boden immer von bleibenden Wert sind. Ich hatte Ende 1980 DM 45.000,- in einen Bausparvertrag eingezahlt, hatte auf meinem Konto bei der Deutschen Bank DM 92.000,- an Guthaben sowie das bezahlte Grundstück und war vollkommen frei von Schulden.

Der Leiter der Bankfiliale, ein Herr Koltge, lobte mich jedes Mal wegen meiner Tüchtigkeit und daß kein junges Unternehmen aus seinem Kundenkreis so schnell zu Erfolg gekommen ist, wie ich mit meinem Polsterladen. Leider war ich damals so naiv, ihm zu glauben.

Nachdem mir Anita täglich in den Ohren lag, auf unserem Grundstück endlich zu bauen, erkundigte ich mich bei Herrn Koltge, dem Leiter der Deutschen Bankfiliale, nach Finanzierungsmöglichkeiten. Dieser. gab mir ein Formular, wo alles drauf stand, was eine Bank an Unterlagen so benötigte. Nachdem ich ihm diese Unterlagen beigebracht hatte, sagte er, daß ich ihm einen Kaufvertrag für das Haus noch bringen sollte. Zwischenzeitlich hatte Anita mit einem Bauunternehmen aus unserem Wohnort verhandelt, die uns gern ein Haus bauen wollten. Unsere Überlegung war, ein Bauunternehmen aus unmittelbarer Nähe würde auch schneller jede Beanstandung erledigen, obwohl dieses Haus als Fertighaus sogar noch teurer war, als ein vergleichbares, welches Stein auf Stein errichtet würde. Der Vorteil des Fertighauses bestand in der kurzen Bauzeit.

An einem Freitag, im Frühjahr 1980, übergab ich dem Herrn Koltge auch den gewünschten Kaufvertrag für das Haus. Dieser rechnete mir eine monatliche Belastung von DM 1700,- aus. Die Zinsen, die in dieser Summe beinhaltet waren, beliefen sich auf 7%.

Nach meinem Verdienst von damals war diese Summe für mich kein Problem. Am Montag darauf sollte ich gegen 10 Uhr vormittags bei Herrn Koltge in der Bank erscheinen, um die Finanzierungsverträge fertig zu machen.

Gegen 8.30 Uhr morgens zahlte ich Geld auf mein Geschäftskonto ein, welches ich am Freitag und Samstag vorher eingenommen hatte. Als mich Herr Koltge am Bankschalter beim Geld einzahlen sah, nahm er sofort den Telefonhörer an sein Ohr. Mir fiel nur auf, daß er dabei seine Lippen nicht bewegte. Ich dachte mir zuerst nichts dabei. Gegen 9.30 Uhr rief eine Angestellte der Deutschen Bank bei mir im Laden an, und ließ mir von Herrn Koltge mitteilen, daß ich am Mittwoch um die gleiche Zeit kommen sollte, da Herr Koltge um diese jetzt nicht könnte. Als ich am Dienstag Morgen wieder in der Bank erschien, um Geld einzuzahlen, nahm Herr Koltge, als er mich erblickte, wieder den Telefonhörer an sein Ohr, ohne seine Lippen zu bewegen. Dies machte mich allerdings nachdenklich. Gleiches geschah am Mittwoch, wo er wieder gegen 9.30 Uhr durch eine Angestellte anrufen ließ, um den Termin auf Freitag zu verschieben. In der Mittagszeit hatte ich noch einen Termin bei der Bausparkasse des gleichen Ortes. Der Leiter dieser Bausparkasse fragte mich gleich, ob meine Finanzierung mit der Bank perfekt sei? Ich schilderte ihm die Situation, worauf er sofort sagte, daß mich die Deutsche Bank über den Tisch ziehen will, da in New York an der Wall-Street die Zinsen ins Unendliche steigen. Er setzte noch hinzu, daß ein Kaufvertrag für eine Finanzierungszusage nicht erforderlich sei, denn es reiche ein Kostenvoranschlag des Bauunternehmens.

Nach dieser Auskunft ging ich sofort zur Deutschen Bank, wo Herr Koltge, als er mich hereinkommen sah, sofort wieder den Telefonhörer an sein Ohr nahm, ohne die Lippen zu bewegen. So stellte ich mich vor die Theke, wo er dahinter an seinem Schreibtisch saß. Indem er seine Hand auf den Hörer legte, sagte er mir, daß er ein wichtiges Gespräch hätte, und ich nochmals wiederkommen sollte. „Ich warte solange, bis sie den Hörer aufgelegt haben!“ war meine Antwort. Tatsächlich legte er sofort den Hörer auf, bekam einen roten Kopf, stand auf und nahm mit zitternden Händen die Mappe mit meinen Unterlagen auf und sagte zu mir: „Ich habe bisher noch keine Zeit gehabt, da hinein zu sehen, und einen Kaufvertrag sollten sie mit dem Bauunternehmen noch nicht abschließen, da die Zinsen überall ins uferlose steigen.“ „Den Kaufvertrag haben sie bereits seit Freitag in ihrer Mappe, den haben sie doch von mir verlangt!“, war meine Antwort. Mir wurde in dem Augenblick klar, daß da im Hintergrund noch andere Kräfte wirkten, die verhindern wollten, daß ein einzelner Deutscher, der keiner Loge oder Partei angehört, zu Wohlstand kam. So nahm ich meine Unterlagen und ging damit zur Bausparkasse. Der Leiter bemühte sich, und vermittelte eine Finanzierung mit der Sparkasse, wo ich 17% Zinsen zahlen mußte. Die monatliche Belastung lag dadurch nicht bei DM 1700,-- sondern bei über 3500,-- DM. Zum Glück lief mein Geschäft so gut, daß ich auch diese Belastung verkraften konnte.

Da der Laden in einer Bergmannskolonie lag, und dort nicht erweiterungsfähig war, zog ich ab Januar 1981 in einen größeren Laden um, der in der Innenstadt an 3 großen weißen Hochhäusern lag. Die Gefahr bestand, daß mein früherer Arbeitgeber Herr Lewy mir diesen vor der Nase wegschnappte. Er hatte bisher alles Unvernüftige versucht, um mir zu schaden.

Nachdem er bemerkt hatte, daß mein Geschäft gut lief, machte er meinem Hauptlieferanten das Angebot, für DM 500.000,-- Ware bei ihm zu bestellen, wenn alle Vorbestellungen an mich gestoppt würden. Der Vertreter, der mir entscheidend beim Aufbau meines Geschäftes geholfen hatte, wurde deshalb zu ihm bestellt. Als dieser das Angebot von Herrn Lewy bekam, nahm er seine Tasche und sagte zu Herrn Lewy, daß er sich morgens im Spiegel noch ansehen und sein reines Gewissen behalten möchte. Darauf muß Herr Lewy entsetzlich getobt haben. Der Buchhalter, Herr Vester, den ich später auf der Straße traf, berichtete mir darüber.

So zeigt es sich im Leben immer wieder, daß es noch Menschen gibt, die trotz allen Kampfes ihre Menschlichkeit behalten haben.
Dazu zählte auch der Vertreter Herr Mühlnickel, der seit mehreren Jahren leider nicht mehr lebt, da er Ende der achtziger Jahre an Nierenkrebs verstorben ist.

Im Januar 1981 eröffnete ich in der Stadt an den 3 weißen Hochhäusern das Polstermöbelgeschäft. Es war mir jetzt auch möglich, hochwertige Stilgarnituren und auch Ledergarnituren zu verkaufen.

Es bewarb sich ein junger Mann, der bisher als Zeitsoldat bei der Bundeswehr gedient hatte, als Verkäufer bei mir, der gelernter Schaufenstergestalter war und über sehr gute zeichnerische Talente verfügte. Im Eröffnungsmonat Januar 1981 machte ich den höchsten Umsatz, den ich in einem Monat jemals mit einem Laden gemacht hatte. DM 278.000,-- war eine stolze Summe. Dies mußte den Neid dieses Verkäufers, eines Herrn Körner, erregt haben. Die ersten 2 Jahre ging noch alles gut. Danach bekam ich von einem Lieferanten das Angebot, Polstermöbel, die in der DDR speziell für Westdeutschland hergestellt wurden, in größeren Mengen zu kaufen. Es ging hier um sogenannte Annahmeverweigerungen. Es kam oft vor, daß ein Lastzug voller Polstermöbel vor einem Möbelhaus einer Stadt im Umkreis von etwa 50 km stand. Wegen zu großer Lieferüberschreitung verweigerte der dortige Möbelhändler die Annahme. Der Lieferant, der in Ostfriesland seinen Sitz hatte, rief mich an und bot mir diese Ware zu einem erheblich niedrigerem Preis an. Es war dann ein Preispoker am Telefon. So sparte ich im Einkauf gegenüber vergleichbarer westdeutscher Ware oft bis zu 30% auf den Einkaufspreis. Die Sparkasse, zu der ich wegen der Hausfinanzierung übergewechselt hatte, räumte mir dafür einen Dispokredit von DM 100.000,-ein.

Für zusätzlich DM 1000,- pro Monat hatte ich eine Tiefgarage mit einer Lagerfläche von 500 qm angemietet. Dort konnte ich diese Polstermöbel einlagern. Das Geschäft lief weiterhin gut, da ich mit Hilfe des Herrn Körners, einen Prospekt gestaltete, der wie eine Zeitung aufgemacht war. Auf der ersten Seite mit einer lustigen Geschichte, innen mit einem Kreuzworträtsel, wo der Einsender bis DM 100,-- gewinnen konnte, und auf der letzten Seite Omas Backrezept. Dadurch brauchte ich nicht die Tagespresse, und war weitgehends unabhänigig.

So ging die Zeit dahin, bis ich eines Tages plötzlich nach Spanien fliegen mußte. Meine Schwester und mein Schwager hatten sich dorthin abgesetzt, weil das Finanzamt erhebliche Steuern von ihnen verlangte. Sie hatten ihre Ferienwohnungen, die sich meine Schwester teilweise vor ihrer Ehe mit Rudi schon gekauft hatte, nicht angegeben, und auch die Einnahmen, die durch die Vermietungen hereinkamen. Ein Finanzbeamter, der auch eine Wohnung dort besaß, aber mit den Vermietungen nicht so viel Glück hatte, zeigte meine Schwester und meinen Schwager beim deutschen Finanzamt wegen Steuerhinterziehung an.

Im Herbst 1980 hatten sich die beiden nach Spanien abgesetzt. 1982, im Herbst, starb mein Schwager Rudi an Leberkrebs. Meine Schwester besuchte mich im April 1983, und ich brachte sie am Dienstag, den 19. April 1983, zum Flughafen nach Düsseldorf. Wir saßen noch im Flughafencafe zusammen, und ich hatte ein wehmütiges Gefühl, was sich noch verstärkte, als ich meine Schwester das letzte Mal durch den Zoll gehen sah. Mit innerer Unruhe rief ich sie am Mittwoch in ihrer spanischen Wohnung an, leider hörte sie nicht. Am Donnerstag erreichte ich sie endlich telefonisch, und sie sagte mir, daß sie bei spanischen Freunden eingeladen war. Das beruhigte mich etwas, und ich sagte ihr, daß ich mir große Sorgen um sie gemacht hätte, könnte mir aber verstandesmäßig nicht erklären, warum. Sie beruhigte mich und versprach mir, mich öfter anzurufen. Am Samstag Vormittag rief mich plötzlich meine Mutter im Geschäft an. Sie war ganz aufgeregt und sagte, daß aus Spanien ein Anruf gekommen ist, daß meine Schwester im Krankenhaus liegt und aus dem Koma nicht wieder aufgewacht wäre. So war ich jetzt gezwungen, meinem Verkäufer, Herrn Körner, den Laden anzuvertrauen.

Im Krankenhaus in Alicante sah ich meine Schwester nur noch tot. Sie hatte ein friedliches Lächeln im Gesicht, als würde sie in eine schönere Welt hineinsehen. Eine spanische Familie half uns entscheidend. Die Beerdigung wurde durch diese organisiert. Ohne die spanische Familie mit dem deutsch klingenden Namen Grau, wären meine Mutter und ich recht hilflos gewesen. Meine Schwester sprach perfekt spanisch und kam dadurch dort gut zurecht. Aber die Schwierigkeiten fingen dann für uns erst an. Einige Tage später bekamen wir vom Krankenhaus den Totenschein. Die Todesursache war eine Emboli. Ein Blutgerinnsel hatte sich im Bein gebildet und eine Hauptader verstopft. Sie hatte ca. 30 Stunden auf dem Parkplatz eines Supermarktes hinter dem Steuer ihres Autos gesessen, bis ein Parkplatzwächter feststellte, daß er meine Schwester schon am Mittag des vergangenen Tages am Steuer ihres Pkws auf dem Parkplatz hat sitzen sehen. Leider hatte ihr Kreislauf versagt, und die spanischen Ärzte haben sie nicht wieder ins Leben zurückholen können.

Die nächste Frage, die wir uns stellen mußten: „Wo hatte meine Schwester überall ihre Bankkonten?“ Dann stellte sich die Frage nach dem Vermietungsplan für die Wohnungen. Der spanische Verwalter der Ferienanlage hatte sich eine holländische Freundin zugelegt, die angeblich bei Amsterdam in Holland ein Bordell besitzen sollte. Leider mußten wir feststellen, daß einige Haushaltgeräte aus den Wohnungen verschwanden, daß Strom verbraucht wurde und Gäste nicht gemeldet wurden.

Meine Mutter blieb vorerst in Spanien, und ich mußte schon wegen meines Geschäftes nach 10 Tagen wieder nach Deutschland zurück fliegen. Die Umsätze in meinem Laden waren während meiner Abwesenheit in den Keller gegangen. Auch während meiner Anwesenheit brachte Herr Körner immer weniger Umsatz zusammen. Oft kam es vor, daß Kunden den Laden betraten, die mich persönlich kannten, und mir sagten, daß sie eine neue Polstergarnitur benötigten, und nachdem sie von Herrn Körner bedient wurden, wortlos den Laden wieder verließen. Ich wunderte mich, da Herr Körner auf Provision arbeitete und es ihm gleichgültig war ob ein Kunde etwas kaufte oder nicht. Daß er verkaufen konnte, hatte er in der Vergangenheit oft bewiesen. Bediente ich die Kunden persönlich, kam es meistens zum Kaufabschluß. Leider war ich auf Herrn Körner angewiesen, da ständig Feriengäste, die im Frühjahr eine Ferienwohnung bei meiner Schwester vor deren Tod noch gebucht hatten, anriefen und nach einer Bestätigung für die Buchung fragten. Ständig hörte ich, daß Gäste Urlaub gemacht hatten, aber von dem spanischem Verwalter kam keine Rückmeldung. Angeblich wären die Gäste dort nie angekommen.

Dagegen wurde in den Ferienwohnungen ständig Strom und Wasser verbraucht. Deshalb war ich wieder gezwungen nach Spanien an die Costa Blanca zu fliegen, um dort nach dem Rechten zu sehen. Als ich nach 10 Tagen wieder zurück kam, stellte ich fest, daß vom Lager eine Reihe an Couchtischen fehlten. Herr Körner sagte nur, daß er seine Augen nicht überall haben könnte, und es könnten auch die Aushilfsfahrer einiges an Tischen mitgenommen haben. Außerdem hätte der Hausmeister von den 3 weißen Hochhäusern einen Nachschlüssel für unser Lager. Es war schwer für mich. Wen sollte ich verdächtigen?

Bevor meine Schwester verstarb, hatte ich in einem Hotel am Bodensee Zimmer für Anita, unseren gemeinsamen Sohn und mich bestellt, was nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte. So fuhren wir zum Bodensee. In den ersten 10 Tagen des Monats Juli 1983 hatte der Laden einen Umsatz von DM 43.000,- erbracht. Während meiner Abwesenheit in den nächsten 14 Tagen kamen ganze 10.000,- DM hinzu. Der Umsatz erhöhte sich erst wieder, als ich mit im Laden stand. Mir fiel auf, daß Herr Körner nicht mehr in den Urlaub fuhr und sich diesen auszahlen lassen wollte.

Im November rief mich meine Mutter aus Spanien an und sagte mir, daß sie von mir eine Generalvollmacht benötigte, da ich mit erbberechtigt bin. So war ich wiederum gezwungen nach Spanien zu fahren. Diesmal fuhr ich mit dem Auto und nahm unseren gemeinsamen Sohn Uwe mit, der einige Wochen vor den Weihnachtsferien dafür aus der Schule beurlaubt wurde. Zu Weihnachten 1983 war ich wieder zu Hause. Der Umsatz war während meiner Abwesenheit wieder in den Keller geruscht. Nun bekam ich langsam Schwiergkeiten, da mein Konto bei der Bank nur noch rote Zahlen aufwies. Auch die betriebliche Auswertung des Steuerberaters wies über das ganze Jahr gesehen nur minimale Gewinne aus. Herr Körner kündigte von sich aus und nahm in einem anderen Möbelhaus eine schlechter bezahlte Stelle als Verkäufer an. Eine Überprüfung des Lagerbestandes ergab, nachdem ich aus Spanien zurück war, einen hohen Fehlbestand. Die Inventur ergab einen Fehlbestand von DM 92.000,-- zu Einkaufswerten. Nach der Beratung durch meinen Steuerberater und durch meinen Rechtsanwalt, zeigte ich den Diebstahl bei der Kripo an. Nach den intensiven Recherchen der Kripo erhärtete sich der Verdacht, daß Herr Körner hinter dem Diebstahl steckte. Es wurden nur diese Polstergarnituren entwendet, die ich in großen Stückzahlen eingekauft hatte. Diejenigen Polstergarnituren, die gezielt einzeln von meinen Kunden bestellt waren, wurden nicht angerührt. Ein Fremder stiehlt die besten Polstergarnituren, und ein Kundiger stiehlt diejenigen, wo es nicht sofort auffällt.

So ist neben der Trauer um meine Schwester ein großer materieller Verlust hinzugekommen. Das Jahr 1984 wurde ein hartes Jahr für mich, da ich allein im Laden stand, und ein Verkäufer zu teuer war. Die Großeinkäufe waren wegen des fehlenden Kapitals nicht mehr möglich. Aber ich war noch gesund, konnte arbeiten.

Leider bekam ich mit meiner Frau Anita immer mehr Ärger, weil wir uns nicht mehr alles leisten konnten. Ab Herbst gelang es mir, die Umsätze wieder zu steigern, so daß ich hoffen konnte, aus meinem Schlamassel heraus zu kommen.
Ich stand unter ständigem Druck von Anita, die sich beschwerte, daß ich nie mit ihr einkaufen ginge und mehr Zeit für meine Kunden aufbringen würde.
Im Frühjahr 1985 stand ein ehemaliger Arbeitskollege von meiner früheren Arbeitsstelle vor meiner Ladentür und erzählte mir, daß er arbeitslos wäre. Er war einer derjenigen, die nicht ganz so rabiat waren und mir ab und zu im Anfang beim Polstermöbelverkauf in der Hauptfiliale Informationen gaben.

Er war später vom Verkäufer zum Filialleiter und dann zum Handelsbevollmächtigen in dem Polstermöbelunternehmen aufgestiegen.

Er machte mir das Angebot, vorerst kostenlos bei mir zu arbeiten, und danach sich mit DM 100.000,-- an meinem Unternehmen zu beteiligen. Natürlich zögerte ich, Willi Peters mit aufzunehmen, da ich bisher nur schlechte Erfahrungen mit Angestellten, bis auf mein erstes Lehrmädchen, die absolut ehrlich war, gemacht hatte. Aber die ständige Nörgelei von Anita nervte mich, so daß ich den Versuch unternahm, Willi Peters auf Probe mitarbeiten zu lassen. Da er ein guter Verkäufer war und anfangs auch tüchtig mitarbeitete, ging der Umsatz in die Höhe, und es gelang mir sogar, einen Teil meiner Schulden abzubauen. Auch war es jetzt möglich, mal ein verlängertes Wochenende zu machen. Jetzt hatte ich für Anita auch etwas mehr Zeit, aber jetzt schimpfte sie, weil Willi Peters, den sie nicht leiden konnte bei mir arbeitete.

Was sollte ich tun? Seit einigen Jahren hatte ich, bis auf eine Ausnahme, keinen richtigen Urlaub mehr gemacht.

So vergingen die Monate, bis ich im Oktober 1985 einen Anruf von einem Reisebüro aus einer benachbarten Großstadt bekam, daß dort auf meinen Namen eine Karibikkreuzfahrt für 5 Personen über Weihnachten zum Preis von knapp 40.000,- DM gebucht worden sei. Ich dachte sofort an Herrn Körner, der zwischenzeitlich von der Kripo vernommen worden war. Da keine Anzahlung gemacht wurde, und auch keine Unterschrift dem Reisebüro vorlag, war die Buchung ungültig. Nach Auskunft des Personals des Reisebüros hatte ein junger Mann unter meinem Namen die Reise telefonisch gebucht.

Eines Morgens klebte an meiner Ladentür ein Zettel mit der Aufschrift: Altmann,du Verbrecher. Es war unverkennbar die Handschrift von Herrn Körner. Ich hob den Zettel auf, um Beweismaterial gegen Herrn Körner zu sammeln.

Mein Rechtsanwalt gab mir den Rat, daß ich per Zeitungsanzeige ein Preisausschreiben starten sollte, indem ich die Kunden auffordern sollte, mir ihre Kaufverträge aus in der Anzeige bestimmten Zeiträumen zu schicken. Es waren genau die Zeiträume, in denen Herr Körner alleine im Laden war. DM 7598,-- konnte ich nach dieser Aktion als Unterschlagung feststellen. Auch diese Beweise sammelte ich.

Als ich Anfang November 1985 abends mit meinem Pkw nach Hause fahren wollte, stellte ich fest, daß ich im linken Hinterrad einen Platten hatte. Im Dunkeln mit der Taschenlampe im Mund wechselte ich das Rad. Am anderen Morgen brachte ich das Rad mit dem Platten zu meinem Reifenhändler. Ich war mit diesem Rad in einen Nagel gefahren. Aber beim genaueren Hinsehen stellte der Reifenhändler fest, daß der Reifen von der Innenseite unter dem Fahrgestell angesägt war. Der Reifenhändler sagte mir, daß ich großes Glück gehabt hätte, denn bei 100 km pro Stunde wäre der Reifen geplatzt, was meinen Tod bedeutet hätte. Daß ich ausgerechnet mit diesem Reifen in einen Nagel gefahren wäre, hätte ich nur einem höherem Schutzengel zu verdanken. Hatten hier meine reichsdeutschen Gesinnungsfreunde ihre Hand im Spiel, und hatten den Attentatsversuch auf eine unauffällige Art vereitelt? Dabei dachte ich intensiv an Irene, die seit meinem 11. Lebensjahr mein persönlicher Schutzengel war.

Anfang Dezember 1985, an einem Montag vormittags gegen 9.30 Uhr, betraten 6 Mann von der Steuerfahndung aus Essen meinen Laden. Ich sagte ihnen auf den Kopf zu, daß sie Abgesandte des Herrn Körner sind, was diese mit gleichgültigem Gesicht hinnahmen. Diese teilten mir mit, daß gleichzeitig ebenfalls 6 Mann von ihnen vor meiner Haustür ständen, und diese aufbrechen würden, wenn keiner sie einläßt. Da zur Zeit meine Frau wegen einer Angstneurose in einer Phsychosomatischen Klinik sich aufhielt, war unser Hund, eine Boxerhündin, bis unser Sohn aus der Schule kam, allein im Haus. Ich teilte dies den Fahndern mit, worauf diese mich nach Hause fahren ließen. Willi Peters hielt solange die Stellung, und bekam durch unseren Steuerberater Unterstützung der kurze Zeit danach hinzu kam. Nach etwa 20 Minuten Autofahrt traf ich daheim vor meiner Haustür ein, wo die 6 Mann von der Steuerfahndung vor meiner Haustür standen. Der Anführer dieser Mittelstandsvernichtungstruppe, ein Herr Kropp, sagte mir: „Wenn sie 5 Minuten später gekommen wären, hätten wir die Haustür aufgebrochen und ihren knurrenden Hund erschossen!“ Da sich die Nackenhaare meiner sonst sehr gutmütigen Boxerhündin Anka sträubten, sperrte ich sie in ein Nebenzimmer ein, da ich Angst hatte, daß sie von den Fahndern sonst erschossen worden wäre. Vom Keller bis zum Dachboden wurde das Haus durchsucht. Selbst die Matratzen in den Betten wurden hochgehoben, und die Wände nach Hohlräumen abgeklopft. Aber wie zu erwarten war, die Schnüffler fanden nichts. Enttäuscht und grimmig zogen sie wieder ab, und ihr Anführer sagte, daß sie mich noch kriegen werden.

Als ich im Laden wieder eintraf, waren dort die Fahnder auch schon abgezogen und hatten alle Geschäftsunterlagen mitgenommen.

Wenige Tage später wurde selbst die Filiale der Sparkasse auf den Kopf gestellt, da Herr Körner behauptet hatte, ich hätte mein ganzes Haus mit Schwarzgeld bezahlt. Auch hier war für die Fahnder Fehlanzeige. Langsam wurde mir klar, daß es den Fahndern nicht um Gerechtigkeit ging, sondern nur darum, möglichst viel für den scheindemokratischen Staat BRD zu kassieren. Zwei Jahre lang wurde ich alle 2 Monate zur Vernehmung zum Finanzamt bestellt und im Kreuzverhör von mehreren Fahndern verhört. Im Jahre 1997 wurde ich nach für die Fahnder ergebnislosen Verhören einfach eingeschätzt. Ich hatte DM 43.000,- an Steuern nachzuzahlen. Die Begründung dieser staatlichen Raubritter war, daß es gleichgültig für das Finanzamt ist, in wessen Tasche die Gelder für die entwendete Ware geflossen sind. Da das Lager nicht aufgebrochen war, mußte die Ware verkauft worden sein, und ich als Unternehmer hätte dafür zu haften. Wie ich von meinem Steuerberater erfuhr, hatte die Fahndung bei Herrn Körner DM 45.000,- gefunden, die angeblich von mir als Schweigegeld erhalten hätte. Er zahlte darauf Steuern, da er rechtzeitig noch eine Selbstanzeige beim Finanzamt gestellt hatte. So erlebte ich hautnah diesen scheindemokratischen Staat BRD, dessen Vertreter heuchlerisch bei jeder sich bietenden Gelegenheit, die Worte Menschenrechte oder Demokratie in den Mund nehmen, aber mit ihren eigenen Bürgern oft wie mittelalterliche Feudalherren umgehen.

Zwischenzeitlich erhielt ich vom Bauordnungsamt der Stadt die Aufforderung, die von mir gemietete Tiefgarage, die ich als Lager nutzte, zu räumen. Wörtlich schrieb mir das Amt: „Sie haben gegen den § 64 der Landesbauordnung des Landes NRW verstoßen, da Sie den Bürgern wichtige Kfz.-Einstellplätze wegnehmen. Wir fordern Sie auf, binnen 14 Tagen das Lager zu räumen, da wir dieses sonst unter Polizeischutz aufbrechen lassen und ihre Waren auf Ihre Kosten entsorgen.

Mein Vermieter, eine große Immobiliengesellschaft, bestätigte mir, daß in diesem Lager noch nie ein Auto gestanden hätte und auch die übrigen Tiefgaragen, die zum gesamten Komplex gehörten, total unterbelegt sind. Auch eine große Werbeaktion hätte keine zusätzlichen Mieter gebracht. Mit dieser schriftlichen Bestätigung zog ich nun zum Bauordnungsamt der Stadt und legte diese dem zuständigem Beamten vor. Dieser Beamte, ein Herr Hecker, zuckte nur mit den Schultern und sagte: „Wir gehen nach dem Gesetz, ihnen bleibt nur die Möglichkeit zu räumen!“ „Das werde ich in die Presse bringen, und sie darin ganz besonders erwähnen,“ war meine Antwort. „Wer soll das denn abdrucken, und wenn schon, ganz klein auf einer der hintersten Seiten in der Zeitung“, antwortete Herr Hecker. Da zog ich mein zeitungsartiges Werbeblatt aus der Tasche, legte dieses Herrn Hecker auf seinen Schreibtisch und sagte: „Ich habe eine eigene Zeitung mit einer Gesamtauflage von 125.000. Statt einer lustigen Geschichte auf der ersten Seite, wird dann ein Artikel stehen unter der Überschrift: „Die Paragraphenreiter des Bauordnungsamtes.“ Außerdem ist in diesem Blatt eine halbe Seite für Bürgerproteste gegen Beamtenwillkür geplant.“ Darauf bekam Herr Hecker einen hochroten Kopf, da er mit solch einer Attacke von mir nicht gerechnet hatte. Nachdem er sich wieder etwas gefangen hatte, bot er mir für meine Lagersuche ein 3/4 Jahr Verlängerung an.

Etwa 3 Monate später bekam ich von einer Anwaltskanzlei aus Gütersloh ein Schreiben, worin ich aufgefordert wurde, mein zeitungsartiges Werbeblatt einzustellen, da ich damit angeblich gegen das Pressegesetz verstoßen würde. Bei einer Rückfrage beim hiesigen Einzelhandelsverband erhielt ich die Antwort, daß diese Kanzlei speziell für die Städte und Gemeinden in der BRD arbeitet. Der damalige Vorsitzende des Einzelhandelsverbandes erklärte mir, daß die staatlichen Institutionen nicht dulden würden, daß ein Einzelner Bürger mit solch einem Blatt so viel Macht in den Händen besitzt.

Nachdem ich durch die Mitarbeit von Willi Peters etwas entlastet wurde, und er mir versprach, eine Einlage über DM 100.000,- ins Geschäft einzubringen, entschloß ich mich schweren Herzens auf sein Angebot einzugehen. Der Kampf mit dem Finanzamt, die Verhöre, die Attacken des Bauordnungsamtes und der Ärger mit Anita machten mich langsam mürbe. Im Frühjahr 1986 sollte Willi Peters DM 100.000,- als Einlage ins Geschäft einbringen, da dann angeblich seine Sparverträge zur Auszahlung gelangen. So gründeten wir eine KG, in welcher ich die Mehrheit der Anteile behalten sollte. Anita verlangte daraufhin, daß ich meinen Anteil am Haus auf sie überschreiben sollte. Ich fühlte mich damit in die Enge getrieben, aber was blieb mir bei der ganzen Belastung, die auf mir ruhte, noch übrig. Bei einer Zugewinngemeinschaft ist auch die Ehefrau am Zugewinn beteiligt, so das Anita jetzt auch ein Mitspracherecht hatte. Sie verlangte einerseits meine Anwesenheit zu Hause aber auch ein Leben in Wohlstand. Wie sollte ich das verwirklichen?

Nachdem Willi Peters als Gesellschafter in der Firma war, entpuppte er sich als eine ganz andere Person. Er kaufte plötzlich Ware bei einer Firma ein, die ich vorher wegen Unzuverlässigkeit aus meiner Lieferantenkartei entfernt hatte. Ohne mein Wissen kaufte er einen Lastzug voll Polstermöbel ein, die dann vor meinem Laden abgeladen wurden. Es kam zu einer Auseinandersetzung, und er behauptete, daß er mich vorher informiert hätte. Was ich ihm als Lüge vorhielt. Dann war er oft schon vor Feierabend verschwunden, da er mit der Sekretärin seines früheren Chefs ein Verhältnis hatte. Seine Ehefrau rief mich an, und beschuldigte mich, daß ihr Mann bei mir so viel und so lange arbeiten müsse. Da er in Wirklichkeit bei seiner Freundin war, sagte ich ihr nur, daß sie ihren Mann eindringlich fragen solle, wo er denn gewesen wäre, jedenfalls nicht für und auch nicht im Geschäft. Es stellte sich heraus, das Willi Peters alkohol- und tablettenabhängig geworden war.

Er hatte den Aufstieg zum Handlungsbevollmächtigten bei unserem früheren Arbeitgeber offenbar nur mit diesen Suchtmitteln geschafft. Fernet Branca war seine Hausmarke, die er ständig in kleinen Flaschen mit sich führte. Gleichzeitig hatte er ständig Kaugummi bei sich, damit man seine Alkoholfahne nicht roch. So ärgerte ich mich mit ihm rum, bis eines Tages aus meiner im Büro geschlossenen Geldkassette DM 17.500,- fehlten. Er kannte das Versteck des Schlüssels. So nutzte er einen günstigen Augenblick, als ich intensiv Kunden bediente und ließ die Geldtasche außerhalb des Ladens verschwinden. Ich wollte es einfach nicht glauben, daß ein Mensch so falsch und gemein sein kann. Gleichzeitig hatte sich herausgestellt, daß er auch kein Geld besaß, mit dem er sich in meinen Laden einkaufen wollte. Nachdem ich aber die volle Gewissheit hatte, daß er nur das Geld gestohlen haben konnte, packte ich ihn am Kragen, schlug ihm im Büro mit der Faust ins Gesicht, daß er mit dem Stuhl umfiel, drehte ihm den Arm auf den Rücken, bis er zu heulen und zu jammern begann. Leider wurden wir durch Kunden, die den Laden betraten, gestört, so daß ich ihn nicht weiter in die Mangel nehmen konnte. Nachdem ich die Kunden bedient hatte, nahm ich ihm gewaltsam die Ladenschlüssel ab und schmiss ihn raus.

So stand ich wieder allein im Laden, bis plötzlich Anita auf tauchte, um mir im Laden zu helfen. Da ich in der größeren Nachbarstadt noch ein Verkaufslager hatte, wo unser Stiefsohn mit meiner Frau seit einiger Zeit arbeitete. Es wäre besser gewesen, wenn sie dort weiterhin tätig geblieben wäre.

Eines Morgens stellte ich fest, daß die Stadt ein Halteverbotsschild vor meinem Laden aufgestellt hatte. Dadurch war nicht nur das Be- und Entladen nicht möglich, sondern alle Kunden durften auf dem großen Platz vor dem Geschäft nicht mehr parken. Die zu ständige Politesse war aber anständig genug, oft ein Auge zu zudrücken, da sie wußte, daß es hier um meine Existenz ging. Ich war mir dessen bewußt, daß es sich hierbei um einen weiteren Schlag aus dem Hintergrund gegen einen unabhängigen Einzelhändler ging, der sich gerade aufraffte, aus dem Tal der Tränen wieder emporzusteigen. Eines Tages erschien nicht nur die Politesse, sondern eine Beamtin und ein Beamter vom Ordnungsamt der Stadt, da dieser aufgefallen war, daß fast keine Protokolle, trotz Halteverbot vor meinem Laden, geschrieben wurden. Hämisch grinsend schrieben sie jeden Kunden auf, der es wagte, mit seinem Auto vor meinem Laden zu halten. Auch der Amtsleiter des Ordnungsamtes, ein Herr Katz, sagte zu mir: „Tragen sie gefälligst ihre Möbel 50 m weiter bis zum nächsten Parkplatz, wenn sie Be- und Entladen müssen!“ „Und wenn es regnet?“, entgegnete ich ihm. „Das ist mir doch egal, ob ihre Möbel dabei naß werden,“ war seine Antwort. Ich merkte, daß mit diesem Mann nicht zu reden war, und sagte ihm, daß er wohl gar nicht wüßte, was die Menschen für einen Existenzkampf außerhalb seiner Amtsstube führen müssen. Er drohte mir daraufhin mit einem Verfahren wegen Beamtenbeleidigung.

Die Polizei, die ich wegen des Halteverbotsschild um Hilfe bat, versuchte sich für mich einzusetzen. Der Leiter der Dienststelle rief mich an und sagte, daß die Polizei leider nur für den fließenden Verkehr zuständig sei, und bei Herrn Katz war er nur mit seinem Einsatz für mich auf Ablehnung gestoßen. Er würde mir ja gern helfen, aber seine Befugnis wäre da zu Ende.

So stürzte mein Umsatz ab, und ich bekam obendrein wegen des Be-und Entladens meines LKW´s Protokolle.

Ein Geschäft für Damenoberbekleidung am gleichen Platz mußte schließen, da dort der monatliche Umsatz von DM 20.000,-- auf DM 3000,- bis 4000,-- zurückgegangen war.

Gleichzeitig war festzustellen, daß bei einem Optiker, der in der gleichen Stadt zwei Brillengeschäfte betrieb, über jedes dieser Brillengeschäfte ein Augenarzt einzog. Es stellte sich heraus das dieser Optiker Mitglied des Rotarier-Ordens war.

Der Normalbürger, der sicherlich hart um seine tägliche Existenz zu kämpfen hat, macht sich aber keine Vorstellungen, was der kleine Unternehmer oft für Sorgen und Nöte hat, die er vorher gar nicht absehen kann.

Im Frühjahr 1989 machte ich in meinem Polstermöbelgeschäft einen Räumungsverkauf. Eine Großvideothek wollte den Laden im Anschluß übernehmen. Gleichzeitig mußte ich mein Verkaufslager für Matratzen, das in zentraler Lage einer nahegelegenen Stadt sich befand, meinem Stiefsohn übergeben, da dieser sich eingearbeitet hatte und über gute Verkaufstalente verfügte. Dreißig Kilometer im Umkreis meines alten Ladens durfte ich mich, laut Gesetz, nach dem Räumungsverkauf, in gleicher Branche, für einen Zeitraum von zwei Jahren, nicht mehr selbstständig machen.

In einer Kreisstadt am Niederrhein eröffnete ich ein Matratzengeschäft. Der alte Matratzenladen, der unter meinem Namen schon gut lief, brachte für meinen Stiefsohn recht gute Verkaufserfolge. Leider wurde er leichtsinnig und nahm, ohne auf meine Warnungen zu hören, einen ehemaligen Berufsschulkollegen mit ins Geschäft, der in letzter Zeit nur Staubsauger als Hausierer verkauft hatte. Ich hatte meinem Stiefsohn einen Warenbestand von DM 20.000,- überlassen, den er mir nach und nach abzahlen sollte. Leider zog er mit seinem neuen Partner durch die Nachtbars, so daß, trotz gut laufendem Geschäft, ihm das Geld ausging. Meine Ware war verkauft und verpfändet, und ich kam an mein Geld nicht mehr heran. Da ich in der neuen Stadt auch Parkschwierigkeiten hatte, indem die Beamten der Kreisverwaltung sämtliche Parkplätze in der Woche zustellten, aber der Laden wegen der Nähe zur Fußgängerzone viel Geld kostete, schmerzte mich das doppelt. Nach rund einem Jahr war mein Stiefsohn pleite, und sein Kollege, der früher an den Haustüren den Leuten Staubsauger aufgeschwatzt hatte, übernahm das Geschäft.

Aber nach 2 Jahren war auch dieser pleite, und mein früherer Vermieter rief mich an, und sagte mir, daß ich den Laden sofort wieder übernehmen könnte, was ich im Juni 1991 auch direkt tat. Ich hatte den teueren Laden wohl noch am Bein, und ich bemühte mich um einen Nachmieter dafür. Ein Einzelhändler aus dem Münsterland übernahm als Untermieter diesen Laden.

Der Umsatz in dem alten Verkaufslager ging unter meiner Leitung wieder in die Höhe, alte Kunden, die mich noch gut kannten, kamen wieder zu mir, und ich sah wieder fröhlicher in die Zukunft. So gingen die Monate dahin, und meine Umsätze stiegen und damit auch die Gewinne. Gleichzeitig ging der Einzelhändler aus dem Münsterland, der meinen Laden in der Kreisstadt untergemietet hatte, auch pleite. Wie ich feststellte, hatte auch dieser Alkoholprobleme. Er schuldete mir DM 22.000,- an Miete, die ich an meinen Hauptmieter abführen mußte. Aber durch den guten Geschäftsgang verkraftete ich auch dies.

In ruhigen Minuten dachte ich oft daran, wie wohl ein Leben mit Irene bei unseren Reichsdeutschen verlaufen wäre. Es ist mir voll bewußt, daß es auch da nicht ohne ganzen Einsatz und harte Arbeit geht. Aber die ewige Existenzangst ist durch den Gemeinschaftsgeist und durch das Miteinander nicht vorhanden. Dort gibt es keine Steuerfahnder, keine Vollzugsbeamten vom Finanzamt, keine hinterhältigen Betrüger und Geschäftemacher, keine Erzwingungshaft, wenn man vergessen hat, sein Knöllchen zu bezahlen, keine Gerichtsvollzieher und keine Banken, die ihre Kunden in die Schuldenfalle locken. Nein, dort geht es menschlicher zu, nach dem deutschen Motto: „Einer für Alle, Alle für einen!“ Wie viele Familien zerbrechen an ihren Schulden und Alltagssorgen. Warum werden so viele Ehen geschieden? Weil viele Menschen in der Hölle hier leben, und gleichzeitig gaukeln die Medien ihnen das Paradies vor, und machen den Bürger vor, daß er nur zu dumm dazu ist, hier in diesem System das Paradies zu erlangen.

Das Kind, welches heute in die Schule kommt, muß sich von seinen Lehrern anhören, was ihre Großeltern doch für verbrecherische Typen im III Reich gewesen sind, da sie es zugelassen haben, ja indirekt sogar mitgeholfen haben, daß 6 Millionen Juden vergast wurden. Die Großeltern, die sich dann die Vorwürfe ihrer Enkelkinder anhören müssen, werden ihrem Enkelkind sagen, daß sie es nicht gewußt hätten, oder falls sie sich mit dem Thema auseinandergesetzt haben, ängstlich darüber schweigen, da das Nicht glauben an die 6 Millionenzahl heute in der BRD mit bis zu 5 Jahren Gefängnis bestraft wird. Kinder von Ausländern werden dann auf ihre deutschen Mitschüler und Mitschülerinnen herabsehen und sie als minderwertig betrachten. So kommt es vor, daß deutsche Kinder auf den Schulhöfen von türkischen Kinderbanden geschlagen und beraubt werden, ohne sich wehren zu dürfen.

Die Deutschen, die das Denken noch nicht verlernt haben, können nur noch ihren Kopf schütteln, wenn sie dann bei Landtags-, Kommunal- oder Bundestagswahlen immer noch die Wahlbeteiligung von fast 70% sehen und dabei feststellen, daß gerade die Politiker immer wieder gewählt werden, unter deren Regie die deutschfeindlichen Gesetze gemacht wurden. Sind die meisten Deutschen in der BRD von einer kollektiven Geisteskrankheit befallen? Die Frage stellen sich mit Sicherheit viele denkenden Ausländer. Nur so ist die heutige Abschottung der Reichsdeutschen von ihren Brüdern und Schwestern in der so angeblichen freien BRD zu verstehen.

In diesem Zusammenhang fällt mir ein Gedicht ein, was auf einen Großteil unseres Volkes zutrifft und ich den verehrten Lesern nicht vorenthalten möchte:

Zeitgemäß

Vergiß die Zeit, verlern das Denken,
mach stets ein dummes Schafsgesicht,
laß dich vom größten Ochsen lenken,
und stößt er dich, dann wehr dich nicht!
Vermeide sorgsam jeden Streit,
und halt dich fern von Politik,
dann kommst du gut durch unsre Zeit!
Es trifft dich nie ein Mißgeschick.

Dann tritt dir keiner auf die Schuhe,
dein Dasein wird dir nicht vergällt,
du hast vor allem deine Ruhe,

in deiner eignen heilen Welt.
Und bricht dereinst das Chaos aus,
du hast es nicht verschuldet.
Kopf in den Sand, wie Vogel Strauß,
gern bist du überall geduldet.

Doch wenn dir dieses Lied nicht paßt,
geht es dir schnell an Kopf und Kragen.
Dann bist du unbeliebt, verhaßt.
Die Wahrheit darfst du niemals sagen!

Es wäre allerdings zu einfach, die politische Naivität unserer Landsleute nur auf die Dauerberieselung durch Presse, Rundfunk und Fernsehen zu erklären. Dazu müssen wir auf die Zeit des Golfkrieges im Jahre 1991 zurückgreifen, wo sich irakische Elitesoldaten einem amerikanischen Reporterteam welches mit einem Hubschrauber vor einem Bunker der Elitesoldaten landete, schlotternd vor Angst ergaben. Was war geschehen ?

Unter der Leitung des amerikanischen CIA arbeiten amerikanische Wissenschaftler an Bewußtseinskontrolle und Verhaltensbeeinflußung des menschlichen Bewußtseins durch Drogen, elektromagnetische Strahlung und andere, seit Jahrzehnten untersuchte und entwickelte Methoden. Wer bisher glaubte, daß die Erforschung und Entwicklung von sogenannten Mind-Control-Methoden noch in den Kinderschuhen steckt, wurde durch den Vorfall während des Golfkrieges eines Besseren belehrt. Es geht um die persönliche Freiheit eines jeden Einzelnen, die aufgrund von Mind-Control-Techniken mehr als je zuvor bedroht ist!

Wer hat nicht nach dem kalten Krieg die sogenannten AWAC´s in niedriger Höhe am Himmel über unseren Großstädten gesehen. Diese hatten während des kalten Krieges die Aufgabe, mit ihrem riesigen Radarschirm bis zu 400 Kilometer von der Grenze ins feindliche Land hinein zu spähen. Aber was haben diese AWAC´s in niedriger Höhe über unseren Städten zu suchen? Nachdem diese Flugzeuge über unseren Städten kreisten, traten bei vielen Menschen verstärkt Depressionen, Kopfschmerzen, starke Müdigkeit und Angstzustände auf. Apotheker und Ärzte stellten dies immer am nächsten Tag fest. Experimentiert man hier mit der Bevölkerung von Millionenstädten, oder will man die Menschen von Demonstrationen gegen politische Maßnahmen abhalten?

In Rammstein in der Pfalz gibt es einen Donnersberg. Er war in vorchristlicher Zeit ein heiliger Berg der Germanen und wurde Donarsberg nach unserem germanischen Gott Donar genannt. Dieser Berg war während des kalten Krieges von den Amerikanern unterhöhlt worden, um Atom- und Chemiewaffen darin zu lagern. Nachdem nach der Wiedervereinigung von Restdeutschland diese Waffen nach den USA abtransportiert waren, versucht der CIA mit Hilfe des amerikanischen Militärs von dort aus die Bevölkerung in der Umgebung durch elektromagnetische Bestrahlung zu beeinflussen. Das menschliche Gehirn arbeitet weitgehend wie ein Sender und Empfänger.

Man kann mit Hilfe elektromagnetischer Strahlen Informationen auf die menschlichen Gehirne übertragen, und damit ganze Bevölkerungsgruppen beeinflussen, ohne daß diese es merken. Gott sei Dank funktioniert dies nicht bei allen Menschen. Wer darüber mehr erfahren möchte, der bestelle sich das Buch "Versklavte Gehirne" von Heiner Gehring, CTT-Verlag, Stadelstr. 16, D-98527 Suhl. Er kann auch an Dr. Axel Stoll, Albert-Hößler-Str. 14, 10365 Berlin schreiben und um Information fragen.

Auch wenn die Umsätze in meinem Laden stiegen, so war doch ein langsamer aber stetiger Niedergang im kleineren und mittleren Einzelhandel zu verzeichnen. Trotz Lippenbekenntnisse der Politiker taten diese in Wirklichkeit alles, um den Mittelstand zu zerstören. Am deutlichsten war es an der Zerstörung von kostenlosem Parkraum in den Innenstädten zu erkennen. Der kaufwillige Kunde, der seine Zeit um 1-2 Minuten auf einem der städtischen Parkplätze überzieht, hat dann hinter dem Scheibenwischer seines Autos ein Knöllchen hängen, was ihm DM 20,- bis DM 30,- kostet. Vergißt er dieses zu bezahlen, droht ihn der Staat sogar mit Erzwingungshaft. Was tut der Kunde? Er meidet in Zukunft den kleinen Einzelhandel im Stadtzentrum und fährt zu den großen Märkten mit eigenen Parkplätzen, wo er nichts zu bezahlen braucht. Raten wir mal, wer hinter den großen Märkten steckt? Natürlich die Großbanken, mit unseren Politikern als Vorstandsmitglieder und Aufsichtsräte, wo diese sich dicke Tantiemen einstreichen. Wen wundert es dann noch, wenn ein Einzelhändler nach dem anderen zumacht.

Welcher Bürger hat denn schon mal darüber nachgedacht, wieviel kleinere und mittlere Unternehmen man aus einem riesigen Supermarkt machen kann, mit wieviel mehr an Arbeitsplätzen, die dem Staat mehr Lohnsteuern bringen, und Geld für die Sozialversicherung, deren Beiträge durch ein Mehr an Versicherten erheblich gesenkt werden können. Dadurch würde die Kaufkraft der breiten Bevölkerung wesentlich erhöht. Offenbar sind unsere Politiker nicht daran interessiert. Es liegt auf der Hand, daß sie im höheren Auftrag handeln, um unser Volk in die Verarmung zu treiben. Man will uns auf das Niveau der 3. Welt herunterdrücken, dann klappt es im Endeffekt auch besser mit dem Einheitsvölkerbrei und ihrer Eine-Welt-Strategie.

Wie steht es in den Zionistischen Protokollen geschrieben:
„Die Gojim sind eine Schafherde, und wir sind die Wölfe. Wissen sie, was geschieht, wenn die Wölfe in eine Herde einbrechen? Sie werden ihre Augen verschließen. Wir werden ihnen versprechen, ihnen alle Freiheiten wiederzugeben, die wir ihnen nahmen, sobald als wir die Feinde des Friedens bezwungen und alle Parteien gezähmt haben. Ich brauche wohl nicht zu sagen, wie lange sie auf die Rückkehr ihrer Freiheiten warten werden.

Wozu haben wir denn diese Politik ersonnen und sie den Gojim beigebracht, ohne ihnen die Möglichkeit zu geben, die tiefere Bedeutung zu prüfen? Wozu denn sonst, wenn nicht, um auf einem Umweg das zu erlangen, was für unseren zerstreuten Stamm auf geradem Wege unerreichbar ist? Das war der Grund für unsere Organisation der geheimen Freimaurerei, die sich dessen nicht bewußt ist und uns hilft, und die gar nicht so stark ist, wie man glaubt. Wir haben diese Narren von Nichtjuden angelockt, damit sie eine Staffage für unsere Logen abgeben und ihren Stammesbrüdern Sand in die Augen streuen.
Gott hat uns, seinem auserwählten Volk, die Gnade der Zerstreuung über die ganze Erde verliehen. In dem was allen als unsere Schwäche erscheint, besteht gerade unsere Stärke, die uns nun an die Schwelle der Oberherrschaft über die ganze Welt gebracht hat. Nun bleibt nicht mehr viel auf dem Grund zu bauen übrig, den wir gelegt haben.

Das Wort Freiheit, das auf verschiedene Weise ausgelegt werden kann, wird von uns wie folgt aufgefaßt: Freiheit ist das Recht, zu tun, was die Gesetze erlauben. Diese Auslegung des Wortes wird uns zu gegebener Zeit dienen, denn alle Freiheit wird in unserer Hand sein, seitdem die Gesetze nur das abschaffen oder einführen, was nach dem vorerwähnten Plan für uns wünschenswert ist.

Mit der Presse werden wir in folgender Weise verfahren: Welche Rolle spielt die Presse heutzutage? Sie dient zur Aufreizung und Entflammung der Volksleidenschaften, die wir für unsere Zwecke brauchen. Sie sind oft schal, ungerecht, verlogen, und der größte Teil der Öffentlichkeit hat nicht die geringste Ahnung, wem die Presse in Wirklichkeit dient. Wir werden sie satteln und mit straffem Zaum zügeln; wir werden dasselbe auch mit allen anderen Erzeugnissen der Druckpresse tun. Denn was würde es uns nützen, die Angriffe der Presse zu verhüten, wenn wir andererseits die Zielscheibe von Schmähschriften und Büchern bleiben? Die Erzeugnisse der öffentlichen Meinung, deren Überwachung uns heute eine Quelle von Lasten ist, werden wir in eine einträgliche Einnahmequelle des Staates verwandeln. Wir werden eine besondere Steuer dafür einführen und die Hinterlegung von Sicherheitsgeldern verlangen, bevor wir die Gründung irgendeines Blattes oder Druckerei gestatten. Das wird unsere Regierung gegen jeden Angriff seitens der Presse sichern. Denn jeden Versuch, uns anzugreifen, wenn es überhaupt noch möglich sein sollte, werden wir mit hohen Geldstrafen belegen. Solche Maßnahmen, wie Stempelsteuern, Hinterlegung von Sicherheitsgebühren und Geldstrafen werden der Regierung große Einnahmen verschaffen.“

Weiter heißt es an anderer Stelle: "Keine einzige Ankündigung wird ohne unsere Kontrolle in die Öffentlichkeit gelangen. Das wird ja auch schon jetzt erreicht, insofern, als die Nachrichten aus aller Welt in einigen wenigen Agenturen zusammenlaufen. Diese Agenturen werden von uns bereits kontrolliert und lassen nur das in die Öffentlichkeit gelangen, was wir gutheißen.

Wenn wir es schon jetzt ermöglicht haben, die Gedankenwelt der Nichtjuden so zu beherrschen, daß sie alle ahnungslos die Ereignisse der Welt durch die gefärbten Brillen sehen, die wir ihnen aufgesetzt haben, wenn es schon jetzt keinen Staat mehr gibt, in dem die Dummheit der Gojim uns nicht alle Staatsgeheimnisse offenbart, was wird dann unsere Lage sein, wenn die anerkannten Oberherren der Welt wir sind und unser König aller Welt gebietet?“

Was wir nichtjüdischen Völker zu erwarten haben, ist die absolute Versklavung, und mit fortschreitender Technik sogar der Gedanken. Ist dann ein Leben noch lebenswert? Die Hoffnung, die der denkende Mensch heute noch hat, ist, daß seine Mitmenschen langsam aufwachen. Aber auch das Judentum ist nicht als geschlossener Block anzusehen. Auch da gibt es Menschen, die erkannt haben, daß sie von ihren Führern nur benutzt werden und denken an ein Miteinander mit den nichtjüdischen Völkern. Hat es doch im 1. Weltkrieg 12.000 Juden gegeben, die als deutsche Soldaten im Kampf für ihr deutsches Vaterland gefallen sind.
Deshalb ist es für das Internationale Judentum sehr wichtig, daß auch die Mehrheit der Juden an die 6-Millionen Gaskammertoten glaubt, da sonst die Front der jüdischen Gegnerschaft gegen das deutsche Volk aufbrechen würde.

Die nächste Frage die sich stellt: Ist Reichsdeutschland heute noch bereit zu helfen, nachdem große Teile des deutschen Volkes degeneriert sind und jede Bindung an das eigene Volk verloren haben? Warum hat es im deutschen Volk keine größeren Proteste gegeben, als der Volksverräter und ehemalige Bundeskanzler Willy Brandt 1971 in Warschau kniefällig geworden war? Die Enttäuschung über die Haltung unseres Volkes war bei unseren reichsdeutschen Schwestern und Brüdern sehr groß. Damals und auch später hat es viele Stimmen gegeben, die das bundesdeutsche Volk abschreiben wollten. Aber ein großer Teil unserer Reichsdeutschen kennen auch die technischen Möglichkeiten der Gedankenkontrolle und wissen über die ständige Medienberieselung. Dadurch ist Reichsdeutschland zu dem Schluß gekommen, erst einmal abzuwarten. Trotzdem wird es früher oder später zur großen Auseinandersetzung kommen, da es ja nicht nur um Deutschland, sondern um unseren ganzen Planeten Erde geht. Und diesen Planeten Erde wird Reichsdeutschland nicht untergehen lassen!

Der Leser wird jetzt fragen, wie es mit meiner Verbindung zu meinen reichsdeutschen Freunden und der von mir über alles geschätzten und verehrten reichsdeutschen Frau Irene geht. Wir haben sporadische Verbindungen, und ich hatte auch die Möglichkeit, aufgrund meiner reichsdeutschen Fürsprecher, den Andenstützpunkt wieder zu besuchen. So hielt ich dort in der großen Vortragshalle vor mehreren hundert Reichsdeutschen eine Rede, in welcher ich eindringlich die derzeitige Situation hier in der BRD unseren reichsdeutschen Schwestern und Brüdern schildern konnte, nachdem ein Vorredner den Reichsdeutschen ein Abwenden vom derzeitigen bundesdeutschen Volk, wegen seiner antinationalen Haltung, empfohlen hatte. Aber am Applaus, den ich bekam, merkte ich, daß der überwiegende Teil unserer Reichsdeutschen uns hier in der BRD nicht aufgegeben hat.

Es ist erstaunlich, wie unsere reichsdeutschen Brüder und Schwestern nicht nur technisch, sondern auch auf dem Gebiet der Medizin uns Europäern voraus sind. Die sich in der übrigen Welt ausbreitende Seuche Aids gibt es dort nicht, bzw. man hat sogar das Gegenmittel, um eines Tages in der übrigen Welt helfend einzugreifen. Die Menschen in den Stützpunkten werden im Schnitt weit über hundert Jahre alt und das bei bester Gesundheit. Ein Leben ohne Intrigen und Stress ist schon eine gute Voraussetzung, älter zu werden. Es kommen aber dazu die medizinischen Erkenntnisse, die für die Volksgesundheit eingesetzt werden.

So war ich erstaunt, als ich vor über einem Jahr im Andenstützpunkt war, wie jung Irene ohne Gesichtsoperation und kosmetischer Hilfe noch aussah. Nicht 72 Jahre, sondern Anfang 50 hätte man sie schätzen können. Ich bekam die Zusicherung von der Stützpunktverwaltung, daß, falls Deutschland bis nach dem Jahre 2000 noch nicht befreit ist, ich mich in einigen Jahren dort niederlassen kann, um den Rest meines Lebens dort mit Irene und unseren Nachkommen zu verbringen. Das gibt mir heute die Kraft, meine Schwierigkeiten zu überstehen und läßt mich gemeinsam mit Irene auf eine bessere Zukunft hoffen.

Aber vorerst geht der Kampf auf dem Gebiet der heutigen BRD aus dem geistigen Untergrund weiter, und so wächst die Armee im geistigen Untergrund ständig weiter heran. Immer mehr junge Menschen schließen sich uns an, da nützt auch keine Gehirnwäsche der jüdischen Medien. Die germanische Seele rebelliert in diesen Menschen gegen alles Artfremde und Abartige. Auch das Heer der Anonymen ist ein Teil von uns Reichsdeutschen geworden.

Gespräch mit Ahasver!

Dein Spiel mit Völkern und Staaten - im Ziel zur Versklavung der Welt, beleuchtet fürwahr Deine Taten, die sich Dein Wille gestellt.

Noch glaubst Du Dich sicher, geborgen, geschützt durch der Lüge Macht, - doch warte! wenn nicht schon morgen, wirst Du um Dein Handwerk gebracht.

Dein Wirken hinterließ Narben, von bleibender Gegenwart, - um Deiner Mammonsucht starben die Besten von unserer Art. Es fielen kämpfend Millionen - von Dir auf das Schlachtfeld gelenkt; selbst Kindern galt kein Verschonen, - Elite hast Du gehenkt! Von Dir aus ist alles gefährlich, was nicht Deinem Sinnen entspricht; Freude empfindest Du ehrlich, wenn alles Große zerbricht!

So manches ist Dir gelungen in jüngster Vergangenheit, - mit Hilfe bösester Zungen; - doch nur für ganz kurze Zeit.

Von dieser gleichhohen Warte bist Du von vielen erkannt; Du spielst heut´ die letzte Karte, um Deiner Selbst - aus der Hand!

Doch nichts kann heut´ Dir noch nützen, Du ahnst oder weißt es auch schon, zerbrechlich sind Lügen als Stützen; mit ihnen Ahasver! Dein Thron!

Du hast Dich geirrt in den Werten, was ehrliches Denken vermag, - auch noch im Geist der Gelehrten vom rassisch echt deutschen Schlag.

So hast Du Dich selbst gerichtet - von Haß und Mißgunst beseelt; - Du fühlst Dich zur Lüge verpflichtet, weil wahre Größe Dir fehlt!

Heut bist Du ein Opfer der Lüge, heut´ wirst Du von ihr schon geplagt; schon zeigst Du betroffene Züge von höchster Bestürzung gejagt!

Hierher gehört das seit Jahren, was Du ein, „Welträtsel" nennst; doch zeigt Dein ganzes Gebaren, daß Du die Gefahr auch erkennst!

Es ist die Furcht vor dem Werke, die jedes „UF0" erweckt und wohl das Wunder der Stärke Dich ganz besonders erschreckt!

Drum wünschst Du weit in den Fernen die Heimat der „UFOs" zu sehn noch hinter lichtschwachen Sternen Ahasver! - ich kann Dich verstehn.

Und wieder zwingt Dich die Lüge zum Kampf, ja zur Abwehrpflicht! verzeihe, daß ich Dich rüge: Besucher bekämpft man doch nicht.

Daß „UFOs" Dir Sorgen bereiten, beweist Du auf Schritt und Tritt; wie kannst Du sie dennoch bestreiten, dann macht doch keiner mehr mit!

Dein Trachten seit tausend Jahren die Welt unter Füßen zu sehn, Ahasver! - Du hast Dich verfahren, denn Lügen zerbrechen, vergehn.

Du kamst auch nicht auf Gedanken, daß man Dich gänzlich durchschaut und hast so ganz ohne Schranken auf unser Vertrauen gebaut.

Dich störten die deutschen Grenzen - Dein Geist nur Vernichtung sieht; wir dachten darum an Ergänzen an sicheres Ausweichgebiet!

Dort wurde geschafft und gehämmert; dort wurde so manches erdacht; und heut schon bei vielen dämmert, was dort im geheimen vollbracht!

Ein Vorsprung wurde gezimmert von kosmischer Qualität; wenn heut Dein Inneres wimmert, Ahasver! - es ist schon zu spät!

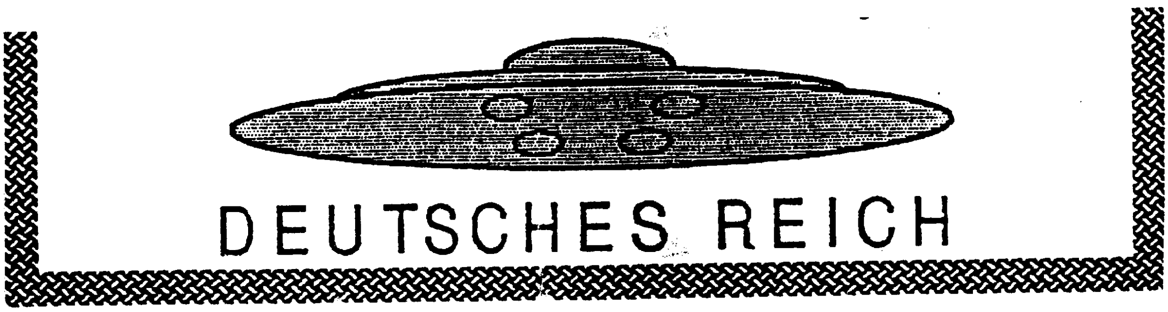
Du warst voller Freude betrunken, als Deutschland total zerbrach; der Führer im Schmerz wohl gesunken, in Ruhe den Endsieg versprach!

Dein Wüten wollte erreichen, trotzdem, noch mehr als geschah; Dein Wesen sucht seinesgleichen: Du schufst Dir ein Golgatha!

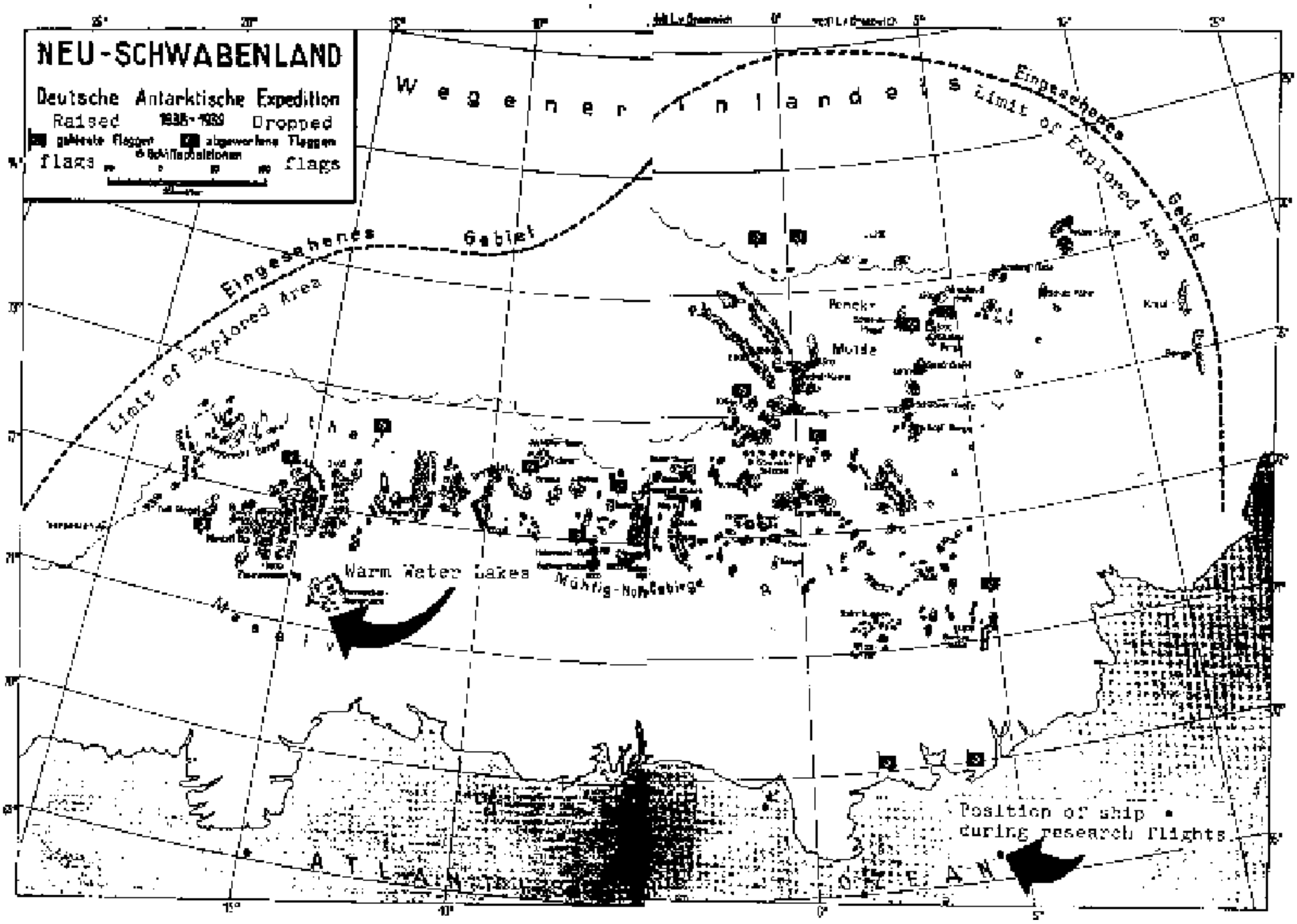
Und nun - was ist Dein Begehren? - denkst Du im Stillen vielleicht die ganze Welt zu zerstören? - dann wäre Dein Ziel noch erreicht.

Ich möchte Dich hierzu belehren, auch daran wurde gedacht; wir haben ein Mittel - in Ehren, das diese Absicht bewacht!

Die heutige Weltenwende, in die uns das Schicksal gestellt, geht mit Dir bald zu Ende, Ahasver! - zum Segen der Welt!

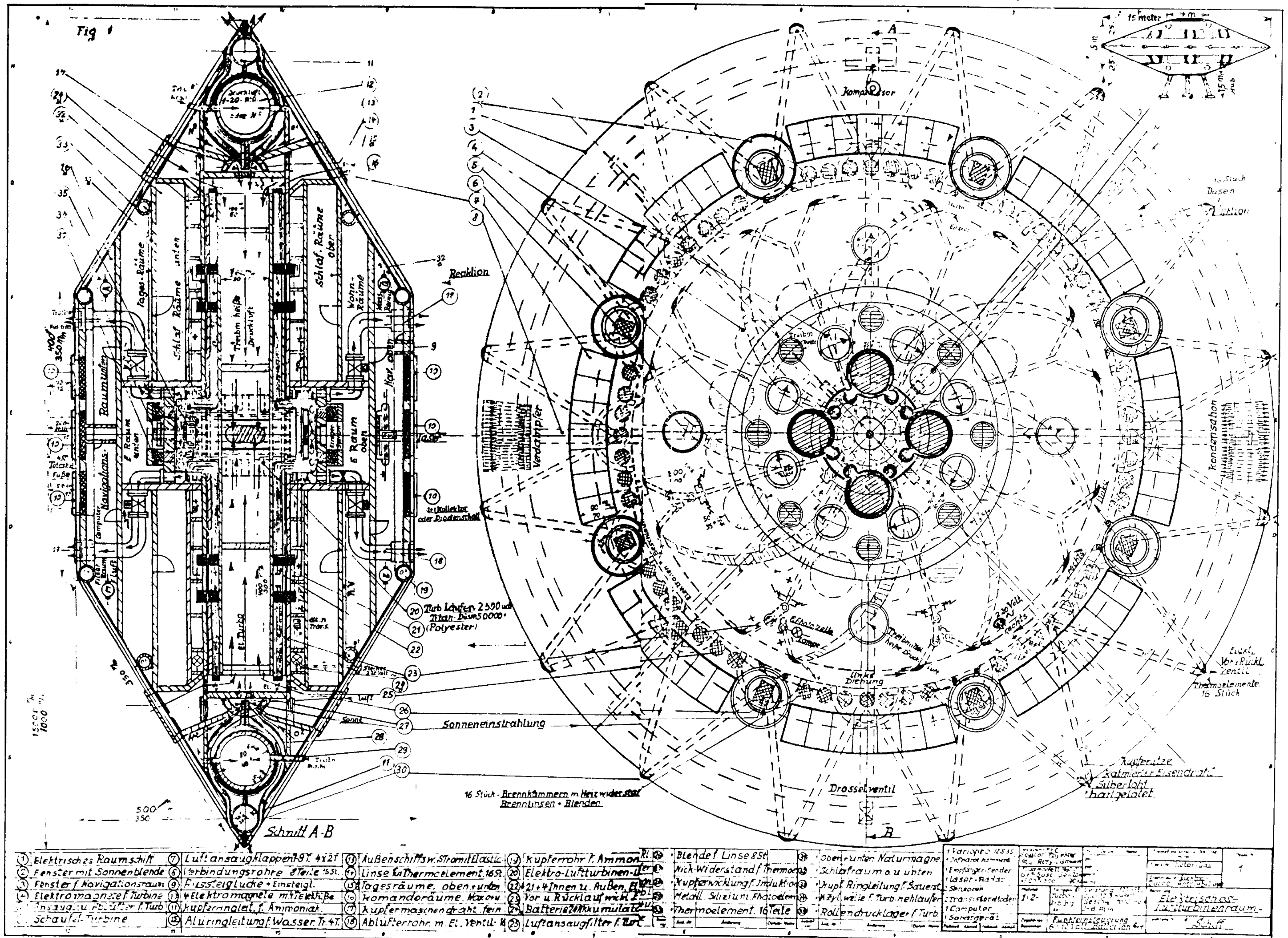


Karte von Neu - Schwabenland



Deutsche Flugscheibe mit kombiniertem Elektro-Turbo-Antrieb (Elektroneninjektor/Druckluftturbulenzgenerator)

Hier sehen Sie eine Rarität, denn aufgrund § 30a des deutschen Patentgesetzes (Staatsgeheimnis, Geheimhaltung) und der spurlos verschwundenen Alt-Patente sind Flugscheiben-Konstruktionszeichnungen so gut wie überhaupt nicht zu erhalten. Um keinen Geheimnisverrat zu begehen, kann Ihnen nur eine von vielen Konstruktionszeichnungen, die eine Forschungsmappe enthält, hier gezeigt werden. Diese Zeichnung ist entschärft und stellt nicht das Geheim-Know-how dar.



IV Flugscheibenaufriß der deutschen V7